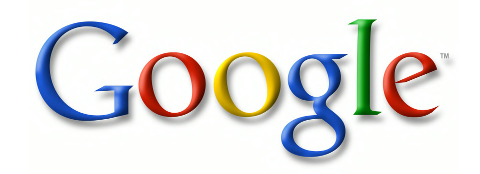


SARRE

REISE IN KLEINASIEN



Meiner lieben Schwester Grete
mit herzlichem Gruss
Fr.

FRIEDRICH SARRE

REISE IN KLEINASIEN


Übersichtsskizze
von
Dr. F. Sarre's Reise
in Kleinasien
1895.
Maasstab 1:4000000.
Kilometer (111.3 - 1°).
44 östl. L. v. Ferro
Lith. Anst. v. Leop. Kraatz, Berlin.

REISE IN KLEINASIEN

— SOMMER 1895 —

FORSCHUNGEN

ZUR

SELDJUKISCHEN KUNST UND GEOGRAPHIE DES LANDES

VON

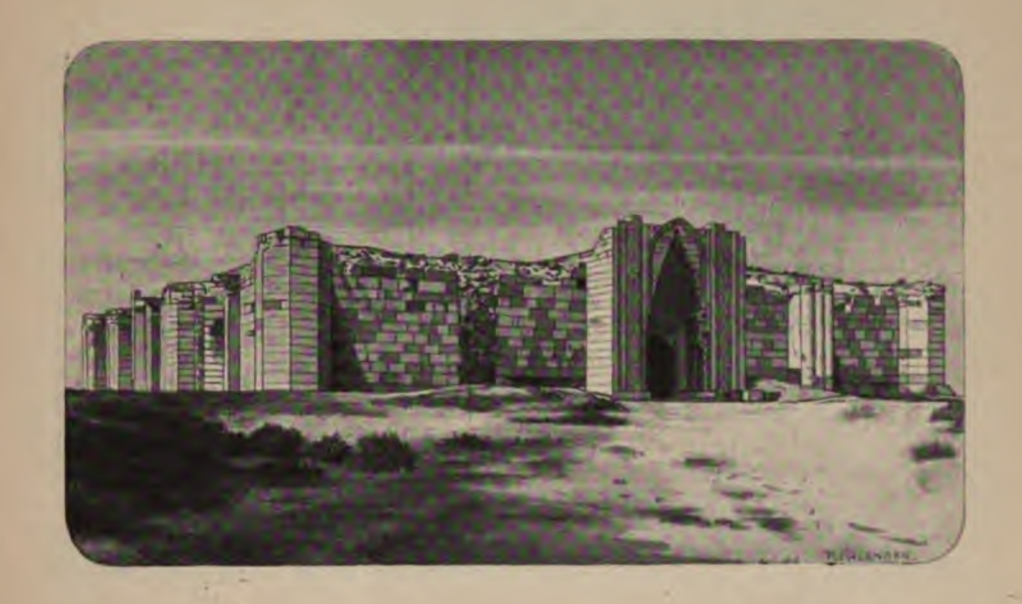
FRIEDRICH SARRE

Mit 76 Lichtdruck-Tafeln, zahlreichen, von O. GEERKE und G. REHLENDER gezeichneten Text-Illustrationen nach den Original-Photographien und mit einer Karte von R. KIEPERT nach den Routen-Aufnahmen des Verfassers

BERLIN 1896

GEOGRAPHISCHE VERLAGSHANDLUNG DIETRICH REIMER
(ERNST VOHSEN)

Druck von Otto Elsner, Berlin S.



Vorwort

Das vorliegende Buch enthält die kunstwissenschaftlichen und geographischen Ergebnisse einer kleinasiatischen Reise, welche ich in Begleitung meines Freundes Dr. med. A. Osborne, jetzigen Direktors der europäischen Augenklinik in Alexandrien, während der Monate Juni und Juli 1895 im Gebiet des türkischen Wilajets Konia, der antiken Provinzen Phrygien, Lykaonien und Pisidien, unternommen habe. Die archäologischen Resultate, Inschriftenfunde und Untersuchungen antiker Monumente, sind bereits in den Archäol.-Epigraph. Mittheilungen XIX veröffentlicht worden.

Der hauptsächlichste wissenschaftliche Zweck der Reise war die Kenntnissnahme und das Studium der frühtürkischen Architektur, jener im XIII. Jahrhundert zur Blüthezeit des seldjukischen Reiches von Ikonium entstandenen Bauten.

Schon mehrfach haben diese Zeugen einer hochentwickelten Kunst das Interesse und die Bewunderung von denjenigen Reisenden, welche nicht ausschliesslich klassisch archäologische Denkmäler der Beachtung für werth halten, auf sich gezogen, ohne jedoch der Gegenstand eines eingehenderen Studiums zu werden. Als ein dankenswerther Versuch,

---

Kopfleiste: Der Sultan Han.

der seldjukischen Architektur gerecht zu werden, ist der jüngst erschienene Aufsatz von Dr. E. Naumann (Süddeutsche Bauzeitung 1896) zu bezeichnen.

Wir liessen es uns angelegen sein, diese Baudenkmäler überall, wo wir sie fanden, eingehend zu untersuchen und auch die etwa vorhandenen Bau-Inschriften durch photographische Aufnahme oder Abschrift genau zu fixiren. Herr Dr. B. Moritz, bisher Lehrer am Orientalischen Seminar in Berlin und seit Kurzem als Direktor der Vizeköniglichen Bibliothek nach Kairo berufen, einer der ersten Kenner orientalischer Sprache und Schrift, hat die Güte gehabt, sich der mühseligen Entzifferung der von uns gesammelten Inschriften zu unterziehen. Seine Bemühungen ergaben das erfreuliche Resultat, dass die Bauten nicht nur genau datirt, sondern auch in mehreren Fällen durch die Angabe der Herkunft des Architekten kunstgeschichtlich wichtige Folgerungen gezogen werden konnten. So ist es gelungen, das Fayence-Mosaik, diese wirkungsvolle Dekorations-Weise der seldjukischen Bauten, als Arbeiten persischer Künstler nachzuweisen. Herr Dr. Moritz, dessen Antheil an der vorliegenden Arbeit durch Anführungszeichen und die Marke [B. M.] kenntlich gemacht ist, hat ausserdem in seinen Erklärungen der Inschriften nicht unwesentliche Beiträge und Berichtigungen zu der bisher wenig sichergestellten Geschichte des seldjukischen Reiches zu geben vermocht.

Erst während der Drucklegung des Buches erhielt ich von den Aufsätzen Kenntniss, welche Clément Huart in der Revue sémitique (Paris 1894/95) unter dem Titel »Epigraphie arabe d'Asie Mineure« veröffentlicht hat. Da hier eine Reihe der auch von uns abgeschriebenen Inschriften übersetzt ist, stand Herr Dr. Moritz in diesen Fällen von einer nochmaligen Wiedergabe ab und beschränkte sich darauf, seine von denen Huart's abweichenden Lesarten und Deutungen zu bemerken. Huart's Beobachtungen erstrecken sich jedoch nur auf einen Theil der von uns zurückgelegten Reiseroute, auf die Strasse von Tschai nach Konia.

Meine ursprüngliche Absicht, die auf seldjukische Kunst sich beziehenden Ergebnisse zusammen mit den epigraphischen Beiträgen des Herrn Dr. Moritz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu veröffentlichen, scheiterte an der Schwierigkeit, für die Publikation dieser wissenschaftlich getrennt liegenden Materien eine geeignete Stelle zu finden. So entschloss ich mich zu einer selbständigen Veröffentlichung, die neben den erwähnten auch die das geographische Gebiet berührenden Forschungen enthalten sollte, und der ich aus der Zahl meiner photographischen Aufnahmen ein reiches Anschauungsmaterial hinzufügen konnte. Auf diese Weise war auch Gelegenheit gegeben, meinen Beobachtungen über ältere oder moderne orientalische kunstgewerbliche Arbeiten Ausdruck zu geben und dasjenige zu publiziren, was ich in dieser Hinsicht selbst erworben habe, wie die interessanten silbernen Kirchengeräthe aus der Kirche St. Stephano

auf der Insel Nis im See von Egherdir. Herr Max Heiden, Verwalter der Stoffsammlung im Kgl. Kunstgewerbe - Museum zu Berlin, hat es in dankenswerther Weise übernommen, die während der Reise in den verschiedenen Ortschaften gesammelten Stickereien in einem im Anhang wiedergegebenen Aufsatze zu behandeln.

Als ein werthvolles Ergebniss unserer Reise betrachte ich die Karte, welche Herr Dr. Richard Kiepert auf Grund unserer Routen-Aufnahmen konstruirt, gezeichnet und mit einem erläuternden Beiwort versehen hat. Sie enthält, abgesehen von Verbesserungen der bisherigen, einige neue, noch nicht aufgenommene Routen. Auf dieser Karte sind auch die Höhenmessungen angegeben, welche Herr Dr. Frhr. von Danckelman nach unseren Beobachtungen am Aneroïd und Siedeapparat zu berechnen die Güte hatte.

Bei dem nunmehrigen, verschiedene wissenschaftliche Gebiete berührenden Inhalt des Buches konnte es in keiner anderen Form, wie als Reisebeschreibung abgefasst werden. Sie bildet gleichsam den Rahmen für die an den betreffenden Stellen eingefügten Abhandlungen und Bemerkungen kunstwissenschaftlichen Inhalts und für die Ergebnisse sprachwissenschaftlicher Forschung.

Bei einem verhältnissmässig kurzen Aufenthalt in Kleinasien will und kann die Arbeit nicht den Anspruch erheben, das berührte Ländergebiet, die Sitten seiner komplizirten Bevölkerung genau und irgendwie eingehender zu schildern. Für diesen Mangel, dessen ich mir wohl bewusst bin, mögen die beigefügten, nach photographischen Aufnahmen hergestellten Lichtdrucktafeln und Zeichnungen einen geringen Ersatz bieten.

Den hohen Deutschen Reichs- und Preussischen Staats-Behörden, welche durch Empfehlungen meine Reise ermöglicht und in jeder Weise unterstützt haben, spreche ich den ergebensten Dank aus.

Auch allen denen, welche durch Mitarbeit und Anregung um die Herausgabe des Buches bemüht waren, vor allem den Herren Dr. B. Moritz und Dr. R. Kiepert, schulde ich aufrichtigen Dank, zu dem ich mich auch der Verlagshandlung gegenüber in besonderem Maasse verpflichtet fühle.

Nicht unerwähnt möchte ich zum Schluss das liebenswürdige Entgegenkommen und die Unterstützung meiner wissenschaftlichen Zwecke lassen, welche ich stets auf meiner Reise von Seiten der Beamten der Kaiserlich Türkischen Regierung gefunden habe.

Berlin, im November 1896

FRIEDRICH SARRE

Inhalts-Verzeichniss

ANHANG

Verzeichniss der Text-Illustrationen

VERZEICHNISS DER LICHTDRUCK-TAFELN



I. KAPITEL

VON SMYRNA NACH DINER

Mitte März 1895 trat ich von Berlin aus eine seit längerer Zeit vorbereitete Reise nach Kleinasien an. Der wissenschaftliche Zweck derselben war ein doppelter; einerseits wollte ich die bemerkenswerthesten antiken Kulturstätten auf ionischem Boden kennen lernen; andererseits hatte ich die Absicht, die Baukunst des Islams zu studiren, wie sie hier in der Architektur der seldjukischen und osmanischen Türken zu Tage tritt. Mein langjähriger Freund, Dr. med. Alfred Osborne, hatte sich entschlossen, mich zu begleiten. Nach kurzem Aufenthalt in Sicilien und Athen trafen wir in den ersten Tagen des April in Smyrna ein. Von hier aus unternahmen wir grössere und kleinere Touren, z. Th. unter der liebenswürdigen Führung und Begleitung von Herrn Geh. Rath Dr. Carl Humann und des deutschen Generalkonsuls Herrn Dr. Stannius. Wir besuchten Pergamon, Samos, Magnesia, Priene, Milet und andere interessante Ausgrabungsstätten oder Ruinen der kleinasiatischen Küste. Während eines dreiwöchigen Aufenthaltes in Konstantinopel bewarb ich mich bei der Kaiserlichen Botschaft um die für eine wissenschaftliche Reise ins Innere nöthigen Empfehlungen der türkischen Regierung. Diese Reise sollte sich in das Gebiet der alten Provinzen Phrygien, Pisidien und Lykaonien, in das heutige Wilajet Konia erstrecken. Da wir beabsichtigten, vorher noch das im Mäanderthal liegende Hierapolis zu besuchen, hatte ich auch für die Provinz Aidin Empfehlungen erbeten. Als muthmaassliche Dauer der Reise waren etwa 2 Monate in Aussicht genommen worden.

Kopfleiste: Brücke über den Mäander bei Ahmedli.

Nach der Rückkehr von Konstantinopel nach Smyrna, die Ende Mai erfolgte, galt es zunächst, die nothwendigen Vorbereitungen zu treffen. Eine der wichtigsten Fragen, die Wahl eines tüchtigen und geeigneten Dieners, wurde durch die Bereitwilligkeit des Herrn Dr. Stannius gelöst, der uns seinen griechischen Koch Nikola abtrat. Dieser hatte als Diener Humanns schon an mehreren Reisen im Innern von Kleinasien Theil genommen und war der türkischen Sprache mächtig genug, um uns als Dolmetsch dienen zu können. Die vorzügliche Schule, die er als Reisebegleiter Humanns durchgemacht hatte, bürgte uns vor Allem für seine Tüchtigkeit, und wir folgten darum vertrauensvoll seinen Vorschlägen bei der Auswahl der mitzunehmenden Konserven und anderer für die Reise unentbehrlicher Gegenstände. Die letzten Tage in Smyrna gingen uns unter diesen Rüstungen schnell vorbei. Herr Dr. Stannius stellte uns noch Sr. Exc. dem Gouverneur von Smyrna vor, der uns Begleitschreiben für die Mutessarifs von Magnesia und Denizli ausstellen liess.

Am Sonnabend, den 8. Juni, Morgens 9½ Uhr, verliessen wir endlich Smyrna, um auf der einer englischen Gesellschaft gehörenden Eisenbahn unser nächstes Ziel, Alaschehir (Uebersichtsskizze: Ala Schehr), zu erreichen. Von hier aus gedachten wir, südwärts über Buladan nach Hierapolis zu gehen und dann die dort vorüberführende zweite von Smyrna kommende Eisenbahnlinie — die dem Thale des Mäander, des zweiten grösseren, vom Hochplateau zur Westküste herabkommenden Flusses, folgt — bis zu ihrem Endpunkt Diner zu benutzen. Hier sollte dann die eigentliche Reise ins Innere ihren Anfang nehmen; während die kürzere Tour vorher, von Alaschehir nach Hierapolis, mehr dazu dienen sollte, uns mit der Art des Reisens im Innenlande von Kleinasien einigermaassen vertraut und für die spätere grössere Expedition erfahrener zu machen.

Die Fahrt von Smyrna nach Alaschehir bietet landschaftlich viel Interessantes. Nach einer kurzen Anfangsstrecke am blauen Golf von Smyrna entlang, jenseits dessen an der entgegengesetzten südlichen Seite die »Beiden Brüder« (türk. Iki Kardasch) aufragen, wendet sich die Bahn nordwärts und tritt in das Thal des Gediz Tschai, des alten Hermos, ein, dem sie dann mit einer Ausbiegung nach Osten folgt. Durch ein enges Felsthal gelangten wir in die fruchtbare Hyrkanische Ebene, die mit Mais, Wein und Tabak reichlich angebaut ist, und erreichten gegen Mittag Manissa (Uebersichtsskizze: Manisa), das antike Magnesia am Sipylos, der sich — ähnlich dem Olymp bei Brussa — als eine gewaltige Mauer hinter der Stadt emporbaut. Die zahlreichen Moscheen, vor allem die von Sultan Selim, heben sich mit ihren Kuppeln und Minares wirkungsvoll von dem dunkeln Hintergrund des Berges ab. Wir hatten Magnesia schon vor einigen Wochen von Smyrna aus besucht und begrüssten nun auf dem Bahnhof den alten Hassan Mustafa, der uns damals zum Kybele-Bild und

auf den »Thron des Pelops« geführt hatte. Beide Denkmäler sind östlich der Stadt am Abhang des Sipylos von der Bahn aus sichtbar. Das Erstere ist ein kaum noch erkennbares Kolossalrelief der sitzenden Göttermutter, das früher irrthümlich für das Bild der trauernden Niobe gehalten wurde; der »Thron des Pelops« gehört zu den am Gipfel eines steil emporsteigenden Felsens befindlichen Resten der uralten Königsburg Tantalis, die von einer Art Thronsessel, eben dem von Herodot erwähnten Thron des Pelops, gekrönt wird: jedenfalls eine in frühe Zeiten zurückreichende Kultstätte. Humann hat im Jahre 1880 diesen Fels zuerst erstiegen, und der schwierige Aufstieg ist seitdem nicht oft wiederholt worden, obschon die Mühe reichlich belohnt wird. Der Blick von oben gewährt ein Bild von packendem Reiz. Gleich hinter dem Felsthrone, nur durch eine enge Schlucht getrennt, ragt die steile Wand des Sipylos empor, während sich tief unten die fruchtbare Hyrkanische Ebene ausbreitet, und das Auge über den grössten Theil des Hermosthales ostwärts bis zu den Höhen von Sardes schweift. Die Erinnerung an den erhebenden Genuss, den uns die Besteigung dieser merkwürdigen Oertlichkeit bereitet hatte, wurde in uns lebendig, als wir jetzt vom bequemen Coupé aus zu der »Tantalis« emporschauten.

Bald darauf wird das südliche Gebirge niedriger, und es erscheint jenseits des Hermos eine grosse Anzahl von grösseren und kleineren Tumuli, die Nekropolis von Sardes. Unter diesen ist der sogen. Grabhügel des Alyattes, des Vaters des Krösos, besonders bemerkenswerth und erst vor kurzer Zeit einer archäologischen Untersuchung, die allerdings nichts Bemerkenswerthes ergab, unterzogen worden. Bei der kleinen Station Sart liegen die Ruinen der einst so berühmten lydischen Hauptstadt. Die mächtigen Säulen eines Kybeletempels ragen hier als Reste aus hellenistischer Zeit am Westfusse des Burgfelsens empor, von dessen Spitze nur noch wenig Mauerwerk in die Ebene herabblickt.

Hinter Sardes verlässt die Bahn den Hermos und führt in südöstlicher Richtung im Thal des Kuzu Tschai durch eine fruchtbare Ebene nach Alaschehir, dem antiken Philadelphia. Hier, am Endpunkte der Bahn, langten wir um $5^1/_2$ Uhr an, hatten also die 169 km betragende Strecke in 8 Stunden zurückgelegt. In einem einfachen, aber sauberen Gasthof, der in der Nähe des Bahnhofs vor der Stadt gelegen war, fanden wir Unterkunft.

Noch an demselben Abend erkundigten wir uns nach den für die beabsichtigte Tour nöthigen Pferden und erfuhren, dass zur Zeit nur eine geringe Anzahl vorhanden sei, da die meisten während der Sommermonate auf die Weide getrieben würden. Am nächsten Morgen (9. Juni) probirten wir einige Pferde. Es waren muntere Thiere, Hengste, von jener untersetzten, aber dauerhaften Rasse, die man allgemein in Kleinasien trifft. Die deutschen Bocksättel, die wir ihnen auflegten, schienen

1*

ihnen eine ebenso ungewohnte Einrichtung zu sein, wie uns die ausserordentlich scharfe Zäumung, die in einer Kandare mit langen Anzügen und einem eisernen Ringe statt der Kinnkette besteht, und die bewirkt, dass die Thiere meist hinter den Zügel gehen. Statt der Sporen bedient sich der Türke der scharfen schaufelartigen Steigbügel, die dem Thiere in die Flanken getrieben werden. Auch der Beschlag weicht von dem in Europa üblichen ab; das Hufeisen wird durch eine die ganze Hufflächc bedeckende Platte ersetzt. Mit dem Besitzer der uns vorgeführten Pferde wurden wir alsbald dahin Handels einig, dass er uns drei Reit- und drei Packpferde, sowie zwei Mann zu deren Pflege stellte und pro Pferd täglich $^3/_4$ Medschidie (ungefähr 2,70 M.) bekommen sollte. Dagegen behielten wir uns das Recht vor, Leute und Pferde jederzeit zurückzuschicken, falls wir mit ihnen unzufrieden wären.

Nachdem so die Pferdefrage erledigt war, besuchten wir die nahegelegene Stadt, die noch von einer theilweise zerstörten und in Trümmern liegenden Mauer umgeben ist. Sie soll 15000 Einwohner, darunter viele Griechen, zählen und ziemlich wohlhabend sein. Selten habe ich eine Stadt in Kleinasien gesehen, die so wenig des Interessanten bietet, wie Alaschehir. Die spärlichen Reste der antiken, von König Attalos I. Philadelphus gegründeten Stadt sind ebenso wenig zahlreich und bedeutend, wie die Bauwerke aus byzantinischer oder türkischer Zeit. Die Privathäuser sind einfache Holzbauten oder Lehmhütten, erstere meist von Griechen, letztere von Türken bewohnt; die Moscheen entbehren jedes künstlerischen Schmuckes. Aus der mittelalterlichen Geschichte der Stadt sind die Kämpfe besonders bemerkenswerth, die während des XI. und XII. Jahrhunderts die Byzantiner und seldjukischen Türken um ihren Besitz geführt haben, bis sie endlich im Jahre 1391 durch Sultan Bajazid erobert wurde und damit endgiltig unter die osmanische Herrschaft kam. Die Erinnerung an die schweren Schicksale, die Alaschehir erlitten hat, lebt in der heutigen Bevölkerung fort und findet ihren Ausdruck in der Sage, wonach eine in der Nähe der Stadt vorhandene Mauer aus Menschenknochen, aus den Gebeinen der von mongolischen Eroberern niedergemachten Einwohner erbaut sein soll.*)

Trotz der ziemlich hohen Temperatur machten wir einen Spaziergang nach einer südöstlich von der Stadt am Ausgang eines Thales gelegenen Schwefelquelle. Hier ist ein primitives hölzernes Badehaus mit zwei geräumigen Bassins errichtet, in die das heisse Schwefelwasser geleitet wird. Von der vor dem Badehaus liegenden Veranda bot sich uns ein

*) Die in dieser Mauer vorkommenden knochenähnlichen Gebilde sind, nach der von Herrn Dr. W. Müller gütigst vorgenommenen Untersuchung eines von mir mitgebrachten Stückes, nichts anderes, als Abdrücke von Schilf und anderen Pflanzen in Kalktuff, d. h. ein aus heissem Wasser abgeschiedener, kohlensaurer Kalk mit etwas Eisenoxydhydrat.

umfassender Ausblick, vor Allem auf die gegenüberliegenden Höhen, deren Vegetation vollständig verdorrt zu sein schien, und die unter den sengenden Strahlen der Sonne in fahlgelbem Glanz erzitterten. Dieses nördlich von Alaschehir liegende Gebirgsland ist die sog. Katakekaumene (das verbrannte Land) der Alten, das nach Strabo die Landschaft Maeonia, das Grenzgebiet der Phrygier, Lydier und Karier, einnahm. Es ist vulkanischer Boden mit häufigen Kraterbildungen, deren Thätigkeit jedoch in vorhistorische Zeit zurückreicht. Einen wohlthuenden Gegensatz zu dieser todten und monotonen Landschaft bildet eine Gruppe prächtiger Platanen, die nicht weit von der Schwefelquelle in einem kleinen Thal eine gefasste Quelle beschatten. Jene Gegend zeichnete sich von jeher durch die Schönheit ihrer Platanen aus. Ein besonders prächtiger Baum zog die Aufmerksamkeit des Xerxes auf sich, als er auf dem Marsche nach Sardes die Stadt Kallatebos, die auf der Stelle von Philadelphia gestanden haben soll, erreichte. Gegen Abend suchten wir diesen Platz noch einmal auf und fanden hier eine grosse Menschenmenge versammelt; die Griechen auf Stühlen und an Tischen sitzend, während die türkische Bevölkerung auf niedrigen Estraden am Boden hockte. Das lustige Bild, das diese buntbelebte Gesellschaft bot, der kühle Schatten, den die hohen Bäume spendeten, machten den Aufenthalt hier recht angenehm. Wir lernten bei dieser Gelegenheit den von der Bahn angestellten Arzt, einen Deutsch-Böhmen, kennen, der uns einlud, den Abend in seinem Hause zu verbringen. Er schien erfreut darüber, nach langer Zeit einmal wieder Landsleute zu treffen, und erzählte uns von dem vielbewegten Leben, das er nun schon seit längeren Jahren, früher in Macedonien, jetzt in Kleinasien geführt hatte. In seiner Begleitung begaben wir uns auch am frühen Morgen des nächsten Tages (10. Juni) nach dem Garten eines türkischen Hauses, wo kurze Zeit zuvor eine griechische Inschrift gefunden sein sollte. Wir nahmen einen Abklatsch davon mit uns und brachen dann um $^1/_2 7$ Uhr endgiltig auf.

Der Weg führte zunächst in südöstlicher Richtung durch die breite Ebene des Alaschehir Tschai, die von mässig hohen, theilweise mit Unterholz bedeckten Bergzügen eingefasst wird. Von den südlichen Höhen fliesst eine Anzahl meist ausgetrockneter Bachläufe zum Alaschehir Tschai hinab, dessen tief eingerissenes, breites Bett ebenfalls nur wenig Wasser führte.

Das Getreide, niedrig im Halm stehende Gerste, war bereits gemäht und wurde nun nach der in Kleinasien allgemein üblichen Methode durch Holzschlitten ausgedroschen. Man bringt die Garben auf einen Haufen zusammen und fährt nun mit einem von Rindern oder Pferden gezogenen Schlitten, dessen Unterseite mit Steinen besetzt, und der oben durch den Lenker beschwert ist, so lange im Kreise darüber hin, bis Halm und Aehren zu Häcksel und Körnern zerkleinert sind. Auf dem durch den sommerlichen Sonnenbrand ausgedörrten und wie eine Tenne blanken

Boden wird nun dieses Gemisch kegelförmig aufgehäuft und erst im Herbst zur Zeit der Steuereinschätzung gesondert. Wein fanden wir nur wenig angebaut; dafür gab es weitgedehnte Mohnfelder, die in der vollen Pracht ihrer Blüthen einen prächtigen Anblick gewährten.

Nach dreieinhalbstündigem Ritt erreichten wir das Dorf Jnegöl und kehrten in dem kleinen Han (Unterkunftshaus für Reisende) ein, der aber ebenso wie die ungefähr 200 Lehmhütten, aus denen der Ort besteht, keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machte; weshalb wir es vorzogen, nicht in dem Gastzimmer, sondern vor dem Hause unser Frühstück einzunehmen. Nach zweistündiger Rast — bis $12^{3}/_{4}$ Uhr — setzten wir die Reise fort. Ich vertauschte jetzt meinen kleinen Schimmelhengst mit dem besten unter den Packpferden, da das Thier die unverträgliche Angewohnheit hatte, jedes andere Pferd, das in seine Nähe kam, zu schlagen und zu beissen. Besonders auf den Gaul Dr. Osbornes schien er es abgesehen zu haben. Unter dem Gepäck verging ihm jedoch bald sein Uebermuth, und am nächsten Tage war er ganz ruhig und manierlich geworden.

Hinter Jnegöl verengert sich das Thal nach und nach; hochstämmige Feigenbäume und Pistazien-Eichen säumen den Weg, der sacht emporsteigt. Auf den Höhen zeigen sich rechts und links einige kleine Dörfer, die von Tscherkessen bewohnt sind. Nach dreistündigem Ritt haben wir den Eingang der engen Schlucht erreicht und steigen nun zwischen steil aufsteigenden Höhen empor, wobei wir öfters den brausend zu Thal eilenden Bach überschreiten müssen, bis wir nach einstündigem Aufstieg eine kleine, gut angebaute und von üppigen Platanen beschattete Hochebene erreichen, in deren Mitte das kleine Dorf Kyrk Tschinar (40 Platanen) liegt. Vor einer Hütte machen wir Halt und erklettern einen zwischen Bäumen angebrachten Holzaltan, um in Ruhe eine Tasse erfrischenden Kaffees, der auch in den kleinsten Orten Kleinasiens aromatisch und wohlschmeckend bereitet wird, zu geniessen. Unter uns breitet sich der fruchtbare Thalkessel aus, dessen Getreidefelder noch in Halmen stehen (460 m Höhe gegen 212 m in Jnegöl), und der von einer Unzahl von Störchen belebt ist.

Wir passiren das Thal und steigen dann durch schöne Eichen- und Kiefern-Bestände, an einem ausgebrannten Haus, dem Kardian Kahwe, vorbei in 2 Stunden zu der Passhöhe empor (750 m), von wo sich eine umfassende Aussicht eröffnet. Hinter uns nach N. und O. blicken wir in das hügelige Gelände, das wir soeben durchzogen haben; vor uns im Süden starrt die steile Wand des Sazak Dagh empor, an dessen Fuss unser nächstes Ziel, das Städtchen Buladan, schon zu sehen ist. Nach Südosten schweift der Blick in die weite Mäander- und Lykos-Ebene, die südlich von der malerischen, theilweise noch schneebedeckten Kette des Baba

und Chonas Dagh begrenzt wird, während von dem gegenüberliegenden Randgebirge weiss schimmernde Streifen, herabstürzenden Wasserfällen gleich, herüberleuchten. Unser Diener Nikola, der diese Gegend schon einmal bereist hat, erklärt uns, dass dies die Sinterablagerungen von Hierapolis seien, die wir in den nächsten Tagen erreichen wollten.

In stark zerrissenen Bachläufen ging es nun ziemlich steil bergab, und es dunkelte schon, als wir endlich die Gärten und Ansiedlungen von Buladan erreichten. Der Weg, der zuletzt auf einem gepflasterten Damm in die Stadt führte, war belebt mit Einwohnern, die vom Feld heimkehrten. Ueberall wandten bei unserem Herannahen die Frauen — trotz ihrer dichten Schleier — so lange das Gesicht von uns ab, bis wir vorübergeritten waren. Unser Einzug in die Stadt erregte grosses Aufsehen, und als wir in den Hof eines Hans einritten, waren wir dicht umringt von einer vielköpfigen Menschenmenge, die neugierig uns und unser Gepäck betrachtete. Hier war jedoch nur noch ein kleines Zimmer zu haben, so dass wir den zweiten Han des Ortes aufsuchten, wo wir ein neben der Einfahrt gelegenes Gemach, das eine Art Honoratioren-Stube zu sein schien, mit Beschlag belegten. Leider war dieser Raum nach zwei Seiten hin mit niedrigen Fenstern versehen; und wir fühlten uns erst behaglich, nachdem wir uns vor den neugierigen Gaffern durch vorgehängte Tücher geschützt hatten und endlich nach über zwölfstündigem Marsch das von unserem Diener bereitete Abendbrot verzehren konnten.

Den nächsten Vormittag benutzten wir dazu, den freundlichen Ort, der zu beiden Seiten eines mehrfach überbrückten Bergbachs inmitten von Gärten gelegen ist, näher zu betrachten. Die Einwohner (circa 8000) sind meist Türken, abgesehen von einigen Griechen, und ernähren sich hauptsächlich durch häusliche Textilindustrie. Die hier angefertigten Tücher sind allgemein beliebt und werden weithin exportirt. Sie bestehen aus Wolle mit eingewebten gelben Seidenstreifen und sind überdies noch meist mit gelblicher Seide benäht. Am Nachmittage ritten Osborne und ich unter Führung eines türkischen Kaufmanns, der mit uns in demselben Han wohnte, nach den ungefähr 10 km östlich im Mäanderthal gelegenen Ruinen von Tripolis. Der Weg führt über eine anfangs mit Eichengestrüpp, dann mit Euphorbiaceen bedeckte Ebene nach dem kleinen armseligen Dorf Jenidje Köi, östlich dessen sich das ausgedehnte, mit Ruinen bedeckte Trümmerfeld von Tripolis an dem Abhang der gelben Kalkberge empor erstreckt. Wie Philadelphia war Tripolis, besonders in der Kaiserzeit, eine strategisch und kommerziell wichtige Stadt. Erst in den Kämpfen der vordringenden Türken verlor es an Bedeutung, wurde erobert, zerstört und endlich von den Einwohnern verlassen, die in dem heutigen Buladan ihre Wohnstätten aufschlugen. Die bemerkenswerthesten Ruinen sind die Trümmer eines nicht näher zu bestimmenden, aus grossen Quadern

errichteten Gebäudes aus byzantinischer oder spätrömischer Zeit, in das viele hellgelbe Marmorsäulen hineingebaut sind (Taf. I). Bei dem nach W. orientirten Theater, dessen Sitzreihen sich noch am Bergabhange markiren, finden sich in den Trümmern der 70 m langen eingestürzten Bühnenwand viele antike Skulpturtheile. Das Vorhandensein eines Stadiums ist durch eine Mulde kenntlich. Hie und da zeigen sich an der Peripherie Reste von Mauerzügen.

An einer Stelle im Osten des Trümmerfeldes wiesen die brüchigen Kalksteinfelsen eine Reihe von circa 5 m tiefen Felsgräbern auf; hier befand sich die Nekropolis (Taf. II). Eine Viertelstunde im Mäanderthal aufwärts liegt ein kleiner, über einer Quelle errichteter Kuppelbau. Das stahlhaltige Wasser sprudelt in einer Temperatur von 41° C. empor und soll gegen Gicht von den Umwohnern erfolgreich zum Baden benutzt werden.

Nach Buladan zurückgekehrt, fanden wir den Han in grosser Aufregung. Die Polizei hatte in dem Zimmer unseres Führers, des türkischen Kaufmanns, eine grössere Menge von Mastix, dessen Verkauf verboten ist, gefunden und mit Beschlag belegt, und arretirte nun den Mann, als er mit uns zurückkam. Auch einen unserer Leute, einen jungen, sonst stets lustigen Kerl, fanden wir in grosser Trauer. Man hatte ihm während unserer Abwesenheit in jedes seiner Beinkleider ein handgrosses Loch geschnitten, da diese unvorschriftsmässig kurz waren und das nackte Bein sehen liessen. Der Wali von Smyrna hatte erst einige Zeit vorher die kurzen Beinkleider streng verboten und den ausdrücklichen Befehl gegeben, diese, wo man sie fände, untauglich zu machen.

Am nächsten Morgen, 12. Juni, verliessen wir gegen 6 Uhr Buladan auf der südlich nach Serai Köi in das Mäanderthal hinabführenden Chaussee und gelangten späterhin über einen östlich abzweigenden Feldweg zu einer Brücke (Ak Köprü), die bei dem armseligen Dorf Ahmedli über den Mäander führte. Dieses auf 5 Bogen ruhende steinerne Bauwerk ist mittelalterlichen Ursprungs. Wir machten hier einige Zeit Halt, um das Landvolk, das zahlreich die Brücke passirte, und die vielen in der Nähe weilenden Kamelheerden zu beobachten.

Der etwa 15 km lange Weg nach Hierapolis gehört zu den unangenehmsten und ermüdendsten, die wir während unserer Reise zurückzulegen hatten. Mit sengender Gluth brannte die Sonne auf die baumlose Ebene nieder, die im Frühjahr morastig, jetzt aber vollständig ausgedörrt war, und auf deren weisslichem Niederschlag das grelle Sonnenlicht augenschmerzende Reflexe erzeugte. Hie und da stiessen wir in der Nähe von Brunnen auf Tscherkessen-Ansiedlungen und Heerden von Pferden, Rindern und Ziegen. Dann begann der Weg mählich anzusteigen; der Boden ward fruchtbarer, und inmitten von Obstgärten lag das türkische Dorf Karait vor uns.

Unter dem Holzaltan eines Hauses machten wir Halt, um zu frühstücken. Rings um uns herum versammelte sich auch hier bald genug ein Kreis von Dorfbewohnern, die jede unserer Bewegungen und insbesondere unsere Kochgeräthe aufmerksam und neugierig beobachteten. Sie brachten eine Menge Pflaumen herbei, die leider, wie meist im Orient, unreif abgepflückt und deshalb nur zum kleinsten Theil geniessbar waren.

Von Karait ging es auf baumlosem Bergabhange zu der Terrasse hinauf, über der sich das Plateau von Hierapolis erhebt. Der Anblick, der sich dem Auge von hier oben bietet, ist überraschend. Gleich riesigen, vergletscherten Wasserfällen senken sich an drei Stellen die Kalkablagerungen heisser Quellen über den etwa 100 m hohen Felsrand herab (Taf. III u. IV). Wir liessen die Packpferde unten und stiegen zu Fuss zwischen zweien dieser versteinerten Kaskaden empor, die in der Nähe immer neue, wechselvolle Bilder und Formationen zeigten. Oben lag eine weisse, wie von Schnee bedeckte Fläche vor uns, aus der die Ruinen des antiken Hierapolis hervorschauten. Hie und da fliesst das warme Quellwasser in den durch Sinter-Absetzung entstandenen Rinnen dahin, die bald tief in die Bodenfläche einschneiden, bald über ihr erst muschelförmige Bassins bilden, um dann von hier aus langsam über die Sturzfläche hinabzusickern. Nur an dem östlichsten Absturze sieht man mehrere Wasserfälle aus der Höhe herabstürzen.*)

Die Ruinen von Hierapolis, eines zur römischen Kaiserzeit berühmten Badeortes, sind sehr ausgedehnt und theilweise noch in leidlichem Zustande. Ein gut erhaltenes Theater und die massigen Gewölbe der Thermen fallen besonders auf (Taf. V). Mitten durch das Ruinenfeld, das westliche mit dem östlichen Stadtthor verbindend, zieht sich eine Strasse, die von Säulenhallen eingefasst war. Westlich vor der Stadt befindet sich die Nekropolis, deren zahlreiche Gräber und Sarkophage den Ruinen den heutigen türkischen Namen Tambuk Kalessi (Schloss der Tröge) gegeben haben. Einen eigenen landschaftlichen Reiz gewährt die Fülle blühender Oleandersträuche, die als einzige Vegetation sich wirkungsvoll von der weissen Fläche abheben; besonders malerisch sehen sie am Rande eines kleinen Bassins aus, das eine der heissen Quellen gebildet hat, und dessen klares Wasser die auf dem Grunde liegenden weissen Marmorquadern und Säulenschäfte in bläulichem Scheine hervorschimmern lässt: ein echt südliches Landschaftsbild von Böcklin'scher Farbenpracht (Taf. VI). Wir nahmen hier ein Bad; und obwohl die Temperatur des Wassers 34° C. (Lufttemperatur um

*) Die Formationen von Hierapolis sind Kalksinterablagerungen aus kalkhaltigem, kohlensaurem Wasser. Der kohlensaure Kalk war in dem stark kohlensäureführenden Quellwasser ursprünglich gelöst, schied sich aber als Niederschlag ab, nachdem das Wasser an der Tagesoberfläche seine Kohlensäure durch Verdunstung verloren hatte. Gütige Mittheilung des Herrn Dr. W. Müller in Charlottenburg.

2 h. 36,5° C.) beträgt, schien es uns an diesem heissen Tage angenehm und erfrischend.

Nachdem wir dann noch die Aussicht bewundert hatten, die sich von hier oben auf die weite Ebene und die gegenüberliegenden Gebirge darbietet, stiegen wir längs der östlichsten Sinterablagerung wieder thalwärts. Was wir gesehen hatten, war ein stummes und doch beredtes Bild menschlicher Ohnmacht und irdischer Vergänglichkeit im Gegensatz zu der ewig neuen Schaffenskraft der Natur. Ueber dieselben Stätten, aur denen sich einst der Luxus eines vornehmen Modebades entfaltet hatte, rieseln und sickern jetzt die Quellen dahin, die in nimmer ruhender und geräuschloser Arbeit die Zeugen von Glanz und Macht mit ihren Ablagerungen überziehen und bedecken, bis einst alles begraben und den Blicken entschwunden sein wird. . . .

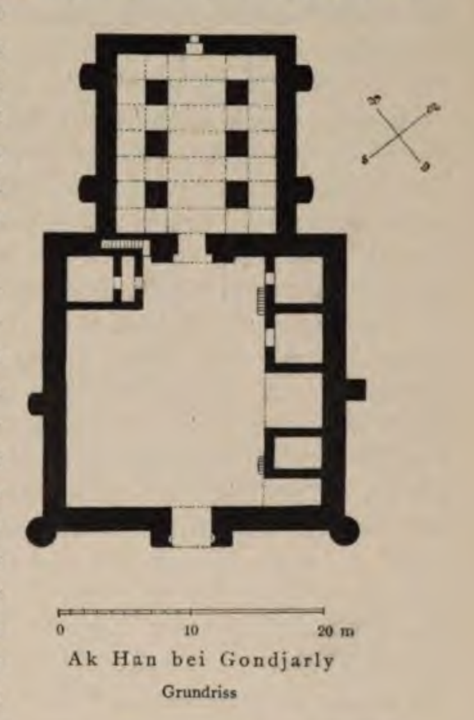


Ak Han bei Gondjarly

Nun ging es in südlicher Richtung durch die sumpfige Ebene des Lykos, über dessen tief eingeschnittenes Bett eine primitive Holzbrücke führt, und dann am Rande des jenseitigen Gebirges entlang. Die üppige Vegetation mit ihren Wallnuss-, Feigen- und Granatbäumen steht hier in lebhaftem Kontrast zu den sterilen Höhen des nördlich gelegenen Randgebirges. Endlich, um 8 Uhr Abends, erreichten wir Gondjarly, eine Station der Smyrna-Aidin-Eisenbahn, und den kleinen Gasthof, den hier ein Grieche für die Besucher von Hierapolis errichtet hat. Wir beschlossen, in dieser recht sauberen Herberge einen oder zwei Tage zu bleiben, um auch noch die Ruinen des nahen Laodicaea und den Ak Han (Weissen Han) zu besichtigen und dann mit der Eisenbahn nach Diner weiterzureisen. Die in Alaschehir gemietheten Pferde wurden hier entlassen.

Am folgenden Tage (13. Juni) unternahmen wir einen Ausflug nach dem 6 km entfernten Denizli (Uebersichtsskizze: Denizlü), das mit Gondjarly durch eine Eisenbahn verbunden ist. Vor der Stadt und von ihr getrennt

liegt, von einer Mauer umgeben, der Bazar und in seiner Mitte eine Moschee, zu deren im ersten Stockwerk liegendem Betsaal man auf einer Treppe emporsteigt. In den engen Gassen herrschte reges Leben; vor allem schienen die oben erwähnten, in Buladan gefertigten Tücher Absatz zu finden. Ich erwarb hier die eigenartige Verzierung eines Fez, eine in Silberfiligran gearbeitete runde Platte, Tepelik genannt. Eine Viertelstunde jenseits des Bazars breitet sich die ausgedehnte Stadt Denizli aus, die mit ihren üppigen Gärten und schmucken Griechenhäusern einen wohlhabenden und stattlichen Eindruck macht. Eine Moschee fiel uns besonders durch die bunten landschaftlichen Malereien auf, mit denen die Aussenwände bedeckt sind. Jenseits der Stadt steigt der Baba Dagh empor, durch den eine vorzüglich gehaltene Chaussee nach Davas, dem antiken Tabáe, hinüberführt.



Ak Han bei Gondjarly
Grundriss

Wir ritten nun zunächst in nordöstlicher Richtung längs eines Gebirgsbachs durch hügeliges Terrain zum Lykos-Thal hinab, um den Ak Han zu besuchen. Er ist eines jener prächtigen Unterkunftshäuser, deren sich viele noch aus der Zeit der Seldjuken (XII.—XIII. Jahrhundert) in Kleinasien erhalten haben. Der Grundriss, der fast bei allen derartigen Gebäuden der gleiche ist, zeigt zwei Theile, einen nahezu quadratischen, von geschlossenen Räumen oder Gewölben umgebenen Hof, an den sich ein kleinerer bedeckter Raum anschliesst. Das Ganze ist nach aussen festungsartig mit Thürmen umgeben und hier aus Marmorquadern errichtet, die den Ruinen des nahen Laodicaea entnommen sind. Besonderes Interesse zieht das Portal auf sich, das mit reicher Skulptur-Arbeit versehen ist und byzantinischen Stilcharakter in der Form der Kapitäle und Säulen neben speziell orientalischen Formen aufweist (Taf. VII). Wie häufig an seldjukischen Bauten finden sich auch hier figürliche Darstellungen: ein Gorgonenkopf an der Aussenwand scheint spätrömischen Ursprungs zu sein, während die im Hof als Konsole angebrachten, rohen Löwenköpfe und die Vögel an den Kapitälen der Portalsäulen wohl gleichzeitige Arbeiten sind. Eine über dem Portal befindliche arabische Inschrift, die vielleicht Aufschluss über die Erbauung gegeben hätte, war leider ganz verwittert und zerstört;

dagegen fanden wir an der Aussenwand eine griechische Inschrift, von der ein Abklatsch genommen wurde.*)

Am Abend stellte sich ein heftiger Wind ein, der nach den letzten heissen Tagen abkühlend und erfrischend wirkte.

Den folgenden Tag (14. Juni) benutzten wir zum Besuch des Ruinenfeldes von Laodicaea. Es ist weit ausgedehnt und erstreckt sich über mehrere Hügel und Mulden. Von Antiochus Soter gegründet und seiner Gemahlin Laodice zu Ehren benannt, war Laodicaea vor Allem wiederum in der römischen Epoche von grosser Bedeutung, auch nahm es als eine der 7 Episkopalstädte Asiens in der Entwickelung der christlichen Kirche und in ihrer Geschichte eine hervorragende Stelle ein. Im Jahre 1097 fiel Laodicaea in die Gewalt der seldjukischen Türken. Wie Buladan an die Stelle von Tripolis, so trat Denizli an die Stelle des alten Laodicaea, dessen Bewohner die zerstörte Stadt verliessen und sie nun als Steinbruch benutzten. In dem Ruinenfelde sind von öffentlichen Gebäuden das Stadium und zwei Theater noch erkennbar. Ersteres sowie das Amphitheater war, wie aus Inschriften (C. J. Gr. 3935 und 3936) hervorgeht, die Stiftung eines Neikostratos, der letzteres im Jahre 79 n. Chr. dem Kaiser Titus weihte. Wir fanden ausser mehreren bisher unbekannten Inschriften den Sockel für eine Statue, die diesem Kaiser in demselben Jahre ein anderes Mitglied der Familie Neikostratos errichtet hat.**) Die öffentlichen Gebäude sind in Laodicaea sowohl, wie in anderen reichen kleinasiatischen Städten meist Stiftungen wohlhabender Bürger aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. In dem weiten Stadtgebiet ragen noch die Bogen eines Aquädukts und hie und da Mauerwerk und Säulenreste hervor, die besonders in der Umgebung der antiken Agora bemerkbar sind. Jetzt ist der Boden mit Getreide bedeckt, das gerade geschnitten wurde. Einige mit der Ernte beschäftigte Landleute führten uns zu mehreren, im Felde versteckt liegenden Inschriften und waren uns bei der Arbeit dadurch behülflich, dass sie von weit her das erforderliche Wasser herbeibrachten. Bis zum späten Abend, als die untergehende Sonne die Kaskaden von Hierapolis mit röthlichem Lichte übergoss, blieben wir auf dem Ruinenfelde von Laodicaea und suchten nach Steinen, die uns etwas aus fernen Zeiten erzählen könnten.

---

*) Ueber die seldjukische Architektur vgl. Kapitel V. Näheres über die seldjukischen Hane in Kapitel VI.

**) Vgl. Anhang 1, No. 5.



II. KAPITEL

VON DINER NACH KONIA

Am 15. Juni Mittags verliessen wir Gondjarly und erreichten gegen Abend Diner. Die Eisenbahnlinie dahin folgt der grossen Völkerstrasse, die erst von der Küste im Mäanderthal heraufsteigt, dann in das Thal des Lykos einbiegt und das Ufer des Bittersalzsees, Adji tuz Göl (Uebersichts-skizze: Tschüruksu Göl), berührt, um endlich wieder den Oberlauf des Mäander zu erreichen.

Die Stadt Diner, das antike Apameia Kibotos, liegt in einer fruchtbaren Hochebene (860 m). Eine Viertelstunde vor dem nicht sehr grossen Ort, dem Sitz eines Kaimakam, liegen den Bahnhofsgebäuden gegenüber zwei freundliche villenartige Häuser, von denen eins dem Stations-Chef gehört, während in dem anderen von einer Griechin ein sauberer Gasthof unterhalten wird. Hier blieben wir den nächsten Tag über (16. Juni), der der Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgegend gewidmet ward. Von der Geschichte des alten Apameia zeugt die Fülle von Inschriften, auf die man bei einem Spaziergang durch die kleine türkische Stadt überall stösst. Hier besass, wie Xenophon berichtet, Cyrus d. J. einen Palast und einen Park; hier machte er längere Zeit Halt, ebenso wie später Alexander auf seinem Eroberungszuge. In der Diadochenzeit und bis in das Mittelalter blieb Apameia einer der bedeutendsten Handelsplätze Kleinasiens. Neuerdings hat die Stadt als Ausgangspunkt der nach Smyrna führenden Bahn wieder eine grosse kommerzielle Bedeutung gewonnen. In einem kleinen, östlich der Stadt gelegenen Thal bricht mit

Kopfleiste: Kamele auf der grossen Karawanen-Strasse nach Konia.

grosser Gewalt ein Quell aus dem Fels hervor; an diesen verlegt die antike Sage den Kampf des Apoll mit Marsyas, die Ueberwindung des barbarischen Flötenspiels durch die griechische Musik. In mehrere Arme getheilt, durchfliesst der Bach die Stadt, um sich unterhalb von ihr mit dem wasserreichen Mäander zu vereinigen, dessen Quellen nur wenige Kilometer südlich in den sumpfigen Wiesen des Thales entspringen. Auf der östlichen Höhe, die einst die Akropolis getragen hat, treten die Trümmer einer byzantinischen Kirche zu Tage.

Da die aus Konstantinopel über Smyrna uns nachgesandten Begleitschreiben der türkischen Regierung für das Wilajet Konia noch nicht eingetroffen waren, beschlossen wir, auf dem kürzesten Wege erst einmal Konia zu erreichen, dessen Gouverneur, wie wir wussten, von unserer Reise unterrichtet war, und die mehrere Wochen verlangende Tour durch das gebirgige Seengebiet von Beischehir und Egherdir für die Rückreise aufzusparen. Um möglichst schnell nach Konia zu gelangen, sahen wir diesmal von Packpferden ab und mietheten für unser Gepäck einen Wagen, während Dr. Osborne, Nikola und ich uns mit drei vorzüglichen Pferden beritten machten. Auf solche Weise konnten wir, wenn der Weg ein schnelleres Tempo für den Wagen gestattete, zeitweise einen Trab anschlagen und somit grössere Strecken zurücklegen, als mit Packpferden, die doch nur im Schritt weiterkommen. Routenaufnahmen auf dieser Strecke anzufertigen, hätte keinen Zweck gehabt, da sie schon durch die Terrain-Messungen der Anatolischen Bahn festgelegt ist. Das Gefährt, das wir mit uns führten, eine sogen. Araba, ähnelt unseren Planwagen, bis auf das niedrigere Verdeck, das darauf berechnet ist, dass der Reisende eine mehr liegende als sitzende Stellung einnimmt. Die beiden Kutscher, die auch die Reitpferde zu besorgen hatten, waren Tataren. Die Angehörigen dieses Volksstammes, der früher vorwiegend in Bulgarien ansässig war, nach dem Kriege von 1878 jedoch auch in Anatolien angesiedelt wurde, haben den charakteristischen Typus ihrer Rasse sehr rein bewahrt: kleine, gedrungene Gestalten mit hervorragenden Backenknochen, Schlitzaugen und spärlichem Bartwuchs. Sie sind vor Allem vorzügliche Pferdepfleger, und wir hatten oft Gelegenheit, auch wenn wir spät Abends erst ins Quartier kamen, die grosse Sorgfalt zu bewundern, die unsere Tataren den Pferden angedeihen liessen. Niemals versäumten sie es, die Thiere Abends und Morgens mit Kartätsche und Striegel peinlich zu reinigen; und sie gehorchten nur mit grösstem Widerstreben einem Befehl zum Aufbruch, wenn die Pferde ihrer Meinung nach nicht genügend Ruhe gefunden hatten. Dabei waren sie stets lustig und guter Dinge; wenn auch ihr monotoner Gesang auf die Dauer oft nicht gerade angenehm zu hören war.

So brachen wir denn am 17. Juni Mittags auf. Nachdem wir die engen Strassen von Diner, die das Wasser des Marsyas rauschend durch-

fliesst, glücklich verlassen hatten, gingen wir erst eine kurze Strecke in nördlicher Richtung das Mäanderthal abwärts. Am Ausgang des Ortes warf ich einem Bettel-Derwisch ein paar Münzen zu, dessen geräuschvolle Segens- und Dankeswünsche ich für eine glückliche Vorbedeutung für den Beginn unserer Reise nahm. Nach Osten umbiegend überstiegen wir die südlichen Ausläufer des Samsun Dagh nach dem Dombai Owassy hinab, einem 15 km langen und 5 km breiten Thal, das wir in seiner Schmalseite durchritten. Am südlichen Ende sahen wir den kleinen Gökdjeli Göl (Gelbsee), die Aulokrene der Alten, an der Marsyas das Rohr für seine Flöte geschnitten haben soll. Mehrere Dörfer liegen in dieser fruchtbaren, von den Ausläufern des Sees reich bewässerten Niederung. Das Getreide stand hier bei ca. 1100 m Seehöhe noch im Halm.

Wie schon bemerkt wurde, liegt Konia in fast genau östlicher Richtung von Diner; wir machten also, da wir nach Nordosten gingen, einen Umweg; es kam uns jedoch darauf an, in dieser Richtung die nördliche Spitze des Sultan Dagh zu erreichen und dann mit einer rechtwinkeligen Schwenkung nach Südosten auf geradem Wege nach Konia zu gelangen. Unsere Route beschrieb also die Schenkel eines rechtwinkeligen Dreiecks und sollte uns in ihrem ersten Theile auf das Hochplateau emporführen, das gleichsam das Dach Kleinasiens bildet, und weiterhin nach Konia bringen, das in der Mitte dieser Hochebene gelegen ist.

Die erste Strecke geht zwischen langgestreckten kahlen Höhenzügen durch verschiedene Thäler dahin, die terrassenförmig übereinander liegen und durch höhere oder niedere Passübergänge von einander getrennt sind. So stiegen wir aus dem in dem Dombai Owassy liegenden Dorfe Aktsche Köi über einen 1200 m hohen Pass in ein enges Gebirgsthal empor (Güngörmez Owa, d. h. Ebene, in der man den Tag nicht sieht) und gelangten von hier aus in eine grössere Ebene, in das Tschöl Owa (Wüste oder Graue Ebene), ca. 15 km lang und 5 km breit. Die Bergzüge, die sie im Norden und Süden einschliessen, der Kumullu- und der Kylydj tachan Dagh sind unbewaldet; hier und da liegen an ihren Abhängen kleine Dörfer, in deren Nähe Rinder- und Schafheerden unter der spärlichen Vegetation ihre Nahrung suchen. Die Thalsohle ist angebaut; die wenigen, von den Randgebirgen herabfliessenden Bäche dienen, in Kanäle vertheilt, zur Bewässerung und bilden an einzelnen Stellen sumpfige Wiesen, die von Wildenten und anderem Wassergeflügel bevölkert sind. Das Fehlen jeglichen Baum- oder Strauchwuchses verleiht der Gegend einen eintönigen und tristen Charakter; um so wirkungsvoller ist der Effekt, den der Untergang der Sonne hier hervorruft: während sie am westlichen Himmel noch in all ihren reichen Farben erglüht, liegt das Thal schon in tiefes nächtliches Dunkel gehüllt, und nur die steilen Felshänge auf seiner Ostseite ragen noch in röthlicher Beleuchtung empor.

Erst in später Stunde erreichen wir unser Ziel, das kleine Dorf Alp Arslan, in dem ein Han vorhanden sein sollte. Unser Wagen lenkt in einen von einer Mauer umfriedigten Hof ein, in dessen Hintergrund ein niedriges Gebäude, aus Lehm und Feldsteinen errichtet, sichtbar wird. Zu ebener Erde führt die Thür in einen niedrigen, mässig grossen Raum; dahinter liegt ein zweiter, der als Pferdestall dient. Ein Holzbalken trennt den Durchgang für die Pferde von dem übrigen Gemach ab. Der Raum ist leer; nur in der einen Wand ist eine Herdnische angebracht. Bald prasselt darin ein lustiges Feuer, bei dessen Schein wir uns mit unserem Gepäck häuslich einrichten und nach dem Abendessen in den aufgeschlagenen Feldbetten zur Ruhe gehen. Die Bevölkerung des Dorfes, Jürüken, war nicht mehr sichtbar; die Leute schienen ihre Behausungen schon aufgesucht zu haben.

Um $5^{1}/_{2}$ Uhr brechen wir am nächsten Morgen bei kaltem und windigem Wetter auf (18. Juni). Das südliche Gebirge steht in Nebelschleier gehüllt, und nur die nördlichen Ketten erstrahlen in der ersten Morgensonne. Um uns zu erwärmen — das Thermometer zeigt um 7 Uhr nur 11,5° C. — legen wir eine längere Strecke im Trabe zurück und erreichen bald über Oktschular das Dorf Tatarly, wo sich einige Inschriften fanden. In nördlicher Richtung führt der Weg von hier aus über das Gebirge nach Kassaba, dem antiken Synnada.

In Tatarly kaufen wir für geringes Geld etliche griechische Münzen und gelangen alsbald durch eine vielfach gewundene, von ca. 50 m hohen Kalksteinfelsen eingeschlossene Schlucht (Giaur Gedik d. i. Durchgang der Ungläubigen) in das Tschamur Owa hinab, das theilweise angebaut ist und sich 15 km nach Nordosten erstreckt. Bei dem ungefähr in der Mitte der Ebene liegenden Han von Kara Adylly machen wir Halt und klettern zu dem am Abhang der Berge gelegenen Dorf empor, wo nach der Versicherung unseres Han-Wirthes Jazili tasch, d. h. »Schriftsteine« vorhanden sein sollen. Wir finden denn auch neben der Moschee ausser einigen byzantinischen Resten einen kleinen, dem Zeus und Helios gewidmeten Altar.*) Die Einwohner des Dorfes sind in grosser Zahl herbeigeeilt und verfolgen nun mit grösstem Interesse unsere Manipulationen beim Abklatschen der Inschrift. Fast nie ist es in solchen Fällen vorgekommen, dass wir an unserer Arbeit verhindert worden sind: vielmehr zeigten die Leute meist das Bemühen, uns behilflich zu sein; sie brachten Wasser herbei und waren uns auch sonst in jeder Weise zur Hand. Wenn wir uns hierfür erkenntlich zeigen wollten, so wurde nicht selten das Geldstück zurückgewiesen. Diese angenehme Erfahrung machten wir auch hier.

*) Vgl. Anhang I, No. 7 ff.

Nach einem Ritt von mehreren Stunden schloss sich das Thal wieder, und wir stiegen über einen Pass in das breite Geneli Owa und zu dem gleichnamigen Dorf hinab. Die vielen am Fusse der Höhen entspringenden Quellen bilden eine sumpfige Niederung, die Geneli fast auf allen Seiten umgiebt und die Ursache ist, dass die Bewohner vielfach von der Malaria heimgesucht werden. Es waren welke, kranke Gestalten, deren wir während unserer kurzen Rast ansichtig wurden.

Noch vier Stunden hatten wir in dem breiten, einförmigen Thal weiter zu reiten, ehe das grosse Dorf Karadjören (Schwarztrog) am Abend erreicht wurde. Das östliche Gebirge steigt in diesem Kessel steiler empor. An die Hänge des Karakusch Dagh (Adler-Berg) schliessen sich die nördlichen Ausläufer des Sultan Dagh an, deren hohe, theilweise noch mit Schnee bedeckte Gipfel in der Ferne sichtbar wurden.

Am nächsten Tage (19. Juni) bedurfte es nur eines einstündigen Rittes — das Wetter war wiederum rauh und windig —, um über eine Anhöhe hinab das weite Thal des in den Eber Göl mündenden Akkar Tschai und mit ihm die Hochebene zu erreichen. Dann nahm uns die von Kiutahia und Afiun Karahissar (Opium-Schwarzschloss) kommende grosse Fahrstrasse auf und brachte uns bald nach dem von Obst- und Weingärten umgebenen Ort Tschai (Fluss), auf dessen kleinem Platz ein reges Leben herrschte: es war gerade Wochenmarkt, zu dem sich die Landleute aus der Umgegend zahlreich eingefunden hatten. Von den Fenstern des kleinen Han können wir das bunte Bild gemächlich überschauen. Allerhand Lebensmittel, vor Allem Obst und Gemüse, werden unter lautem Geschrei der Verkäufer feilgeboten, und langsam drängt und schiebt sich die kauflustige Menge durch die engen Gänge zwischen den Tischen und Bänken der Händler hindurch. Hier kann man eine wahre Musterkarte der vielen verschiedenen Rassen und Völkerschaften Kleinasiens beisammen sehen. Neben den Vertretern des echten Türkenthums steht hier eine Gruppe von Tscherkessen beim Pferdehandel beisammen, geschmeidige, sehnige Gestalten in langen, dunkeln Röcken, auf dem Kopfe die schwarze Lammfellmütze; dort halten Jürüken, nomadisirende Hirten, in ihren groben, aus Ziegenhaar gewebten, weit abstehenden Mänteln, Milch und Käse zum Kaufe feil. Hier drängt sich eine Anzahl Frauen, den Kopf mit einem rothen Tuch bis zu den Augen verhüllt, durch das Gewühl hindurch; dort suchen sich zwei Männer mit einer Tragbahre einen Weg zu bahnen, auf der die jammervolle Gestalt eines Krüppels liegt und um Almosen bettelt. Gar manche Kupfermünze fällt in die Blechbüchse, die der Arme hält; denn die Mildthätigkeit ist eine der vielen schönen Charakterzüge der Anhänger Muhammeds.

In unseren Beobachtungen wurden wir durch einen deutschen Herrn unterbrochen, der sich uns als Ingenieur der Anatolischen Eisenbahn vor-

stellte und uns einlud, ihn in den Kreis seiner Kollegen zu begleiten, die gerade beim Frühstück beisammen seien. Wir fanden mehrere Ingenieure und andere beim Eisenbahnbau beschäftigte Herren vereint und brachten in ihrer Gesellschaft einige Zeit zu. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, dass die Anatolische Bahn binnen Kurzem bis Afiun Karahissar vollendet werden soll, und dass man in anderthalb Jahren die ganze bis jetzt projektirte Strecke bis nach Konia fertigzustellen hoffte. Da an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit gearbeitet wird, trafen wir fast in jedem Orte auf unserem Wege von Tschai nach Konia eine solche Eisenbahn-Kolonie an. Es sind Leute aus aller Herren Länder, die sich da zusammenfinden; unter den Ingenieuren, überhaupt unter den Gebildeteren, dominirt jedoch das deutsche Element, wie ja auch die Oberleitung des ganzen Unternehmens bekanntlich in deutschen Händen ruht, das eine Schöpfung deutschen Kapitals ist und bei dessen Bau und Betrieb nur deutsches Fabrikat zur Verwendung kommt. In den grösseren Orten längs der Strecke haben sich meist unternehmungslustige deutsche Gastwirthe mit Logirhäusern und Speisewirthschaften etablirt. Wir zogen es jedoch meist vor, in den türkischen Unterkunftshäusern zu übernachten und die von unserem Diener zubereitete einfache aber vorzügliche Kost zu geniessen, als uns in einem solchen Lokal, das den hochtrabenden Namen »Hôtel des Etrangers« führte, für kolossale Preise schlechtes Essen und noch schlechteren Wein oder sogenanntes Münchener Bier vorsetzen zu lassen.

Von den hier in Tschai installirten Ingenieuren erhielten wir die unangenehme Nachricht, dass in Konia, oder wenigstens in unmittelbarer Nähe, die Cholera ausgebrochen sei, und dass das Wilajet alsbald gesperrt werden würde. Wir beschlossen, unsere Reise trotzdem fortzusetzen und vor Allem unseren Dienern gegenüber nichts von diesem Gerücht verlauten zu lassen, die sich dann jedenfalls geweigert haben würden, mitzukommen. Glücklicherweise stellte sich die Nachricht später als falsch heraus. Die Cholera herrschte freilich südlich vom Taurus, im Wilajet Adana, hat jedoch während des ganzen Sommers 1895 das Gebirge nach Norden nicht überschritten.

An der Hauptstrasse des Ortes fallen die Ruinen zweier alttürkischer Bauten ins Auge. Ursprünglich eine Medresse (Schule) und ein Han, dienen die Gebäude jetzt als Kornspeicher. Die beiden aus Marmor errichteten Portale zeigen die für die seldjukischen Bauten des XIII. Jahrhunderts charakteristischen Dekorations-Formen: wir werden später bei der Beschreibung Konias auf diese Architektur noch näher zu sprechen kommen. Leider war das Innere der ehemaligen Medresse so dunkel, dass es unmöglich war, die in Mosaikfayence ausgeführte Gebetnische und die in gleicher Weise dekorirte Kuppel, die den Raum überspannte, eingehender

zu betrachten; wir mussten uns damit begnügen, eine Photographie des Portales aufzunehmen.

Der Han soll, wie eine Inschrift über dem Portal meldet, im Jahre 1258/59 unter der Regierung des seldjukischen Sultans von Konia Kai Chosro II errichtet sein. Es muss hier ein Irrthum vorliegen, da dieser Herrscher schon im Jahre 1246 ermordet worden ist.*)

Die Medresse stammt wahrscheinlich aus derselben Zeit, wie der danebenliegende Han. Die über dem Portal befindliche Inschrift (Huart a. a. O. No. 10) nennt denselben Fürsten, aber ohne Zeitangabe. Von besonderem Interesse ist es, dass hier der Name des Architekten Ghalbek (?), Sohn des Mohammed, hinzugefügt ist.



Jürüken am Wege zwischen Tschai und Ishakly

Von Tschai aus erreichten wir in 4 Stunden den kleinen Ort Ishakly. Südlich vom Wege, in ein bis zwei Kilometer Entfernung, steigen die Vorberge des Sultan Dagh steil aus der Ebene auf. Ueber sie hinweg ragt der noch mit Schnee bedeckte Gipfel des Gelindjik Ana empor. Zahlreiche Bäche eilen vom Gebirge herab dem nördlich gelegenen Eber Göl zu, dessen Oberfläche zwischen Wiesen und sumpfigem Terrain hervorschimmert. Im Winter erstreckt sich das letztere bis zum Gebirge, so dass der Reisende Ainsworth im November 1840 das südlich vom See liegende Gelände nur auf einem künstlichen Damm passiren konnte. Im Sommer dagegen breiten sich hier weite Mohnfelder aus. Ueberhaupt gleicht die Strecke von Tschai bis Akschehir einem einzigen Gartenlande.

*) Vgl. Clément Huart, Revue Sémitique, 2. Année 1894, pag. 71, No. 9. Ferner über Tschai im Allgemeinen: Edmund Naumann: Seldschukische Baudenkmale in Kleinasien. Süddeutsche Bauzeitung 1896. Separatabdruck.

2*

Es ist eben die Zeit der Opium-Ernte. Ueberall sieht man die Landleute in den Feldern damit beschäftigt, die grünen Mohnköpfe anzuschneiden oder das aus dem Schnitt hervorquellende Harz mit einem Holzstäbchen abzuschaben. Das so gewonnene Opium wird dann in Kugeln, die in Wein-Blätter eingehüllt sind, auf den Markt gebracht. Die Gewinnung des Opiums ist ein äusserst mühsames Geschäft, wenn man bedenkt, wie viel Zeit bei diesen ausgedehnten Mohnfeldern die Behandlung jeder einzelnen Pflanze erfordert. Im Uebrigen gewährt es einen Anblick von malerischem Reize, wenn die in bunte Farben gekleidete Bevölkerung in den theilweise noch blühenden Anpflanzungen ihrer Beschäftigung nachgeht.

In Ishakly, einem kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden Orte, machten wir eine längere Rast, die ich dazu benutzte, einige photographische Aufnahmen von einem gleichfalls aus seldjukischer Zeit stammenden Han zu machen. Auch hier liegt wieder alles in Trümmern. Durch ein schönes halb zerstörtes Portal tritt man in einen quadratischen Hof, dessen Mitte ein viereckiger, auf einem Kreuzgewölbe ruhender Bau einnimmt (Taf. VIII). Das obere Stockwerk, zu dem man jedenfalls ehedem auf einer Holztreppe gelangte — es fand sich kein Ansatz von Steinstufen — enthielt den Gebetsraum. Noch heute haben die grossen Karawanseraien in Persien und Südmesopotamien in der Mitte des Hofes eine Estrade, die zum Beten dient. Wir werden kleinen Moschee-Bauten bei den frühtürkischen Hanen noch häufiger begegnen.

Aus den hier angebrachten Inschriften (Huart a. a. O. No. 11, 12) geht hervor, dass »dies Karawanserai« unter der Regierung des Sultans Kai Kāūs I im Jahre 1210 errichtet worden ist. Eine andere Inschrift setzt die Erbauung in das Jahr 1249/50, die Regierungszeit Sultans Kai Kāūs II, und nennt Ali, Sohn des El Hosseīn, einen Grosswürdenträger am Hof von Konia, als Erbauer. Wahrscheinlich ist in dieser späteren Zeit eine Restauration des Han vorgenommen worden.

Inmitten des Dorfes befindet sich ein Brunnenhaus (Tscheschme), aus Quadern errichtet, das in seiner gefälligen Architektur gegen die umgebenden elenden Hütten gewaltig absticht. Von Weinlaub umrankt, bildet es ein malerisches Bild (Taf. IX). Die Frontseite öffnet sich in einer im Kielbogen geschlossenen Nische, und hier hängt an einer Kette neben dem Ausflussrohr eine Messingschale zum Trinken. Darüber befindet sich eine Inschrifttafel mit einem Koranspruch. Der Brunnen stammt jedenfalls aus ebenderselben Zeit, wie das benachbarte Karawanserai. Derartige Quellfassungen sind in Kleinasien zumeist Stiftungen frommer Leute. Während hier über einem fliessenden Brunnen ein prächtiger Bau errichtet ist, besteht eine derartige Stiftung anderswo oft nur in einer mit Stroh gedeckten Hütte; unter dieser steht für den durstigen Wanderer ein Krug mit Wasser

bereit, der dann von einem in der Nähe liegenden Orte aus täglich gefüllt wird.

Hinter Ishakly wird ein zweiter grösserer Binnensee, der von Akschehir (Weisse Stadt) sichtbar: er erhält seinen Zufluss aus den vielen vom Sultan Dagh herabkommenden Bächen, deren einer die Grenze zwischen den Wilajets Brussa und Konia bildet. Die vorzüglich chaussirte Strasse bricht hier plötzlich am Ufer ab; jenseits des Baches beginnt ein Landweg. Die Vegetation wird reicher und üppiger; prächtige Wallnuss- und Pflaumenbäume breiten ihre Kronen aus; auf den Abhängen des Gebirges, an dessen Fuss der Weg dicht entlang geht, werden Weinpflanzungen unterhalten.

Um ½8 Uhr Abends, bei Beginn der Dämmerung erreichten wir Akschehir, dessen Minares uns schon seit mehreren Stunden in weissem Glanze entgegengeleuchtet hatten. Die Stadt ist am Ausgang eines Thales gelegen und macht einen wohlhabenden Eindruck. Sie soll 6—8000 Einwohner zählen. Ihre Häuser sind theilweise aus Holz gebaut und gut gehalten; inmitten eines Platzes erhebt sich der Konak, die Wohnung des Regierungsbeamten, des Kaimakams. Wir nahmen in dem grössten Han des Ortes Quartier, von dessen Terrasse sich eine herrliche Aussicht auf das Gebirge und die vor ihm liegende Stadt eröffnet, um am nächsten Morgen in aller Frühe die Stadt näher zu besichtigen (Taf. X).

Akschehir, das alte Philomelium, gehörte neben 5 anderen bedeutenden Städten in der Umgegend der Seen von Egherdir und Beischehir, dem Gebiet der antiken Provinz Pisidien, zu dem Fürstenthum Hamid, das sich nach dem Untergang des Seldjukenreichs von Ikonium im Beginn des XIV. Jahrhunderts gebildet hatte. Im Jahre 1381 verkaufte der Fürst von Hamid sein Land an den Sultan Murad I, der dann im Jahre 1390 noch einmal Akschehir gegen Ala eddīn, den Herrscher von Karaman, vertheidigen musste, ehe es endgiltig dem osmanischen Reiche einverleibt wurde. Aus dieser vorosmanischen Zeit haben sich einige Bauwerke erhalten, unter denen die Tasch Medresse besondere Erwähnung verdient. Das Gebäude ist heute unbenutzt und geht seinem Untergang entgegen. Vor dem mit einer flachen Kuppel bedeckten Gebetsraum liegt eine Vorhalle, die von zwei antiken Säulen getragen wird; daneben steigt das Minare empor, das ursprünglich mit blauen — jetzt meist abgefallenen — Fayencen geziert war (Taf. XI). In derselben Front befindet sich der Eingang zu der Medresse, ein reich verziertes Portal, nach der üblichen Form eine Nische bildend, die durch ein Stalaktiten-Gewölbe geschlossen ist (Taf. XII). Das Ganze ist aus weissem und rothgeädertem phrygischen Marmor errichtet, ebenso wie das Mauerwerk der Aussenwand des Gebäudes vollständig mit Marmorquadern belegt war, die indess nur zum Theil noch vorhanden sind. Der innere Hof der Medresse (Taf. XIII) zeigt die übliche Anlage solcher

Schulen: an den beiden Längsseiten Säulenhallen, die den Zugang zu den dahinterliegenden Wohnräumen vermitteln, während die Hinterwand von einer im Kielbogen geschlossenen Nische eingenommen wird. Letztere ist eingestürzt; nur der aus mächtigen Marmorquadern errichtete, schön profilirte Triumphbogen ragt noch empor. Die antiken Kapitäle korinthischer Ordnung — in den Seitenhallen — sind besonders bemerkenswerth.

Auch über den Bau dieser Medresse sind wir durch Inschriften unterrichtet (Huart a. a. O. No. 13, 14). Ueber dem Hauptportal wird berichtet, dass die Medresse unter der Regierung des Sultans Kai Kāūs I im Jahre 1216 von Ali, dem Sohn des Hasan Emirdad errichtet worden ist, während ein vor dem Gebäude liegender Stein folgende Inschrift trägt: »Es hat errichtet dieses Kloster, unter der Regierung des Grossen Sultans, des Schatten Gottes in der Welt, Izz eddunja weddīn, des siegreichen Kai Kāūs, des Sohnes des Kai Chosro . . . . . des Sultans, der berühmte Sahib, der gepriesene Minister, der Ruhm des Reiches und der Religion, Ali (der Sohn des) El Hossein (Gott möge seine Thaten annehmen und ihn erreichen lassen in dieser und der andern Welt das Ziel seiner Wünsche). Im Jahre 659.« Aus dieser Inschrift geht hervor, dass im Jahre 1260/61 unter dem Sultan Kai Kāūs II durch seinen allmächtigen Minister und Wezir Sahib Fachr eddīn Ali ein Neu- oder Umbau der Medresse ausgeführt wurde.

Als wir am frühen Morgen diesen Hof betraten, störten wir den Schlummer eines Derwischs, der sich hier unter dem schützenden Laubdache eines Baumes eine Lagerstatt bereitet hatte. Auf unsere Aufforderung, bei einer photographischen Aufnahme dieses malerischen Hofes als Staffage zu dienen, wollte er nicht eingehen; so mussten wir uns damit begnügen, seine Decken und Kissen mit auf das Bild zu bringen.

Ausser diesen älteren Bauten sind in Akschehir noch mehrere nicht uninteressante Moscheen des XVI. und XVII. Jahrhunderts vorhanden; beherbergt doch die Stadt die Grabstätten vieler heiliger Männer; auch soll hier der bekannte Eulenspiegel der Türken, Nasr eddīn Hodja, begraben liegen (Huart a. a. O. No. 18).

An der Turbe des Sejid Machmūd berichtet eine Inschrift (Huart No. 15), dass sie unter Kai Kobād I im Jahre 1224 erbaut worden ist. Von hervorragendem Interesse ist an derselben Turbe ein glasirter Ziegel mit den Schriftzeichen: »Arbeit des Achmed, des Sohnes des Abdallah aus Mossul« (Huart No. 17). Diese Künstlerinschrift bezieht sich jedenfalls auf einen Umbau der Turbe, welche nach einer dritten Inschrift im Jahre 1409/10 von einem Urenkel des oben Erwähnten vorgenommen wurde.

Bei Akschehir theilt sich die Strasse. Der südöstlich längs des Gebirges weiterführende Weg geht nach Doghanhissar (Falken-Burg); während wir uns in mehr östlicher Richtung allmählich vom Gebirge entfernen. Das hügelige Terrain, das vielfach von Wasserläufen durchschnitten wird, ist

anfangs noch weiter gut angebaut, dann nimmt es steppenartigen Charakter an. Bei dem kleinen Orte Arküt Han strömt ein wasserreicher Flusslauf, der hier durch eine Steinbrücke — wohl antiker Konstruktion — überwölbt wird, nach Norden in den Ilgün-See. Jenseits des Flusses wird die Gegend noch monotoner und einförmiger, bis im Norden der See selbst auftaucht. Dieser östlichste von den drei nördlich vom Sultan Dagh in der Hochebene liegenden Binnenseen unterscheidet sich von den beiden anderen dadurch, dass seine Ufer nicht sumpfige Niederungen bilden, sondern in steiler Böschung zum Wasserspiegel abfallen. Seinem von Süden kommenden Zufluss, den wir kurz vor der Stadt Ilgün überschreiten, sind wir später in seinem Oberlauf wieder begegnet und haben ihn von Tschiil bis Balki genau aufgenommen. Umgeben von einem Wäldchen von Trauerweiden liegen westlich von der Stadt heisse Schwefelquellen; in dem alten Gebäude, das die Badebassins umschliesst und wohl seldjukischen Ursprungs ist, finden sich viele eingemauerte Architekturfragmente aus byzantinischer Zeit. Leider konnten wir das Innere nicht betreten, da ein über dem Eingang angebrachtes Tuch anzeigte, dass die Bäder gerade von Frauen benutzt wurden.

Beim Betreten von Ilgün fällt dem Fremden zuerst der gewaltige moderne Han auf, dessen Seitenmauern schon von Weitem her sichtbar sind (Taf. XIV). Es ist das grösste Karawanserai, das mir in Kleinasien zu Gesicht gekommen ist. Von dem Eingangsgebäude an der Strasse gehen im spitzen Winkel zwei lange Flügelbauten aus, die einen geräumigen Hof einschliessen. Im Erdgeschoss liegen die Stallungen, während luftige Holzgallerien in den beiden oberen Geschossen zu den einzelnen Zimmern führen. In jedem Gemach befindet sich neben der Thür noch ein Fenster, dagegen hat die gegenüberliegende Aussenwand keine Fensteröffnungen. Die tischartigen Bretter, die vor den Zimmern an der Balustrade der Gallerie angebracht sind, werden von den Gästen zum Kochen benutzt. Auch unser Diener bereitete hier das Abendessen, und es gewährte einen belustigenden Anblick, als die Gäste gegen Abend nach und nach in den Han zurückkehrten, und sich auf dem Hof und den breiten Gallerien ein reges Leben und Treiben entwickelte.

Den Nachmittag hatten wir dazu benutzt, auch hier den vorhandenen Resten mittelalterlicher Architektur nachzuspüren. Ein in zwei Geschossen errichteter ehemaliger Han imponirt durch die massige Anlage, weist aber sonst keine künstlerische Dekoration auf; dagegen sind an dem Portal eines alten Bades, in dem jetzt ein ehrsamer Töpfer seine Werkstatt aufgeschlagen hat, byzantinische Skulpturfragmente zu glücklicher Verwendung gebracht worden. Das imposanteste Gebäude des Ortes aber ist die grosse und prächtige Moschee, welche im Jahre 1576 unter Sultan Murad III von Mustafa Pascha, dem Eroberer von Cypern, errichtet

worden ist (Taf. XV). Die Anlage stimmt mit den grossen Moscheen Konstantinopels aus derselben Zeit überein: eine von Säulen getragene und mit flacher Kuppel gedeckte Vorhalle, dahinter der quadratische Gebetsraum unter einer grossen Kuppel, die von aussen durch massige Strebepfeiler gestützt wird. An der rechten Seite steigt ein schlankes Minare empor. Inmitten des Vorhofs steht unter einem zierlichen Säulenbau mit spitzem Dach der Brunnen für die rituellen Waschungen. Originell an diesem Gebäude — jedoch eine spätere Zuthat — sind die massigen bleigedeckten Schutzdächer, welche die Vorhalle umgeben.

»Die über dem Hauptportal der Moschee befindliche Inschrift lautet folgendermaassen:

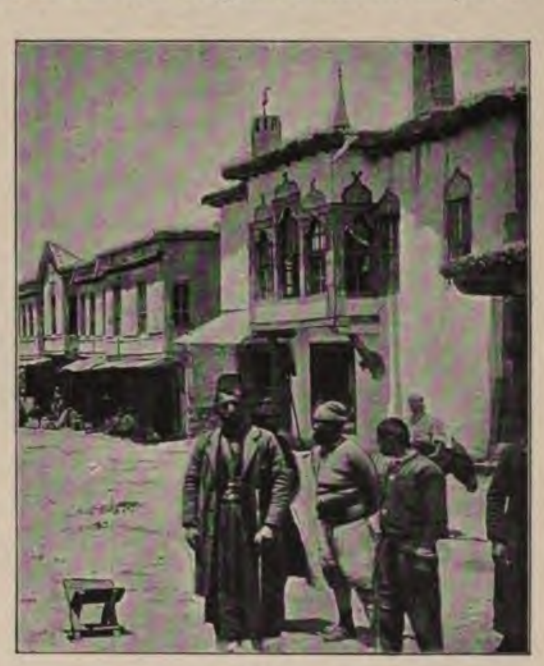
1. قد بنى هذا الجامع الشريف والمعبد المنيف صاحب الخيرات والمبرات ذو الفضل والحسنات طيف السلطان الاعظم والخاقان المفخم سلطان مراد بن سلطان سليم
2. خلد الله خلافته الى انقراض الزمان حضرت مصطفى پاشا فاتح قبروس الله يسر ما يشا واناله ما يتمنى فى سنة اربع وثمانين وتسعمايه وقيل فى تاريخ تمامه جامع للخير ٩٨٤.

1. Es hat erbaut diese edle Moschee und den alles überragenden Tempel der wohlthätige und gütige, grossmüthige und freigebige Schatten des erhabensten Sultans und höchsten Chakan des Sultans Murād, Sohnes des Sultans Selīm,
2. Gott erhalte seine Herrschaft bis zum Ende der Zeit — Mustafa Pascha, der Eroberer von Cypern, Gott erfreue [ihn] mit allem, was er wünscht und lasse ihn erlangen, wonach er begehrt. Im Jahre vier und achtzig und neunhundert. Und am Datum ihrer (der Moschee) Vollendung sagte man: djāmi' lilchair (= eine Moschee zu guten Dingen). Jahr 984 (= 1576).

Die beiden Worte djāmi' lilchair bilden das Tarich, d. h. ergeben die Jahreszahl, wenn man die Zahlenwerthe ihrer Buchstaben addirt. Das Datum ist demnach dreimal gegeben. [B. M.]«

Am nächsten Morgen, 21. Juni, ging es durch hügeliges, haideartiges Terrain weiter nach Katyn Han (Frauen-Han), das in sechsstündigem Marsch erreicht wurde. Der Ort macht von Weitem, gleich ähnlichen anderen Ansiedelungen der Gegend, mit seinen meist aus Lehmziegeln erbauten niedrigen

und flachgedeckten Häusern einen traurigen Eindruck; um so auffälliger war das lebhafte Treiben, das sich auf dem kleinen, mit Weiden bepflanzten Platz vor der Moschee entwickelte, wo gerade der Wochenmarkt abgehalten wurde. Sämmtliche Häuser haben offene Läden nach der Strasse zu; selbst im Erdgeschoss der Moschee sind Verkaufsläden untergebracht. Wir machten bei dem stattlichen Han eines Armeniers Halt, einem zweistöckigen Holzhause, das mit seinem vorspringenden Erker und den hohen Fenstern in seiner Umgebung einen ganz ansehnlichen Eindruck macht. Vor dem Orte ragt rechts vom Wege ein altes Gemäuer aus dem Flugsande hervor, ein mittelalterliches Gebäude, das wohl ursprünglich als Karawanserai gedient haben mag. Interessant ist es durch die Verwendung von byzantinischen Architekturfragmenten, Grabsteinen, Säulenbasen u. a. m., welche in die Aussenmauern verbaut sind. Ueberhaupt sieht man hier viele antike Bautheile, die wohl von dem wenige Kilometer entfernten Laodikeia Katakekaumene, dem heutigen Ladik, herrühren.



Strasse in Katyn Han

Diesen letzteren Ort, der am Fusse kahler Hügel gelegen ist, liessen wir rechter Hand liegen. Ibn Batuta,*) der im Beginn des XIV. Jahrhunderts Ladik berührte, rühmt die goldgestickten wollenen Stoffe, die hier von griechischen Frauen gefertigt würden. Von den Sitten dieser kunstfertigen Griechinnen weiss er weniger Rühmliches zu berichten. Der Weg führt hier über ebenes Terrain, das theilweise angebaut ist; es senkt sich nach links in die grosse Ebene hinab, aus der fern am Horizont einzelne isolirte Berggipfel, der Siwri Dagh und der Tuzuk Dagh,**) emportauchen. Nach dreistündigem Ritt erreichen wir ein einsam liegendes, aus Lehmziegeln errichtetes Haus, Mektubdjy Han (Schreiber-Han) genannt. Vor diesem entspringt eine Quelle,

*) Voyages d'Ibn Batoutah, texte arabe, accompagné d'une traduction par C. Defrémery et le Dr. B. R. Sanguinetti. Paris, 1854, II pag. 269.

**) Wir kamen später auf unserer Tour durch die Salzsteppe an diesen isolirt aus der Ebene aufragenden Felsen in der Nähe vorbei. Vgl. Kapitel VII.

die von antiken Marmorquadern eingefasst ist. Hier sammeln sich täglich gegen Abend die Heerden zur Tränke. Eilig drängen sich die dürstenden Thiere zu der ersehnten Labung, und es dauert beträchtliche Weile, bis endlich der letzte Hirt mit seiner Heerde fortgezogen ist und die tiefe Einsamkeit und Ruhe der sich herabsenkenden Nacht nur noch von dem leisen Murmeln des Quells oder dem klagenden Ruf eines Käuzchens unterbrochen wird.

Am 22. Juni brachen wir früh um 5 Uhr auf, um nicht allzuspät Konia zu erreichen. Wie an den vorhergehenden Tagen stieg die Sonne klar am wolkenlosen Himmel empor. Das Thermometer zeigte gewöhnlich Morgens 6 Uhr 14° C.; stieg dann zur heissesten Zeit um 2 Uhr auf höchstens 26° C., um Abends 9 Uhr auf 18 bis 19° C. zu fallen. Indessen liess ein stetiger Luftzug auch die Mittagshitze nicht zu drückend erscheinen. Wir hielten jetzt eine mehr südliche Richtung ein, um die Ausläufer des Sultan Dagh, die sich hier nach Osten vorschieben, zu übersteigen: vegetationslose Hügel, nur bisweilen in den Thälern mit niedrigem Strauchwerk bewachsen, in denen sich viele Feldhühner (türk. Keklik) aufhalten.

Nach zweistündigem Marsch hatten wir die Höhe erreicht und sahen vor uns, in blauen Nebel gehüllt, die weite Ebene von Konia ausgebreitet, einem grossen See vergleichbar, aus dem hie und da, wie Inseln, die Kuppen von Bergen hervortauchten: im Osten der Boz Dagh (Brauner Berg), weiter nach Süden der Karadja (Schwärzlicher) und der Kara Dagh (Schwarzer Berg). Die Stadt Konia selbst war durch eine langgestreckte Kette von Bäumen kenntlich. Am Fusse der steil nach Süden abfallenden Kalkberge machten wir neben einem verfallenen seldjukischen Han, Dokuzun Derbend, Halt. Dieses, wie eine Inschrift meldet, im Jahr 1210 unter dem seldjukischen Sultan Kai Chosro I errichtete Gebäude ist architektonisch uninteressant (Huart a. a. O. 1894. No. 10). Eine neben dem Han entspringende Quelle wird von einem kleinen, aus Maulbeerbäumen bestehenden Wäldchen umgeben, in dessen Schatten wir unser Frühstück einnahmen. Zu gleicher Zeit kam von Konia in mehreren Wagen eine Gesellschaft von Herren, die gleichfalls hier Rast machten; es war der Sohn des Gouverneurs, der auf einer Reise nach Konstantinopel begriffen war und dem mehrere andere Herren das Geleit gaben. Wir hielten uns an diesem angenehmen Platz längere Zeit auf und wurden mit einigen der Herren bekannt, die wir später in Konia wiederfinden sollten.

Allmählich senkte sich von hier aus die Strasse in die Ebene hinab. Der Boden schien ganz ausgedörrt; das Gras, das ihn im Frühjahr bedeckt, war vertrocknet und verdorrt, und gewaltig hohe Staubsäulen trieben über die öde Fläche dahin. In dem langgestreckten Walde, der vor uns lag und in dem Konia liegen sollte, unterschieden wir bald Einzelheiten. Hinter den Gärten, welche die Stadt umgeben, traten Minares

und Kuppeln hervor, wir erkannten die gelblich schimmernden Mauern der inmitten derselben auf einem Hügel gelegenen Burg und hatten endlich die ersten Häuser erreicht. Durch eine lange Vorstadtstrasse zwischen elenden Lehmhütten ging es dahin, bis wir rechts umbiegend auf einen Platz kamen, an dem der Konak, das Regierungsgebäude, gelegen ist. In einem gegenüber befindlichen Gasthof fanden wir alsbald Unterkunft.

Unsere Fenster gingen hier direkt auf den geräumigen quadratischen Platz, dessen eine Seite von dem modern-nüchternen Bau des Konak eingenommen wird, während die übrigen Seiten durch unscheinbare Häuser abgeschlossen sind.





III. KAPITEL

DAS MODERNE KONIA

Noch am selben Nachmittag stiegen wir zu dem ehemaligen Burghügel empor, der inmitten der Stadt gelegen ist, und von dessen Höhe sich eine umfassende Rundsicht eröffnet. Im Norden und Nordwesten wird die weite Ebene, die wir am Vormittag durchzogen hatten, von Gebirgszügen begrenzt, indess nach den anderen Himmelsrichtungen die scheinbar endlose Fläche nur an einigen Stellen durch die nebelhaften Umrisse ferner Berge unterbrochen wird. Zu unseren Füssen aber breitet sich die Stadt selbst aus. Zwischen niedrigen Lehmhütten und schmucklosen Holzhäusern, zwischen Schutthaufen und öde liegenden Plätzen wölben sich die Kuppeln der Moscheen und Bäder, ragen schlanke Minares im Glanz ihrer farbigen Fayence-Bekleidung in den wolkenlosen Aether empor: jenes die einfachen Behausungen der heutigen Einwohner, dieses die kunstreichen Schöpfungen der Vergangenheit, die im Verein mit dem belebenden Grün der Pappeln und Platanen dem Gesammtbild der Stadt trotz allen Verfalls ein malerisches und sympathisches Gepräge geben. Bei der Betrachtung des vor uns liegenden Stadtpanoramas glaubten wir den Reiz nachfühlen zu können, den die lykaonischen Städte mit ihrer wüstenartigen Umgebung auf einen der besten Kenner Kleinasiens ausüben.*)

*) W. M. Ramsay, The historical Geographie of Asia Minor. 1890. pag. 86. From whatever reason it may be, no cities have left such an impression of charm on my mind, and yet I fear that their situation in their bald and bare gently sloping recesses would be found most

Bei Sonnenuntergang kehrten wir in unsere Herberge zurück. In dem geräumigen Flur, der den Zugang zu den Gastzimmern vermittelte und zugleich als allgemeiner Wohnraum diente, versammelten sich Abends einige europäische und türkische Herren, Beamte der Regierung, der Post, der Filiale der Ottomanischen Bank oder der im Bau begriffenen Bahn, die theilweise auch in dem Gasthause wohnten. Besonders interessant war uns die Bekanntschaft eines liebenswürdigen und unterrichteten jungen türkischen Gardeoffiziers, Tevfik Bey, »Directeur des Topographes et Adjutantmajor d'Etat-major«. Unsere ferneren Abende in Konia verbrachten wir meist in Gesellschaft dieses Herrn und eines ihn begleitenden Kameraden. Beide waren erst kurz vorher in Konia eingetroffen, nachdem sie die Route Angora-Konia topographisch aufgenommen hatten.

Den Vormittag nach unserer Ankunft widmeten wir einer genaueren Besichtigung der Stadt. Wir schlenderten durch den weitläufig angelegten Bazar, der sich theils in breiten überdachten Strassenzügen, theils in engen winkligen Gässchen ausbreitet und für sich allein einen ganzen Stadttheil einnimmt, und hier, im Gedränge der kaufenden und verkaufenden Menge, konnten wir mit Musse die verschiedenartigsten Typen der Bevölkerung Konias beobachten. Die Grösse und der kräftige Körperbau der muhammedanischen Bevölkerung fällt sofort ins Auge. Ist doch auch gerade Konia oft die Heimath der »Hamal«, d. h. der Lastträger, deren Kraft und Gewandtheit im Heben und Tragen von Lasten jeder Reisende in Konstantinopel oder Smyrna zu beobachten Gelegenheit hat. Die Trachten bestehen meist in leichten Stoffen von heller Farbe. Der Entari, der lange kaftanartige Rock, ist gewöhnlich weiss und roth gestreift; darüber ist der Machlā geworfen, ein weiter Mantel aus weissem Kaschmir, dem arabischen Burnus ähnlich, doch ohne Kapuze. Den Kopf bedeckt der rothe Fez, um den ein gesticktes Wolltuch gewickelt ist. Hier geht ein griechischer Priester in seiner langen schwarzen Soutane vorüber, auf dem Kopf den Kalpak, die hohe schwarze Mütze, unter der das Haar versteckt ist, da es nach der Vorschrift nur während des Gottesdienstes lang herabwallend getragen wird. Dort schreitet gemessenen Ganges ein Molla, ein türkischer Priester, kenntlich an dem grünen Saryk (Tuch), womit sein Turban umwickelt ist. Auch der offene Oberrock, unter dem das seidengestreifte, nur durch eine Kaschmirbinde zusammengehaltene Untergewand sichtbar wird, besteht aus grünem Stoff. In der Hand hält er den Tesbih (Rosenkranz), der aus 99 Perlen besteht, zu einer jeden von diesen muss beim Beten einer der 99 Namen Gottes genannt werden.

---

disappointing by the tourist in search of striking effects. In several other Lykaonian cities, e. g. Iconium and still more Kybistra, the luxuriance of the well-watered orchards is doubly pleasing by contrast with the bare and waterless plains that stretch in front for a hundred miles.

Wir gehen eine breite, von niedrigen Häusern eingefasste Strasse herunter und stehen bald vor der von Sultan Selīm erbauten Moschee (1512 bis 1520).

Eine zierliche säulengetragene Vorhalle führt in den weiten quadratischen Betraum, der von einer gewaltigen Halbkugel überdacht ist. Die Anlage dieser Moschee ist durchaus dieselbe, wie wir ihr hier zu Lande mit wenigen Ausnahmen bei allen derartigen Bauten begegnen, die nach der Eroberung Konstantinopels von den osmanischen Sultanen errichtet sind, eine Nachahmung der Hagia Sophia.

Nur wenige Schritte entfernt steht die Tekke, das Kloster der Derwische. Wir treten durch ein Portal und sind überrascht von dem freundlichen Anblick, der sich uns hier bietet. An drei Seiten wird der Hof von grünberankten Hallen und niedrigen Gebäuden, den Wohnräumen der Derwische, eingefasst. In der Mitte erhebt sich, von Bäumen beschattet, ein Marmorbrunnen mit säulengetragenem Dach, unter dem eine Fayence-Kugel, eine ältere sog. Kiutahia-Arbeit, und ein hölzernes Schiffsmodell — vermuthlich symbolischer Bedeutung — herabhängen. Die vierte Seite des Hofes wird von einem grösseren Gebäude eingenommen, das zu gleicher Zeit die Räume für die Andachtsübungen des Ordens, sowie die Gräber des Stifters und ersten Oberhaupts und seiner Nachfolger enthält.

Gleich der christlichen Kirche hat auch der Islam geistliche Brüderschaften, sog. Derwisch-Orden, deren ungefähr 30 verschiedene gezählt werden. Der Orden der Mewlewi ist der ausgedehnteste und berühmteste des gesammten türkischen Reiches. Sein Stifter, Dschelāl eddīn wurde 1207 in Balich im nördlichen Theile des heutigen Afghanistan geboren; er war ein Anhänger des Sūfismus, einer mystischen Lehre des Islam, die in Persien entstanden war.*) Von Buchara aus, wo Djelāl eddīn in lyrischen Gedichten die Philosophie der Lichtlehre besungen und hohen Ruhm erworben hatte, berief ihn Sultan Ala eddīn Kai Kobād I (1219—1236), der bedeutendste der seldjukischen Herrscher, im Jahre 1233 an seinen Hof nach Konia, wo er fortan als Lehrer seiner Philosophie lebte. Ibn Batuta erzählt, wie der Meister nach dem Genuss der Waare eines Zuckerbäckers plötzlich verschwand, wie man ihn vergeblich jahrelang suchte, bis

*) »Der Ursprung des Sūfismus verliert sich in die Anfänge der muhammedanischen Herrschaft in Persien zurück. Die Lehre verlangt vier aufsteigende Stufen der Gottesverehrung: Erstens die Befolgung der rituellen Vorschriften. Zweitens den »Pfad«, d. i. das Aufsteigen vom körperlichen zum geistigen Gottesdienst. Die dritte Stufe, die des »Wissens«, vermittelt den Besitz übernatürlicher Einsicht, gleich den Engeln des Lichtes, die am Throne Gottes stehen. Die vierte Stufe verlangt ein Versenken in die Gottheit, ein völliges Einssein mit Gott. Also Pantheismus. Diese Viertheilung geht zurück auf eine angebliche Tradition des Propheten. Das Symbol für das Gesetz ist ein Schiff, für den Pfad das Meer, für das Wissen die Muschel und für die Gotteinheit die Perle. Wer die Perle erlangen will muss zuerst das Schiff besteigen. [B. M.]«

er endlich aus der Einsamkeit wie geistesgestört zurückgekehrt wäre und seine Lehre in unzusammenhängenden kurzen Gedichten verkündet hätte. Diese einzelnen Verse sind von seinen Schülern aufgeschrieben und gesammelt worden. Es sind dies die in 6 Büchern vereinigten 40000 Distichen. In das Jahr 1273 fällt dann die Gründung eines Derwisch-Ordens, dessen Mitglieder nach der Anrede Mewlana (d. h. unser Herr), mit der sie ihren Lehrer Djelāl eddīn begrüssten, Mewlewi genannt wurden.

Konia blieb der Hauptsitz dieses Ordens, der mit der Zeit an Macht und Ansehen immer höher stieg. Die Tekke, das Kloster in Konia, war die Stelle, wo persische Litteratur und Dichtkunst gepflegt wurde; und diese gelehrte Erziehung befähigte die Mitglieder des Ordens zu den höchsten Stellen des Staates, zu den einflussreichsten Aemtern am Hofe der osmanischen Sultane. Nachdem Suleiman, der Sohn Bajazid's, vor der Einnahme einer Stadt die hohe Derwisch-Mütze, die ihm ein Mewlewi als Unterpfand des Sieges gegeben hatte, aufgesetzt, blieb diese die Kopfbedeckung der Sultane bis auf Muhammed II.



Derwische aus dem Orden der Mewlewi in Konia

(Nach einer von Herrn Dr. v. Luschan in Konia aufgenommenen Photographie)

Wie auch in den anderen islamitischen Orden, unterscheidet man hier folgende Rangordnung. Der Scheich, das Oberhaupt, dessen Würde sich in der Familie des Djelāl eddīn forterbt, führt den Titel Mewlana Hunkiar, neben ihm steht ein Stellvertreter (Chalif) und dann die Muriden, die Schaar der Novizen. Der Mewlana ernennt die Scheichs sämmtlicher anderer Klöster seines Ordens; er führt den Rang eines Muschīr, eines hohen militärischen Titels, einer Würde, die ihm von Sultan Machmud II 1829 verliehen ward, und ihm liegt es auch ob, nach einem Regierungswechsel den neuen Sultan in der heiligen Moschee Ejūb in Stambul mit dem Schwerte Osmans, des Gründers der Dynastie, zu umgürten. Diese Feierlichkeit kommt an Bedeutung ungefähr der Krönung eines europäischen Fürsten gleich.

Ein anderer Derwisch-Orden, der der Bektaschi, war früher dem der Mewlewi nahezu ebenbürtig. Mit der Vernichtung der Janitscharen im Jahre 1826 jedoch, zu denen er als priesterlich-kriegerischer Orden in engen Beziehungen stand, ist sein Ansehen gesunken. Ebenso wie dem Tschelebi Effendi — so wird der Mewlana Hunkiar vom Volk in Konia genannt — ist

es auch den übrigen Derwischen gestattet, sich zu verheirathen. Sie verdienen sich meist durch ein Handwerk den nöthigen Lebensunterhalt. Nur wenige der 500 Ordensbrüder wohnen in der Tekke selbst; ein grosser Theil von ihnen ist stets in Missionen auf Reisen unterwegs.

Die charakteristische Kleidung der Mewlewi besteht in dem grossen weiten Mantel aus dunkelgrünem Stoff (Feradje genannt) und der hohen topfartigen Mütze aus braunem Filz (Haidarije-i-scherīf), die sie niemals absetzen dürfen. Zwei dieser Derwische führten uns in dem Kloster umher; sie zeigten uns bereitwilligst die Zellen und liessen uns auch in das grosse Gebäude eintreten, das die Andachtsräume und die Gräber der Scheichs enthält. Durch eine von vier Säulen getragene Vorhalle gelangten wir in einen quadratischen Saal, der von einer Halb-Kuppel bedeckt ist, und an den sich unmittelbar ein zweiter gleichgestalteter Raum anschliesst. Hier finden Freitags die bekannten rituellen Tänze statt. Mit auf der Brust gekreuzten Armen defiliren die Derwische an dem Scheich vorbei und empfangen seinen Segen; dann beginnen sie, den Kopf leicht auf die rechte Schulter geneigt, die Augen geschlossen und die Arme wagerecht emporgehoben, bei dem Klang einer Flöte sich um sich selbst zu drehen und in dieser Bewegung den Saal zu umwandeln. Immer schneller werden ihre Bewegungen, so dass sie bald den langen Mantel ablegen. »Dieses Drehen bedeutet«, wie gesagt worden ist,*) »ein Abbild der Seele, die ergriffen ist von dem göttlichen Heilsgut, von der ewigen Schönheit, fortgerissen in den Taumel der göttlichen Liebe. Die Bewegung der himmlischen Sphären wird ihnen bemerkbar und reisst sie hin in ihren zügellosen Lauf; der lange Rock beschreibt um ihren Körper einen horizontalen Kreis, während ihre Lippen leise und andächtig den Refrain der Hymne wiederholen: Es giebt nur einen Gott, das ist Gott! Wann endlich werden meine Augen den Ersehnten erblicken!« Erst eine vollständige Ermattung macht diesem Tanz ein Ende. Auch hier steht es wie in Konstantinopel Jedem, auch den Ungläubigen frei, diesen religiösen Ceremonien beizuwohnen. In den Mienen, im Gesichtsausdruck eines jeden dieser Derwische spiegelt sich, wie bei allen anderen religiösen Handlungen des Muhammedaners, strenger Ernst und tiefe Ergriffenheit wieder, und es würde uns nicht anstehen, die Aufrichtigkeit dieses Gottesdienstes, so sonderbar er auch dem Fremden anfänglich dünken mag, in Zweifel oder ins Lächerliche zu ziehen.

Neben diesen beiden für die Tänze bestimmten Räumen, nur durch Säulen von ihnen getrennt und durch ein Gitter abgeschlossen, befinden sich die Grabstätten der Scheichs, aus der Familie der Mewlana, die nun schon seit 600 Jahren hier beigesetzt sind. Leider durften wir diesen Raum,

*) Hamdy Bey: Les Costumes populaires de la Turquie. Constantinople 1873.

der an Flächeninhalt den beiden Sälen gleichkommt, nicht betreten, und konnten nur von weitem die Pracht der Ausstattung bewundern. Die Wände sind mit glasirten Kacheln bedeckt, kostbare Tücher und Teppiche bedecken die einzelnen Katafalke, und alte Moscheelampen hängen von der Decke herab, die auf drei Reihen von je 5 Säulen ruht; über jeder Vierung ist eine flache Kuppel angebracht, und nur über dem Grabe des Stifters des Ordens erhebt sich ein hoher, kegelförmig geschlossener Rundthurm. Dieser Thurm ist aussen gerippt und vollständig mit hellblauen Fayencen bekleidet, die im Glanz der Sonne weithin leuchten. Ibn Batuta berichtet, dass er »das Mausoleum des Scheich, des göttlichen Imam, des Dichters Djelal eddin gesehen habe. Ueber diesem Mausoleum hat man eine grosse Zauwia (= religiöses Gebäude) errichtet, wo man Reisenden Nahrung reicht.« Das heutige Kloster sowohl wie die daneben liegende Moschee und das Mausoleum sind Bauten einer späteren Zeit, der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Die Gebäude, die Ibn Batuta im Anfang des XIV. Jahrhunderts sah, dürften also wohl später umgebaut worden sein.



Tekke der Derwische in Konia

Ueber breite, von Mauern oder niedrigen Lehmhäusern begrenzte Strassen setzten wir dann unseren Gang durch die Stadt fort. Die Monotonie der Umgebung wird nur unterbrochen, wenn mitten aus dieser Armuth das reich verzierte Marmor-Portal einer mittelalterlichen Moschee oder ein mit farbigen Fayencen bekleidetes Minare emporragt. Wir kamen an der phantastischen, über und über mit Inschriften bedeckten Fassade der Energhe Djami vorüber, die im S.W. der Stadt schon auf fast unbebautem Terrain gelegen ist, und lenkten dann wiederum in die Stadt selbst ein, die an dieser Seite von Griechen bewohnt wird. Statt der aus Stein und Lehm errichteten Bauten sieht man hier fast nur Holzhäuser, die zum Theil einen

Sarre. 3

wohlhabenden Eindruck machen. In einer engen Strasse, neben dem erst vor Kurzem errichteten russischen Konsulat, der einzigen diplomatischen Vertretung in Konia, blickten wir durch ein Steinportal in den Hof einer Medresse, wo sich uns ein überraschender Anblick bot: Die halb verfallenen Wände einer grossen, dem Eingang gegenüberliegenden Nische und die Seiten des Hofes sind über und über bedeckt mit einem Mosaik, das sich aus dunkel- und hellblauen Fayence-Stückchen zusammensetzt. Das Gebäude führt den Namen Sirtscheli (Glas) Medresse.

An dem schon erwähnten Hügel vorüber, von dem eine kleine byzantinische Kirche*), die grosse Moschee Sultan Ala eddīn und einige Reste des mittelalterlichen Palastes herabschauen, gelangen wir zu mehreren anderen prächtigen Bauten, die sich am Ost- und Nord-Fuss des Burgberges hinziehen, so zu der Kara Tai und zu der Indje Medresse, deren hohes Minare alle anderen der Stadt weit überragt.

Alle diese Bauten aus der seldjukischen Zeit sollen später eingehender besprochen werden, hier haben wir nur den allgemeinen Eindruck kurz skizziren wollen, den die Stadt bei dem ersten flüchtigen Rundgang auf den Fremden hervorbringt.

Am Nachmittag unternahmen wir einen Spaziergang in westlicher Richtung, ausserhalb der Stadt auf der nach Meram führenden Strasse. Unser Weg führte uns an niedrigen Mauern, über die wir in Obst- und Gemüsegärten sehen konnten, an halb verfallenen, malerischen Bauten vorüber zu einer Turbe, zur Grabstätte des Atech-baz Weli, die, wie eine Inschrift**) über dem Fenster meldet, im Jahre 1285 errichtet worden ist. In ihrem Vorraum, auf einer Estrade, vor der ein Kühlung spendender Brunnen in ein Bassin herabrauschte, sassen ein alter Priester und mehrere jüngere Genossen im Gespräch beisammen. Bereitwillig zeigten sie uns die prächtig geschnitzten Fensterläden, Meisterwerke sauber ausgeführter und ornamental glücklich komponirter Holzschnitzerei; dann führte man uns in den hinter der Turbe liegenden Friedhof, wo sich über dem Grabe eines Heiligen ein luftiger, auf Säulen ruhender Marmorbau erhob, den ein spitz zulaufendes, aus Holz gezimmertes Dach krönte. Dieser käfigartige, mit einem Drahtgitter versehene Aufsatz hat den Zweck, den darunter stehenden Sarkophag vor den Blättern zu schützen, die etwa von dem nebenstehenden Baum in den offenen Raum herabfallen könnten.

Wir beschlossen unseren Spaziergang mit einem Gang über die weiten Friedhöfe, welche die Nordseite der Stadt begrenzen. Wer den herrlichen Begräbnissplatz von Skutari kennt, wo gewaltige Cypressen die sauber ausgeführten, bunt bemalten Denksteine beschatten, wo sich durch die

*) Jakut, ein arabischer Geograph des XIV. Jahrhunderts, berichtet (IV. pag. 204): In Konia sei das Grab des weisen Plato in der Kirche neben der Moschee.

**) Huart 1895 a. a. O., No. 57.

Bäume hindurch die farbenprächtige Aussicht auf den Bosporus und das gegenüber emporsteigende Stambul eröffnet, der sucht einen ähnlichen Eindruck auf den Friedhöfen Konias vergebens. Aber auch diese Scenerie ist von eigenem, wenn auch völlig anderem Reiz. Soweit das Auge reicht, erblickt es eine ebene Fläche, bedeckt mit roh zugehauenen Steinen, die windschief zu Häupten und zu Füssen des Grabes emporragen. Nur selten sieht man einen Buchstaben, eine Inschrift darauf, die berichten könnte, wer hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Aber gerade diese drückende Einförmigkeit, diese trostlose Oede versinnbildlicht in ergreifender Weise die alles ausgleichende Majestät des Todes. Nur hier und da taucht aus diesem Meer von Steinen ein kleiner kuppelüberdeckter oder mit einem Kegeldach versehener Bau hervor, die Turbe eines Heiligen. An dem Gitterwerk der Fenster, durch die man den Sarkophag erblickt, hängen Bänder und Kleiderfetzen, Opferzeichen derjenigen, die hier ein Gebet verrichtet haben. Nicht des Vornehmen, des Reichen Grabmal ragt aus der unendlichen Zahl hervor: es sind die Ruhestätten heiliger Männer, die vielleicht als Bettel-Derwische von den Almosen ihrer Mitmenschen gelebt haben. Ihnen hat man diese Denkmäler errichtet, und ihr Andenken lebt in dem Glauben derjenigen fort, die zu ihrem Grabe pilgern. Kein Baum oder Strauch, keine lebende Pflanze bedeckt den Boden. Aus dem grauen Sandboden, der hier und da noch mit verdorrtem Gras bedeckt ist, ragen die formlosen Steine empor und werfen, von der tief stehenden Sonne beschienen, lange Schatten. In der Ferne glänzen die bunten Kuppeln und Minares der Stadt: wie Gebilde einer anderen Welt überragen sie das Grau der unter ihnen liegenden Mauern. Durchsichtig, klar wie ein Krystall wölbt sich der Himmel über diesem eigenartigen Bilde. Im Westen sinkt inmitten leuchtender Farben, wie sie nur der Orient hervorbringt, das Tagesgestirn hinab. Durch unser Nahen erschreckt, fliegt ein Käuzchen mit lautem Klagegeschrei davon; der Grabstein, von dem



Turbe des Atech-baz Weli bei Konia

wir es gescheucht haben, zeichnet sich durch bessere Bearbeitung aus, und wir erkennen bei näherer Betrachtung griechische Buchstaben; es ist das Bruchstück einer Weihinschrift auf die Göttermutter Kybele, die hier in Lykaonien unter dem Namen Zizimene verehrt wurde.*)

Und während dieser Stein an den uralten Götterkultus Kleinasiens erinnert, erzählt uns die Inschrift auf einem anderen, der auf diesen Gräberplatz verschlagen ist, von einem christlichen Manne, der seiner Tochter ein Denkmal errichtet hat,**) und wir werden in die Zeiten versetzt, wo der Apostel Paulus mit seinem Genossen Barnabas in der Synagoge von Ikonium den Lykaoniern die neue Lehre verkündete, »wo Zeichen und Wunder geschahen durch ihre Hände.«

Ein Stück Weltgeschichte reden jene beiden Steine, die heut die Grabstätte eines muhammedanischen Einwohners von Konia bezeichnen.

Hier in Ikonium soll Apoll das Haupt der Medusa an einer Säule aufgehangen haben, so berichtet die Sage. Hier machten in historischer Zeit die 10 000 Griechen Halt, wie später auch Alexander auf seinem Perserzuge. Dann gehörte die kleine Festung zu der römischen Provinz Asien. Hier hielt sich Cicero als Proconsul von Kilikien im September 51 zehn Tage auf und nahm eine Parade über das Heer ab.***) Unter Tiberius gehörte die Stadt zur Provinz Pisidien, später zu Lykaonien. Unter ihren Mauern fanden Kämpfe in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung mit den Parthern statt, die von Zeit zu Zeit die römischen Grenzen bedrohten. Eine grosse Christengemeinde bildete sich an dem Orte, der die Stimme des Heidenapostels selbst vernommen hatte, und von hier aus leitete ein Bischof die Gemeinden der 14 anderen lykaonischen Städte. Stets neue Beunruhigungen kamen von Osten, bis endlich der Halbmond des Islam das Kreuz von Byzanz verdrängte, und Konia im XII. Jahrhundert die Hauptstadt der seldjukischen Sultane von Ikonium wurde. Damit begann die glänzendste Zeit der Stadt. Im Mai 1190 nahte sich ihr das Heer der Kreuzfahrer unter Kaiser Friedrich Barbarossa. Unter entsetzlichen Entbehrungen hatten die Pilger den Weg von Philomelium aus zurückgelegt; doch der Kaiser besiegte trotzdem das sich ihm entgegenstellende Heer der Seldjuken vor den Thoren der Stadt, während Herzog Friedrich sie selbst bis auf die stark befestigte Citadelle eroberte. Die feindlichen Parteien schlossen Frieden, und der Kaiser hielt sich hier mehrere Tage lang, vom 18. bis zum 26. Mai, auf, um zwei Wochen später in den Fluthen des Kalykadnos den Tod zu finden.

Auf der Burg hielten die mächtigen Seldjuken-Sultane Hof: Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt, und prächtige Bauten entstanden. Aber dieser

*) Vgl. Anhang I, No. 10.

**) Vgl. Anhang I, No. 9.

***) Epist. ad Atticum. 20.

Blüthe-Periode machten die Einfälle der Mongolen ein Ende, bis endlich das Geschlecht der Osmanen auch Konia seinem weiten Herrschergebiete zufügte.

Noch in unserem Jahrhundert fand auf der Ebene von Konia eine Entscheidungs-Schlacht statt. Am 21. Dezember 1832 besiegte hier Ibrahim Pascha von Aegypten den türkischen Grosswezir Reschid Mehmed Pascha und nahm ihn gefangen.

Dies ein kurzer Abriss der geschichtlichen Ereignisse, die sich auf der Stelle des heutigen Konia abgespielt haben, und deren einzelne Gestalten vor unserem geistigen Auge lebendig wurden, indessen wir ihre Spuren in den Denkmälern wiederzufinden glaubten, die jede Epoche hier zurückgelassen hat.

Die Vormittage wurden meist zur photographischen Aufnahme von interessanten Denkmälern, vor allem der seldjukischen Bauten, verwandt, während der Nachmittag einem Spaziergange in die malerische Umgegend gewidmet ward. Nach einer Abwesenheit von acht Tagen, die wir zu einer Tour nach dem Sultan Han, nach Akserai und dem Salzsee benutzten,*) kehrten wir noch einmal für kurze Zeit nach Konia zurück und hatten dann auch die Ehre, von Sr. Excellenz dem Gouverneur des Wilajets empfangen zu werden. Diesem konnten wir ein vom Minister Rifaat Pascha, dem heutigen Grosswezir, ausgestelltes Schreiben überreichen, das uns von Konstantinopel hierher nachgesandt worden war. Der Gouverneur empfing uns auf das Liebenswürdigste und stellte uns für die beabsichtigten Reisen jede Unterstützung der Behörden seines Wilajets in Aussicht. Interessant war für uns, bei dieser Gelegenheit das Leben und Treiben im Konak, dem Regierungsgebäude, kennen zu lernen. Die weitläufigen Korridore und Räume des grossen Gebäudes wimmeln von einer Menge von Leuten, die aus dem weiten Gebiete des Gouvernements hier zusammenkommen, um eine Klage vorzubringen, oder sich über irgend eine andere persönliche Angelegenheit Bescheid und Recht zu holen. Da sieht man Hirten aus den Volksstämmen der Turkmanen oder Jürüken, oft in Begleitung ihrer ganzen Familien; ferner griechische, armenische und



Strasse in Konia

*) Vgl. Kapitel VI und VII.

muhammedanische Bürger aus den Städten, alle verschieden in der Tracht und im ganzen Auftreten, und jeder seine nationale Eigenthümlichkeit verrathend. Dort hockt in der Ecke des Ganges ein ganzer Knäuel von Negerweibern und -Kindern, in grellrothe Gewänder gehüllt; während hier Zigeuner lagern, die auch in Kleinasien ein nomadisirendes Leben führen, und deren Weiber oft von grosser Schönheit sind. Der reiche Bauer aus den Dörfern präsentirt sich hier im vollen Glanze seiner Waffen. Im »Silalik«, dem breiten ledernen Gürtel, stecken zwei Pistolen, der Jatagan, ein hirschfängerartiges langes Messer in Lederscheide, und ein Dolch mit Horngriff. Ein reich gesticktes Tuch, das Erbstück früherer Generationen, hängt an der linken Seite vom Gürtel herab, und auch der Fez ist mit einem goldbordirten Tuche umwickelt.

Da Konia an einer grossen Karawanenstrasse gelegen ist, ist es natürlich schwer, bessere Kunstgegenstände zu erwerben, die meist schon längst von Händlern nach Konstantinopel oder ins Ausland gebracht sind, und nur zufällig wird es dem Fremden glücken, hier und da noch eine gute Arbeit zu finden. Auch alte Stickereien wurden uns erst nach längerem Aufenthalte angeboten. Ein kleines Gefäss, das zur Aufnahme der kleinen, allgemein üblichen henkellosen Porzellan-Kaffeetassen benutzt wird, bot uns ein Soldat auf der Strasse zum Kaufe an. Der eierbecherförmige Körper ist aus Kokosnuss geschnitzt und mit einem sarazenischen Ranken-Ornamente bedeckt. Ein kleiner Fuss aus Silberfiligran trägt das zierliche Gefäss, dessen Aussenfläche mit kleinen Rosetten, in Filigran gefassten Korallen, besetzt ist.





IV. KAPITEL

IKONIUM

die Hauptstadt der Seldjuken und ihre Bauten

Während der Regierungszeit Soleimans I († 1086), eines Urenkels Seldjuks, fiel Ikonium in die Gewalt der Seldjuken. Im Laufe eines Jahrhunderts hatte dieser aus Innerasien kommende türkische Stamm von den Ufern des Iaxartes aus erst Iran, dann Medien, Mesopotamien, das Chalifenreich von Bagdad und endlich auch Kleinasien unter seine Oberhoheit gebracht, ein gewaltiges Ländergebiet, das sich von den Grenzen Indiens bis an das Aegäische Meer erstreckte und verschiedenen, von dem Gründer der seldjukischen Dynastie abstammenden Fürstengeschlechtern unterthan war. Das Reich Soleimans I umfasste ungefähr die kleinasiatische Halbinsel, in deren nordwestlichem Gebiete er sowohl wie seine Nachfolger Kylydj Arslān I (1086—1107), Mas'ud I (1107—1156) und Kylydj Arslān II (1156—1192) mit dem griechischen Kaiserthum zu kämpfen und den in ihr Land einbrechenden Wogen der Kreuzzüge zu widerstehen hatten, während im Süd-Osten die Ejubiden von Syrien die Grenzen bedrängten. Kylydj Arslān II theilte sein Reich unter seine zwölf Söhne, von denen Kai Chosro I (1192—1196; 1204—1210) Konia erhielt. Hier belagert ihn im Jahre 1196 sein Bruder Rokn eddin Soleiman vier Monate lang, bis sich endlich die Stadt ergiebt und der Fürst mit den Seinen ins Exil geht, um erst bei Leo dem Grossen von Armenien und dann am Hofe von Byzanz Aufnahme zu suchen. Hier soll er die Tochter eines Patriziers (Mafrezum Maurotzumes) geheirathet haben und in dem Maasse ein Grieche geworden sein, dass sich die Geistlichkeit schon mit der Hoffnung trug, dass er zum Christenthum übertreten werde. Unterdessen war auf Soleiman II im

Kopfleiste: Silbermünze des Sultans Kai Chosro II.

Jahre 1204 sein junger Sohn Kylydj Arslān III gefolgt, und willig leistete Kai Chosro dem Rufe Folge, als Abgesandte seines Volkes, die Chefs der drei Turkomanen-Stämme, in Konstantinopel erschienen und seine Rückkehr forderten. Wieder entbrannte um Konia der Kampf, die Gärten und Lusthäuser in der Umgebung der Stadt wurden verwüstet, bis Kai Chosro als Sieger einziehen konnte und zum zweiten Male die Herrschaft antrat. Seinen Bruder Kylydj Arslān begnadigte er und verlieh ihm grossmüthig die Stadt und das Gebiet von Tokat. Nachdem der Fürst die wichtige und in handelspolitischem Sinne werthvolle, am Meere gelegene Festung Adalia genommen (1207), erfüllte er die Pflichten der Dankbarkeit für die ihm einst erwiesene Gastfreundschaft dadurch, dass er dem nach Stiftung des lateinischen Kaiserthums flüchtigen byzantinischen Herrscher Alexius Angelus hier eine Zuflucht gewährte und sich sogar bewegen liess, für ihn im Jahre 1210 gegen Theodor Laskaris von Nicaea ins Feld zu ziehen. Bei Alaschehir (Philadelphia) wird letzterer anfangs geschlagen; aber nach gewonnener Schlacht, als sich das türkische Heer plündernd zerstreut, wird der Sultan getödtet, und, des Führers beraubt und von Panik ergriffen, löst sich sein Heer in wilder Flucht auf. Theodor Laskaris geleitet den Leichnam des Fürsten unter grossem Gepränge bis an die Grenze seines Landes; hier nimmt ihn sein Sohn und Nachfolger Izz eddīn Kai Kāus I in Empfang und beerdigt den Vater, der durch seinen Tod im Kampfe gegen die Ungläubigen den Ehrentitel Schehīd (Märtyrer) empfängt, auf dem Burgberge von Konia neben den Grabstätten seiner Vorfahren.

Kai Kāūs I (1210—1219) muss erst die Erbansprüche seines Oheims Toghrul Schah, des Herrschers von Erzerum, und seines Bruders Ala eddīn Kai Kobād mit bewaffneter Hand zurückweisen, ehe er den Franken von Cypern Adalia, das sie genommen haben, wieder entreisst, und von dem griechischen Kaiser Alexius I Sinope, den für sein Land so wichtigen Hafen, erobert. Weniger glücklich ist er im Feldzuge gegen Klein-Armenien und gegen die Ejubiden, denen gegenüber er sich vergeblich bemüht, Aleppo zu nehmen. Auf einem Feldzuge gegen Osten begriffen, stirbt er plötzlich 1219 in Wiran Schehir.

Von Konstantinopel aus, wo er im Exile gelebt hat, tritt Kai Kobād I (1219—1236), von den Emiren zum Sultan erwählt, die Herrschaft an und bestattet seinen Bruder in Siwas. Ueber Kaisarie und Akserai begiebt er sich nach der Hauptstadt Konia. Hier empfängt er bald eine Gesandtschaft des Chalifen Nasr eddīn lidīn Allah, welche ihm den Titel Sultan und Stellvertreter des Chalifen in Rum,*) Armenien und Diarbekr und als

*) Eine Erklärung dieses Namens giebt Ibn Batuta, a. a. O. II. pag. 255. »Nous dirigeâmes (von Syrien aus) vers la terre de Turquie, comme sous le nom de pays des Grecs (Arroûm). On l'a nommée ainsi parce qu'elle a été jadis le pays de cette nation. C'est de là que vinrent les anciens Grecs et les Joniens. Dans la suite les Musulmans la conquirent et il s'y trouve maintenant beaucoup de chrétiens sous la protection des Turcomans mahométans.«

Zeichen dieser Würde Schwert und Ring überbringt. Seit diesem Tage fügt er die Worte Kasīm Emīr el Mumenīn (Mitregent des Beherrschers der Gläubigen) seinem Namen bei.*) Nach einem glücklichen Feldzuge gegen Klein-Armenien (1220) befestigt der Fürst Konia und Siwas, die bedeutendsten Städte seines Reiches. Schon beginnen im Osten die Mongolen siegreich und zerstörend vorzudringen. In seiner Noth bittet Chowaresm Schah den Sultan um Hülfe, die dieser ihm durch Sendung eines Hülfskorps gewährt, und hat es ihm zu danken, dass das mongolische Heer sich nach Georgien zurückzieht. Kai Kobād rückt erst selbst wieder ins Feld, als er eine Verschwörung seiner Emire unterdrückt hat. Durch glückliche Kriege gegen Armenien, gegen Syrien und Aegypten befestigt er seine Herrschaft und erweitert sein Reich über die Grenzen Kleinasiens hinaus. Auf seine Förderung des Handels, seine Unterstützung von Wissenschaft und Kunst werden wir noch eingehender zurückkommen. Am 4. Sept. 1236 stirbt dieser grösste Fürst der Seldjuken von Ikonium, vergiftet durch den eigenen Sohn.

Kai Chosro II (1236—1246) hat erst den übermächtigen Einfluss seines Ministers Sa'd eddīn und die von einem Derwisch in Amasia angestiftete Revolte zu brechen, ehe er in äussere Verhältnisse verwickelt wird. Im Jahre 1243/44 erscheint zum ersten Male ein mongolisches Heer in Kleinasien; nachdem Erzerum genommen ist, wird Kai Chosro bei Tokat geschlagen und flieht nach Konia zurück. Kaisarie wird von den Siegern zerstört, und nur durch die Bedingung eines jährlichen Tributes vermag der Fürst Frieden für sein Land und Schonung seiner Hauptstadt zu erkaufen. Nicht lange überlebt er dies Unglück: 1246 wird er von den Grossen seines Reiches ermordet.

Die nun folgende Geschichte des Sultanats von Ikonium ist in hohem Maasse verwickelt. Die Familienzwistigkeiten, die Kämpfe der Söhne um die Herrschaft des verstorbenen Vaters werden immer häufiger, ausserdem droht stets von Osten die Gefahr eines Einfalls, und wird vom Hofe des Grossmoguls aus die Entscheidung innerer Streitigkeiten herbeigeführt, bis endlich das Land vollständig in dessen Gewalt kommt.

Die drei Söhne des Ermordeten Izz eddīn Kai Kāūs II, Rokn eddīn Kylydj Arslān IV und Kai Kobād II kämpfen drei Jahre lang mit wechselndem Glücke um die Herrschaft, bis sie sich im Jahre 1249 entschliessen, gemeinsam die Regierung zu führen, oder vielmehr dieselbe durch die Oberbefehlshaber der Truppen (Atabek) Djelāl eddīn Kara Tai und Izz eddīn führen zu lassen. Als jedoch Kai Kobād auf Betreiben seiner Brüder sich auf die Reise an den Hof des Grossmoguls, der die Fürsten zum Schiedsgerichte vor sich gefordert, begeben hat, fällt Kai Kāūs über Kylydj Arslān her und kerkert ihn in Konia ein, indess zu gleicher

*) So in der am Sultan Han (1229 erbaut) befindlichen Inschrift. Vgl. Kapitel VI.

Zeit Kai Kobād während der Reise stirbt (1257). Der Mongolenfürst befiehlt vergeblich eine Theilung des Reiches unter die beiden Brüder. Da bricht der tatarische Kommandant der Festung Kars in Kleinasien ein und besiegt im Jahre 1262 Kai Kāūs oder vielmehr seinen Befehlshaber Aidoghmusch zwischen Akserai und Konia trotz der Hülfe, die ihm ein christliches Hülfskorps unter der Führung des späteren Kaisers Michael Palaeologus leistete. Dieser hatte sich vor Theodor Laskaris II nach Konia geflüchtet. Nun wird Kylydj Arslān zum selbständigen Fürsten von den Mongolen ernannt, während Kai Kāūs nach Konstantinopel entflieht.

Wenige Jahre darauf (1264) wird Kylydj Arslān IV ermordet und sein Sohn Kai Chosro III besteigt den Thron. Zwölf Jahre hindurch herrscht Ruhe im Lande, das von dem Perwāne Mo'īn eddīn, dem Minister des jungen Fürsten, weise und gerecht regiert wird, bis auf Anstiften der Mongolen der Sultan von Aegypten 1276 in Kleinasien einen Einfall macht, als gerade eine Empörung in Karamanien ausgebrochen war. Das seldjukische Heer wird geschlagen, und Mo'īn eddīn von Abaka Chan hingerichtet unter dem Verdachte, mit den Aegyptern sich gegen die Mongolen verschworen zu haben.

Von dieser Zeit an kommt das Land nicht mehr zur Ruhe, und ein Aufstand, eine Empörung der Statthalter folgt der anderen. Kai Chosro III stirbt im Jahre 1282, wahrscheinlich von Arghun Chan, Sohn des Abaka, getödtet, und die Krone geht auf seinen Vetter Mas'ūd II über, der nach unrühmlicher Herrschaft im Jahre 1297 stirbt.

Ala eddīn III, Enkel Kai Kobāds II, vermag noch einmal eine kurze Zeit lang kräftig die Zügel der Regierung zu führen, er erringt sogar mit Hülfe Osmans, eines türkischen Stammes-Häuptlings, einen Waffenerfolg über die Mongolen, der jedoch von kurzer Dauer ist; denn nach zehnjähriger Herrschaft (1307) wird er von dem Mongolen Ghasan Chan gestürzt und ebenso wie sein Sohn von den Emiren erwürgt; der letzte Herrscher aus dem Geschlechte der Seldjuken.

In Sinope fristet Ghasi Tschelebi, ein Sohn Mas'ūd II, noch bis zur Mitte des Jahrhunderts sein Leben, indem er sich von Seeräuberei ernährt.

Das einst so gewaltige Reich der Sultane von Ikonium zerfällt in eine Anzahl unabhängiger Theilstaaten, die von ehemaligen Emiren und Grossen des Seldjuken Hofes beherrscht werden. In den römischen Provinzen Galatien und Bithynien bereitet sich der Stamm der Osmanen für die grosse Aufgabe vor, die er im nächsten Jahrhundert vollbringen sollte. Auf ihn gingen die Macht und die Bedeutung über, die seine Stammverwandten, die Seldjuken von Ikonium, im XII. und XIII. Jahrhundert besessen hatten.

Im Vorstehenden habe ich einen kurzen Abriss der Geschichte des Sultanats von Ikonium unter der Herrschaft der Seldjuken zu geben versucht. Es war die Zeit der Kreuzzüge, des Kampfes zwischen Orient und Occident, als dieser innerasiatische Stamm im Siegeslaufe Persien, Mesopotamien und

endlich auch Kleinasien in seinen Besitz brachte. Hier fanden die Seldjuken ein seit mehr als einem Jahrtausend griechischer Kultur, seit Jahrhunderten dem Christenthum unterworfenes Land. Nun traten mit ihnen persisch-arabische Kultur und der Islam dem Christenthum und dem Hellenismus gegenüber. Beide feindlichen Parteien aber, sowohl die siegreichen Seldjuken wie die besiegten Byzantiner, sahen in den eindringenden Kreuzfahrern ihre Widersacher, gegen die sie gemeinsam Front machten; und diese Gemeinsamkeit der politischen Interessen hatte auch eine geistige Annäherung im Gefolge. Um die Gunst und Hülfe der seldjukischen Fürsten bemüht sich der Hof von Byzanz. Kaiser Manuel giebt Kylydj Arslān II glänzende Feste, als der Sultan im Jahre 1158 Konstantinopel besucht. Aus der Heimath verbannte Prinzen, die Söhne und Brüder der Sultane, in Ungnade gefallene Wezire finden hier gastliche Aufnahme. Sie befreunden sich mit abendländischer Bildung, finden an den ritterlichen Vergnügungen der vornehmen Jugend, am Turnier und Waffenspiel Gefallen, und wenn sie nicht selbst ihren Glauben wechseln, so lernen sie doch, dem Fanatismus fremd zu bleiben einer Religion gegenüber, der theilweise ihre Mütter und Gattinnen, griechische oder georgische Prinzessinnen, angehören.*)

Ungeachtet dieser Vorliebe für westliche Kultur fühlen sie sich aber stets als orientalische Fürsten, als die Abkömmlinge von Königen, die über Iran geherrscht, als die Bewahrer und Erhalter der nationalen persischen Kunst und Poesie. Als Namen wählen sie sich die der Fürsten aus dem Heldengeschlechte der Kajaniden, Kai Kobād, Kai Kāus und Kai Chosro, wie sie Firdosi zweihundert Jahre früher besungen; und einige von ihnen tragen nicht mit Unrecht die Namen dieser idealen Fürstengestalten. Sie sind keineswegs als Barbaren anzusehen, als die wilden Häuptlinge asiatischer Räuberhorden; vielmehr stehen sie kulturell vollständig auf der Höhe ihrer Zeit, in dieser Beziehung eine glückliche Vereinigung des Abend- und Morgenlandes bildend.

Vor allen anderen gilt dies von dem bedeutendsten der seldjukischen Sultane, von Ala eddin Kai Kobād I (1219—1236). Auch er hatte während eines elfjährigen Aufenthaltes in Konstantinopel abendländische Kultur kennen gelernt, und wurde, aus dem Exile, nach dem Tode seines Bruders, in sein Vaterland zurückgekehrt, ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft und zugleich der tüchtigste Regent seines Landes. Er macht

*) Hierüber vgl. Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen. Amsterdam. 1893. pag. 133. Over de Geschiedenis der Seldjuken van Klein-Azie. Bejdrage van M. Th. Houtsma. Im Jahre 1101 kamen durch den Kreuzzug viele vornehme europäische Frauen in die Harems seldjukischer Emire, z. B. Isabella, die Schwester von Raimond de St. Egidien, welche die Gattin von Kylydj Arslan I (1086—1107) und als solche die Stammmutter der seldjukischen Sultane von Ikonium wird.

Kai Chosro II (1236—1246) vermählt sich mit der Tochter der christlichen Königin von Georgien, der Rusudan; ausserdem heirathet er die Tochter eines christlichen Priesters.

dem Räuberunwesen ein Ende, so dass die Sicherheit der Wege wieder so gut wurde, wie zur besten Zeit des römischen Kaiserreiches. Er erschliesst die Silber- und Erzminen des Landes und knüpft von den Hafenstädten Sinope und Adalia aus Handelsbeziehungen mit europäischen Mächten, vor allen mit den Venetianern und Genuesen an.*) Er ist der erste, der Goldmünzen prägen lässt, und führt die arabische statt der früher üblichen kufischen Schrift ein. Um die Finanz-Wirthschaft kümmert er sich persönlich und überwacht selbst die Ein- und Ausgaben des Staates. Er sorgt für die militärische Ausbildung der Söhne seiner Grossen durch Errichtung von Schulen und Erziehungsanstalten. Ein Liebhaber der Kalligraphie, ein Freund der Philosophie und Arithmetik, versammelt er an seinem Hofe einen Kreis von Gelehrten und Dichtern, unter denen der bekannteste Djelāl eddīn Rumi ist, der Gründer des Derwischordens der Mewlewi, von dem im vorigen Kapitel die Rede war. Meist stammen diese Gelehrten aus Persien, das zur Zeit von den Mongolen überfluthet wird. »Aus den rauchenden Trümmern ihrer Bibliotheken und Akademien flüchteten sie zu Kai Kobād, bei ihm den Unterstand und Schutz suchend, den ihnen der Chowaresm Schah nicht mehr gewähren konnte; und die persische Litteratur wandert von den Ufern des Oxus an die des ionischen Meeres aus, wie zwei Jahrhunderte später die griechische von den Ufern des Bosporus an die des Tiber und Arno«**).

Das dauerndste und schönste Denkmal hat sich der Fürst jedoch durch die Errichtung von prächtigen Bauten, von Moscheen, Schulen und Karawanseraien gesetzt, deren Trümmer noch heute die Städte seines Reiches schmücken, und die vor allem in Konia die Bewunderung des Reisenden auf sich ziehen.

Ibn Batuta (a. a. O.) beschreibt das Konia des beginnenden XIV. Jahrhunderts als »grosse, schöngebaute Stadt, mit Wasser im Ueberfluss und umgeben von Zier- und Obstgärten. Die Strassen sind sehr breit und die Märkte vorzüglich gelegen.« Das Bild der modernen Stadt ist ein anderes. Noch in diesem Jahrhundert haben sich die Bewohner bemüht, die alten aus der Seldjuken-Zeit stammenden Bauten niederzureissen und zu vernichten. Und während Texier***) und Moltke †) den die Stadt um-

*) In Ikonium befanden sich Faktoreien dieser Staaten. Vgl. Houtsma a. a. O.

**) v. Hammer. Geschichte des osmanischen Reiches. Pest. 1827. I. pag. 30.

***) Texier a. a. O. etc. Er zählt 108 rechteckige Thürme, die 40 Schritte von einander entfernt waren, und jeder Thurm hatte 10 m in der Frontseite, die in einer Nische eine 7—8 m hohe Marmor-Inschrift trug. Eine Menge antiker und byzantinischer Fragmente waren in die Mauer eingelassen.

†) v. Moltke a. a. O. pag. 336. »Eine hohe ausgedehnte Mauer mit Hunderten von Thürmen umschliesst ein ödes Feld mit einigen zerfallenen Ruinen, in dieser Mauer siehst du heidnische Altäre, christliche Grabsteine, griechische und persische Inschriften, Heiligenbilder und genuesische Kreuze, den römischen Adler und den arabischen Löwen ohne andere Rücksicht eingefügt, als wie die Werkstücke eben zu einer Scharte oder Zinne passten.«

gebenden Mauerkranz mit seinen 108 Thürmen noch vollständig erhalten sahen, ist bis auf einen geringen Rest am ehemaligen Thore von Laranda nichts mehr davon zu sehen. Diese Befestigung ist im Jahre 1221 (Huart a. a. O. No. 48) zugleich mit der von Siwas von Kai Kobād I ausgeführt worden. Während der Herrscher selbst die Kosten für die Errichtung der Thore und Hauptthürme trug, mussten seine Beys und Emire die übrigen erbauen, die mit ihren Namen, mit Koransprüchen und mit Versen aus dem nationalen Epos des Firdosi geschmückt wurden. Djelāl eddīn Rumi weihte das ganze Werk durch folgenden mystischen Spruch:

»Diese Mauern sind der Kreis, der hemmende,
Wider die Fluth, die überschwemmende,
Und wider rennender Pferde Macht.
Doch nicht wider das Weh, das jäh beklemmende,
In sturmumfinsterter Nacht.« (v. Hammer a. a. O.)

Auf einem Hügel inmitten der Stadt stand der fürstliche Palast. Heute ist von ihm nichts mehr erhalten, als eine am Nordost-Abhang emporgeführte Mauer, die, aus Quadern errichtet, nach oben durch eine Gallerie mit gekuppelten Säulen und überhöhten Rundbogen abgeschlossen ist, und ein, in einiger Entfernung davorstehender, halbverfallener Thurm (Taf. XVI). Mitten durch diese Mauer führt ein jetzt verschlossenes Marmorportal — der Eingang zu der auf der Höhe gelegenen Moschee Sultan Ala eddīn —, auf das wir noch zurückkommen werden. Zu Texiers Zeiten muss von diesem Palaste noch mehr vorhanden gewesen sein. Er vergleicht ihn mit den unzusammenhängenden Baulichkeiten des alten Serail in Stambul. Auch giebt er die buntfarbige Abbildung der reich bemalten und geschnitzten Holzdecke eines grossen Saales, der in den Tagen seines Aufenthaltes in Konia abgerissen wurde. Das thurmähnliche Gebäude, das aus Schutt- und Trümmerhaufen vor dem Burgberge emporragt, scheint mir auch ein Rest des ehemaligen Palastes zu sein (Taf XVII). Der Grundriss ist quadratisch, die Seiten sind ungefähr 10 m lang. Die Marmorplatten der Verkleidung sind theilweise entfernt, und man kann die Technik des Ziegel-Mauerwerkes erkennen. Ungefähr 10 m über dem Fusspunkte des Thurmes, der nicht genau anzugeben ist, befindet sich an drei Seiten eine von Konsolen getragene Gallerie und ein zweites Stockwerk mit einer grossen, im flachen Spitzbogen geschlossenen Fensteröffnung an der Front und zwei kleineren an den Seiten. Die Konsole, sowie auch theilweise das zweite Stockwerk sind aus Ziegeln ohne Marmorverkleidung hergestellt. Das Ganze befindet sich in so verfallenem Zustande, dass es schwer ist, sich von der Anlage und vor allem von dem dekorativen Schmucke einen Begriff zu machen. Ganz unten ist in der Frontseite ein sitzender Löwe eingemauert, eine rohe Arbeit, deren sich mehrere in Konia erhalten haben. Wie man noch

undeutlich erkennen kann, scheint sich auch an dem unteren Theile der Front eine Nische befunden zu haben.

Eine aus bunten Fayenceplatten bestehende Inschrift mit weissen erhabenen Buchstaben auf blauem Grunde umgiebt die obere Fensteröffnung und enthält nach einer mit dem Fernobjektiv gemachten Aufnahme folgende Worte:

(Rechts:) . . . . شا|هنشاه الاعظم سيد السلاطين العرب والعجم مجدد مما

(Mitte:) لك الدنيا . . . . السلاطين فى العالمين . .

(Links:) . . . المظلومين من الظالم ابو الفتح قلج ارسلان . . . .

». . . . der erhabenste König der Könige, Herr der arabischen und persischen Sultane, der Erneuerer der Reiche der Erde . . . . . der Sultane in der Welt. . [der errettet] die Bedrückten vor dem Bedrücker, der Siegreiche, Kylydj Arslan.« [B. M.]

Welcher der vier Fürsten dieses Namens das Bauwerk errichtet hat, ist aus der Inschrift nicht ersichtlich. Vermuthlich handelt es sich um Kylydj Arslān IV (mit Unterbrechung von 1246 bis 1264), da Kylydj Arslān III nur 5 Monate regierte und unter der Herrschaft der beiden ersten Fürsten dieses Namens wohl noch nicht derartige Bauten in Konia geschaffen wurden. Der Thurm gleicht kunstgeschichtlich den anderen Bauten der Stadt aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts. Der unten in der Vorderfront in der Mauer angebrachte Löwe erinnert an den Namen des Bauherrn (Kylydj Arslān d. h. Schwert Löwe).

Die Konsole der ursprünglichen Gallerie, sowie die darunter befindliche Hohlkehle sind mit verschiedenfarbigen Ziegeln bekleidet, die geometrische Muster bilden. Die Konsole selbst steigen an ihrer Stirnwand in Stalaktiten-Zellen empor.

Huart (a. a. O. No. 42) erwähnt »einen an der Südseite der Citadelle gelegenen Thurm, der allein beinahe intakt wäre« und liest aus der darin befindlichen Inschrift folgende Worte: »Es war im Jahre 610.« Ferner durch die Einführung des Anagramms: »Der Erbauer der Umfassungsmauer. Der Su Baschi (Titel eines Würdenträgers; wörtlich der Wasser-Chef). Adalia.« Huart meint, dass sich diese Inschrift auf die unter Kai Kāūs erfolgte Einnahme von Adalia beziehe.*)

*) E. Naumann a. a. O. verwechselt die auf dem Berg gelegene Moschee Ala eddin mit der im westlichen, nicht im östlichen Theile der Stadt gelegenen Energhe Djami.

Das schon erwähnte Portal (Taf. XVIII) bildet den Eingang zu der gleichfalls auf dem Burghügel gelegenen Moschee Sultan Ala eddīn*) und trägt folgende Inschrift: (Huart a. a. O. No. 26) »Im Namen Gottes und möge das Heil über seinem Propheten sein! Es ist vollendet worden dies Gotteshaus (unter der Herrschaft) des erhabenen Sultans, der Höhe der Welt und des Glaubens, des Siegreichen, Kai Kobād, des Sohnes des glücklichen Sultans, des Märtyrers Kai Chosro, des Sohnes des Kylydj Arslān, des Sohnes des Ma'sūd, Helfers des Fürsten der Gläubigen durch die Hand des armen Sklaven, der der Gnade Gottes bedarf, des Ajāz il Atābeki. Im Jahre 617.« Die Moschee ist also im Jahre 1220/21, dem zweiten der Regierung des Sultans Kai Kobād I vollendet worden.

Die Anlage des Portals ist folgende: In einer grossen, flachen Mauernische, die im Kielbogen geschlossen ist, befindet sich die kleine Eingangsöffnung, von geradlinigen, profilirten Einfassungen begrenzt. In dem Thürsturz ist das so vielfach in der orientalischen Kunst verwandte Motiv des profilirten Steinschnitts angebracht, dass verschiedenfarbiges Material (hier heller und dunkler Marmor) streifenförmig neben einander gesetzt an den Kanten in einander eingreift. Eine die ganze Thüröffnung umschliessende Hohlkehle ist mit einer Reihe von kleinen Inschriften versehen; während eine weitere grössere Inschrift neben einem aus verschlungenem Laubwerk gebildeten Muster in dem Kielbogenfelde angebracht ist. Ein ähnliches Muster findet sich auf der den Kielbogen einschliessenden Mauerfläche: in einander verschlungene Bänder aus dunklem Marmor heben sich von hellerem Grunde ab. Zwei kleine Säulen flankiren die Nische. Der Schaft ist im Zickzack kannelirt. Die Kapitäle bestehen aus zwei übereinandergeordneten, aus lanzettförmigen Blättern gebildeten Blumenkelchen, aus denen zwei verkümmerte Voluten an langen Stielen herauswachsen. Ebenso gestaltet sind auch zwei kleine Säulchen, welche, im rechten Winkel aus dem Mauerwerk herauswachsend, den Kielbogen tragen.

Zwei links neben diesem Portal eingemauerte Inschriften lauten: (Huart No. 25) »Im Namen Gottes, des Gnadenreichen und Barmherzigen. Es hat befohlen die Errichtung dieser Moschee der siegreiche Sultan Izz eddunja weddīn, der Herr des Landes und der beiden Meere,**) der siegreiche Kai Kāūs, Sohn des Kai Chosro, Sohnes des Kylydj Arslān, der Leuchte des Fürsten der Glaubigen, während des Jahres 616, unter der Verwaltung des Sklaven, der der Gnade Gottes bedarf, des Ajāz il Atābeki.« Und ferner (Huart No. 27): »Es hat befohlen die Errichtung

*) Nach der Ansicht von Dr. Moritz ist jedoch bei dieser Inschrift nur das Datum sicher.

**) Dieser Titel bezieht sich auf die sowohl bis zum Schwarzen wie bis zum Mittelländischen Meere reichenden Besitzungen des Sultans. Hier hatten die Seldjuken Adalia (1205), dort Sinope (1214) erobert.

dieser Moschee und des geweihten Mausoleums der erhabene Sultan (Ala) eddunja weddin, der Siegreiche, Kai Kobād, Sohn des Sultans, des Märtyrers, Kai Chosro, Sohnes des Kylydj Arslān, der Helfer des Fürsten der Gläubigen, unter der Verwaltung des Sklaven Ajāz il Atābeki, im Jahre 616.« Aus diesen beiden Inschriften geht hervor, dass schon Kai Kobād I die Moschee begonnen hat, die dann unter seinem Bruder und Nachfolger Kai Kāūs I vollendet wurde. Die Bauleitung lag in den Händen des Ajāz il Atābeki.

Die Einrahmung dieser beiden Inschriften weist denselben Stilcharakter wie das Portal auf. Die erstere Inschrift nimmt die Mitte eines aus einem kannelirten Bande gebildeten achteckigen Sternes ein, während die andere in einer von Säulchen flankirten Nische angebracht ist.

An der Aussenwand der hinter dem Portal und von ihm getrennt gelegenen Moschee erwähnt Huart ausser mehreren anderen Inschriften (No. 23, 28, 29, 30), die über die Erbauung nichts Neues melden, folgende interessanten Worte (No. 24): »Der Verwalter war Ajāz il Atābeki. Das Werk ist von Mohammed ben Chaulān aus Damascus.«

Die Moschee selbst ist eine rechteckige Anlage, deren flache Decke von circa 50 antiken Säulen getragen wird. Neben ihr steigt ein hohes Minare empor. In der Mitte der einen Längswand befindet sich die Gebetsnische, deren ursprüngliche Fayencebekleidung durch eine moderne, täuschend gut ausgeführte Bemalung ersetzt ist. Gegenüber erhebt sich eine mit hohem Kegeldach versehene Turbe (Taf. XVI). In dem sonst schmucklosen, kreisrunden Raum stehen 8 Sarkophage, die mit Fayenceplatten bedeckt sind. Sie zeigen in Relief ausgeführte blaue Schrift auf weissem Grunde. Auch hier ist der Verfertiger des Gebäudes in einer über dem einzigen Fenster aussen angebrachten Inschrift genannt (Huart No. 31): »Werk des Jussuf, des Sohnes des Abd el Ghaffār.« In dieser Turbe sind, wie überliefert ist, die Sultane Mas'ūd, Kylydj Arslān IV und Kai Chosro I beigesetzt worden. Von der Fayence-Bekleidung des Katafalks des letzten finden sich noch einige Bruchstücke, die man jedoch bei einer späteren Restauration der Gräber verstreut auf den verschiedenen Sarkophagen angebracht hat (Huart No. 33).

Wenige Minuten von dem Thurm entfernt, gelangt man zu einer Medresse, welche als das künstlerisch bedeutendste Bauwerk bezeichnet werden muss, das Konia aus der Epoche der Seldjuken-Herrschaft aufzuweisen hat (Taf. XIX, XX). Das an der Strasse liegende Portal aus weissem Marmor gleicht im Aufbau dem oben beschriebenen Eingang zur Moschee Sultan Ala eddin, nur mit dem Unterschiede, dass hier alles reicher, und die ornamentale Dekoration künstlerisch feiner ausgeführt ist. Die Nische schliesst sich im Stalaktiten-Gewölbe, dessen einzelne Zellen wiederum ver-

schiedenartige Musterung aufweisen. Als Bekrönung des Ganzen und dann noch in der Mitte, zu beiden Seiten der Nische ziehen sich breite Inschriftstreifen, von zierlichen Borten umrahmt, entlang. Der Schaft der Säulen ist hier gewunden und das Blattwerk der Kapitäle feiner ausgearbeitet; jedes Detail überhaupt mit der peinlichsten Genauigkeit und Sauberkeit durchgeführt, so besonders die verschiedenartigen Borten, welche die einzelnen Felder umrahmen und einschliessen. Originell sind drei durchbrochene, wie aus Filigran gearbeitete Knöpfe, welche halbkugelförmig aus dem oberen Theile hervorragen. Die beim Portal am Burgberg so wenig schön wirkenden, im Schaft geknickten kleinen Säulchen, von denen der Kielbogen getragen wird, sind hier durch ein Konsol aus Stalaktitenzellen in glücklicher Weise ersetzt. Hinter diesem reichen Portal erhebt sich die dazu gehörige Medresse. Ihre Anlage weicht insofern von der sonst üblichen ab, als hier der Hof durch einen quadratischen, kuppelüberdeckten Raum ersetzt ist. Daran schliessen sich dann, wie üblich, die für den Unterricht bestimmte Halle und zu deren beiden Seiten Mausoleen an; von letzteren hat sich nur eins erhalten, ein viereckiges Gebäude mit flacher Kuppel, die Turbe des Gründers der Schule Kara Tai.*)

Unter der kreisrunden Oeffnung der Kuppel, über der jetzt ein moderner, hässlicher achteckiger Aufsatz mit Fenstern angebracht ist, liegt ein viereckiges Brunnenbassin. Die hauptsächlichste Dekoration des Raumes jedoch bildet die Fayence-Bekleidung, welche die Kuppelwölbung und einen Theil der Wände überzieht und nirgends reicher, nirgends harmonischer in den Formen und Farben zur Anwendung gekommen ist, als hier (Taf. XXI).

In dem Kuppelraum waren ursprünglich drei Wände vollständig mit Fayence-Mosaik bekleidet, das jedoch jetzt bis zu einer Höhe von 3 m über dem Fussboden entfernt ist; immerhin ist noch genug davon vorhanden, um die Anordnung des Musters einigermaassen erkennen zu lassen. Zwischen einem Grunde, der sich aus sechseckigen, hellblauen Fliesen zusammensetzt, sind auf jeder Seite 4 rechteckige Felder, aufgehängten Gebetsteppichen vergleichbar, angebracht, die, von Borten eingefasst, einen Spitzbogen mit darüber befindlicher Inschrift enthalten. Den oberen Abschluss findet

---

*) Kara Tai heisst »Schwarzfüllen«. Zusammensetzungen mit Tai finden sich mehrfach in türkischen Personennamen.

Abulfeda 2,174 nennt einen طيطش,

3,192 einen اقطاى; Ibn il Atîr

11,30 einen طرنطاى. [B. M.]

diese Flächendekoration in einem breiten Bande mit kufischer Inschrift, die vollständig ornamental behandelt ist. Die vierte Wand öffnet sich im Kielbogen, den wiederum ein Inschriftband umgiebt, zu der grossen Nische. Neben ihr führen Thüren in die Turben. Die Ecken des Raumes sind nach der Kuppelöffnung hin durch Zwickel abgeschlossen, die durch je fünf aus einer Spitze emporsteigende, dreieckige Flächen gebildet werden. Den gleichfalls von zierlichen Borten eingefassten Fond dieser einzelnen Dreiecke nimmt ein scheinbar geometrisches Muster ein, das jedesmal aus den Namenszeichen der fünf ersten Chalifen zusammengesetzt ist. Die Namen lauten in den fünf Streifen von rechts nach links:

1. عمر Omar.
2. عثمان Osmān.
3. محمد Muhammed.
4. علي Ali.
5. محمد Muhammed. [B. M.]

Um den Tambur der Kuppel schlingt sich wiederum ein kufisches Inschriftband, und an dieses schliesst sich dann die Kuppelwölbung an. Sie ist gleichsam mit einem aus Spitzen gebildeten Muster überzogen. Von dunkelblauem Grunde heben sich hellblaue Sterne ab, die wiederum durch ein Flechtwerk von weissumsäumten, hellblauen Bändern mit einander verbunden sind. Auch die Oeffnung in der Mitte umschliesst eine Inschrift. Die Flächen der Unterrichts-Nische sind gleichfalls mit einer Art Sternenmuster bedeckt.

Der Gesammt-Eindruck, den dieser Raum auf den Beschauer macht, ist ein bedeutender, der auch durch das Fehlen eines Theiles der Wandbekleidung nicht beeinträchtigt wird. Die Farben sowohl wie die Musterung sind von so harmonischer Wirkung, dass man erst nach längerer Betrachtung auch den Details Aufmerksamkeit schenkt, und die zierlichen Muster der einzelnen Borten und Umsäumungen, die verschiedenen Flächendekorationen eingehender betrachtet. Eine überraschende Uebereinstimmung mit dem Portal macht sich hier geltend. Dasselbe Borten-Muster, das hier in den Marmor gemeisselt ist, finden wir dort aus doppelfarbigen Fayencestückchen zusammengesetzt wieder. Von grossem Reiz sind u. a. auch die schmalen Säume, welche mit ihren dunkelblauen Arabesken auf weissem Grunde in reicher Mannigfaltigkeit die dreieckigen Zwickelfelder umziehen, in denen die Chalifennamen das Ornament bilden.

Die Inschrift über der Medresse des Kara Tai lautet (Huart No. 35):

»Es hat befohlen diesen gesegneten Bau, unter der Herrschaft des erhabenen Sultans, des Schatten Gottes, des Allerhöchsten, Izz eddunja weddīn*), des Siegreichen, Kai Kāūs, des Sohnes des Kai Chosro, Sohnes des Kai Kobād, Sohnes des Sultans, des Märtyrers Kai Chosro, des Sohnes des Kylydj Arslān, des Sohnes des Mas'ūd, des Sohnes**) des Kylydj Arslān Kara Tai, Sohn des Abdallah,***) im Jahre 649. Verzeihe Gott dem, welcher (dies Haus) blühend gemacht.« Die Familie Kara Tai war eine der angesehensten am seldjukischen Hofe. Der Emir Djelāl eddīn Kara Tai erbaute diese Schule im Jahre 1251, zu einer Zeit, wo sich die drei Söhne Kai Chosros II um die Herrschaft stritten. Wie aus der Inschrift hervorgeht, war im Jahre 1251 Kai Kāūs II in Konia als Herrscher anerkannt (vgl. pag. 40). Der Bauherr bekleidete unter Kai Kāūs II die Stelle eines Stellvertreters des Grosswezirs, doch scheint er bei der Errichtung dieser Moschee des Amtes verlustig gegangen zu sein.

Die übrigen, an dem Portal befindlichen Inschriften, von denen Huart (No. 34) eine veröffentlicht, sind religiöse Sprüche.

»Ich trat durch die enge, halb verschüttete Thür in ein altes Gemäuer und fand mich plötzlich in dem schönsten Hof, den die Phantasie sich ausmalen kann; die arabischen Spitzbogen, die schlanken Säulen aus bunten Ziegeln, im Hintergrunde ein weites, halb eingestürztes Gewölbe mit Arabesken aus schwarzen, dunkel- und hellblauen Ziegeln, dies alles bildet ein Ganzes, von dem ich unseren Architekten wohl eine Kopie wünschen möchte.« †)

Diese begeisterte Schilderung Moltke's gilt ohne Zweifel der in einer engen Strasse liegenden Sirtscheli Medresse (Taf. XXII—XXV). Das aus Stein errichtete Portal ähnelt in der Anlage den beiden vorher erwähnten Thorbogen. Hier ist jedoch die grosse Eingangsnische tiefer, so dass in den inneren Seitenwangen noch für zwei kleine, säulenflankirte und im Stalaktitengewölbe geschlossene Nischen Platz vorhanden ist, in der Art, wie wir sie noch häufig bei gleich tief angelegten Portalen der Zeit finden werden. Die den Hof umgebenden Baulichkeiten sind in ruinirtem Zu-

---

*) Das Original hat علاء الدنيا والدين, was Huart in عز الدنيا verbessert. [B. M.]

**) Das Wort fehlt in Huart's Abschrift. [B. M.]

***) Huart liest بن عبداه. Die Photographie zeigt aber deutlich من عبده قره طاى »von seinem Sklaven Kara Tai.« [B. M.]

†) v. Moltke. a. a. O. pag. 336.

stande*) und zum Theil, wie an beiden Längsseiten, vollständig zerstört. Was sich jedoch erhalten hat, ist von ganz besonderem Reiz durch die reiche Verwendung von Fayence-Mosaik, mit dem die Wände in den gleichen Farben und ähnlicher Musterung wie in der Kara Tai Medresse bekleidet sind. Die hellblaue Farbe herrscht hier vor, so besonders in dem die Rückwand überziehenden Bandmuster, welches Texier (a. a. O. Pl. 98 u. 99) in einer kolorirten Tafel zusammen mit dem Grundriss, einer Vorderansicht und dem Aufriss wiedergibt, ohne jedoch damit die richtige Wirkung, auch nicht in der Zeichnung, zu veranschaulichen. Texier nennt die Moschee deshalb »le Medressé bleu«. Einen breiten Raum in der Dekoration nimmt auch hier wieder das Schriftornament ein, und ausserdem die vielfache Verwendung des Ziegel-Mosaiks. Grössere Flächen sind nämlich in der Art wirkungsvoll ornamentirt worden, dass man gewöhnliche achteckige oder quadratische Ziegel auf der einen Seite glasirte und nun aus der Zusammenstellung von verschiedenfarbig glasirten oder von glasirten und unglasirten Steinen ein geometrisches Muster zusammensetzte, das häufig von grossem Reiz und von feiner Farbenwirkung ist. Auch aus dem Grunde ist die Sirtscheli Medresse für den Forscher auf keramischem Gebiet von besonderem Interesse, weil man hier die Technik des Fayence-Mosaiks und zu gleicher Zeit auch des Ziegel-Mosaiks vortrefflich studiren kann; von einigen Säulen und Pilastern hat sich nämlich die Fayence-Bekleidung gelöst oder ist aus der umgebenden Mörtelschicht gewaltsam entfernt worden (Taf. XXIII).

Huart giebt (No. 53) folgende Inschrift, welche sich über dem Hauptportal findet: »Kaiserliches (Bauwerk). Es hat befohlen die Errichtung dieser gesegneten Schule, unter der Regierung des erhabenen Sultans, des Schattens Gottes in der Welt, Gijat edunja weddīn, der Fahne des Islams und der Muselmanen, des Siegreichen, Kai Chosro, des Sohnes des Kai Kobād, des Mitregenten des Fürsten der Gläubigen, der der Barmherzigkeit Gottes [bedürftige] Sklave, Bedr eddīn . . . . . cali.**) (Gott gebe Bestand seinen Erfolgen!) — Er hat [sie] zu einer frommen Stiftung gemacht für die Rechtsbeflissenen und ihren Unterhalt von der Sekte des Abu-Hanīfa, dem Gott gnädig sei. Im Jahre 640.« Das Gebäude ist also im Jahre 1242/43 von Bedr eddīn als Schule für Juristen errichtet worden.

Auch die mit Fayence-Mosaik bekleidete Nische des Hofes (Taf. XXIV) ist umzogen von Inschriften, welche in dieser Technik hergestellt sind und fromme Sprüche enthalten.

*) Es sei hervorgehoben, dass die eingestürzte Rückwand der Sirtscheli Medresse seit dem Jahre 1886, wo Herr Dr. v. Luschan Konia besuchte und eine Photographie davon anfertigte, wieder aufgebaut worden ist.

**) wohl zu ergänzen zu الموصلى »der Mosulaner«. [B. M.]

»An der Aussenseite dieser Nische zogen sich ursprünglich zwei Schriftbänder um ihren Bogen herum.

1. Das äussere (rechte) derselben reicht gegenwärtig nur bis zur Höhe der Mauer. Es enthält den Koranvers II, 284:

لله ما فى| السموات وما فى الارض وان تبدوا ما فى

انفسكم او تخفوه يحاسبكم به الله فيغفر لمن . . .

2. Von dem zweiten Schriftbande [Koran 48, 1—5] fehlt die Mitte, enthaltend Vers 2 b—4 a:

. . . توكلت على الله. بسم الله الرحمن الرحيم انا فتحنا لك فتحا

مبينا ليغفر لك الله ما تقدم|من ذنبك وما تاخر ويتم

نعمته عليك ويهديك صراطا مستقيما وينصرك الله نصرا عزيزا

هو الذى انزل السكينة فى قلوب المؤمنين ليزدادوا ايمانا]

مع ايمانهم ولله جنود السموات والارض وكان

الله عليما حكيما ليدخل المؤمنين والمؤمنات.

Aus Mangel an Raum bricht die Inschrift mitten im Verse ab.

3. Eine dritte Inschrift zieht sich an dem Rande der Hinterseite in einer Art Hohlkehle entlang. Sie bildete den Koranvers II, 256, die berühmte àjat il kursî; erhalten ist nur das letzte Drittel*):

علمه الا بما شاء

وسع كرسيه السموات والارض ولا يوده حفظهما

وهو العلى العظيم

Von ganz besonderem Interesse jedoch sind zwei gleichfalls innerhalb der Fayence-Bekleidung enthaltene Medaillons mit Inschriftzeichen. Diese sind von Huart nicht beachtet worden und geben über den Architekten oder vielmehr über die Heimat des Verfertigers der Fayence-Dekoration willkommenen Aufschluss. In dem links befindlichen Medaillon stehen die Worte:

عمل محمد بن محمد بن عثمان البنا الطوسى

»Hergestellt von Muhammed, Sohn Muhammeds, dem Baumeister aus Tūs.«

In dem Medaillon rechts das persische Distichon:

بساختم این نقش نیاید روزکار

من نمانم این بماند یادکار

»Ich habe diese Zeichnung (?) (Ausschmückung) gemacht, welche in der Welt nicht (wieder vor-)kommt.«
»Ich bleibe nicht, aber sie bleibt zum Andenken.«

Die Lesung نقش erscheint mir nicht ganz sicher. [B. M.]«

Besser wie die in der offenen Halle der Sirtscheli Medresse befindliche, aus Fayence bestehende Gebetsnische hat sich eine solche in der Energhe Djami erhalten (Taf. XXVIII). Inmitten der Stalaktiten-Zellen, die

*) Die Buchstaben sind ohne diakritische Punkte geschrieben.

die Gebetsnische bilden, nimmt den Hintergrund ein besonders ansprechendes Muster ein: dunkelblaues Arabesken-Rankenwerk auf hellblauem Grunde. Die Dekoration der Zwickelflächen und der umrahmenden Borten ist in der schon mehrfach besprochenen Ornamentationsweise gehalten.

Diese sonst schmucklose Moschee, ein weiter, von Holzsäulen getragener Bau, steht in Verbindung mit einer Turbe, bei der wiederum eine Fülle von Fayence-Mosaik verwendet worden ist (Taf. XXIX). Die Wände des quadratischen Raumes sind 2 m hoch mit sechseckigen, hellblauen Fliesen belegt. Die Kuppel bedeckt ähnlich wie in der Kara Taï Medresse ein Sternmuster, während sich die eine Seite des Raumes in einem Rundbogen nach dem schmalen Zugang öffnet. Dieser Bogen weist nun wiederum die reichste Verwendung von Fayence-Mosaik in einem breiten, von kleinen Borten eingefassten Streifen auf; auf hellblauem Grunde bilden dunkelblaue Bänder und kleine Sterne ein ansprechendes Muster. Auch in der Vorhalle ist Fayence- und Ziegel-Mosaik zur Anwendung gekommen.

Eine über dem Portal dieser Turbe angebrachte Inschrift (Huart No. 50) besagt, dass Ali, der Sohn des El Hosseïn, im Jahre 668 (1269) dies Gebäude errichtet hat. Er führte den Titel Sahib Fachr eddin, der mit einem hohen Posten am Hof in Konia verbunden war. Er soll derselbe gewesen sein, welcher die Tasch Medresse in Akschehir erbaut hat (vgl. pag. 21). Er starb, wie aus den seinen Katafalk bedeckenden Fayence-Platten hervorgeht, im Jahre 1285 (Huart No. 51).

Wie schon erwähnt, bietet die Energhe Djami als einfacher, von Holzsäulen getragener Betsaal nichts Bemerkenswerthes — zu Texiers Zeiten wurde sie sogar als »Dépôt d'armes et d'habillements« benutzt —, um so interessanter ist das von der Moschee getrennt liegende Portal-Gebäude (Taf. XXVI). Es besteht aus der hohen Eingangsnische mit Stalaktiten-Gewölbe, zu deren beiden Seiten hohe Minares emporsteigen; leider ist nur noch eins von ihnen vorhanden. Einen breiten Raum nehmen hier Schriftbänder ein, welche nicht nur das Rechteck des Portals umziehen, sondern auch die beiden Fensteröffnungen im Erdgeschoss unter den Minares; sie dienten wohl ursprünglich als Brunnen für die vor dem Gebet vorzunehmenden Waschungen (Taf. XXVII). Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Bauwerks sind ferner bandartige Verzierungen, die gleich Tauen aus verschiedenen Strähnen gebildet, in einander verknüpft und durch einander geknotet sind und die Nische und kleinere Fensteröffnungen umgeben. Auch Ziegel-Mosaik ist hier zur Anwendung gekommen. Unter den Minares sind über den erwähnten kleinen Fenstern zwei quadratische Felder angebracht: gelbe Ziegel sind in Gemeinschaft mit blau glasirten zu einem geometrischen Muster vereinigt, das wohl Schriftzeichen darstellen soll. Ueber diesem Felde erhebt sich nun das Minare, dessen Rundung wiederum durch die Aneinanderreihung von 16 Halbsäulen gebildet wird. Diese sind

mit einem durchbrochenen Muster von hellblauen Fayencen auf gelbem Grunde überzogen; Stalaktiten-Konsole tragen die Gallerie, aus der dann noch eine Säule mit der dachförmigen Bekrönung herauswächst.

»In einem Medaillon an einer der beiden Brunnen-Fenster nennt sich der Baumeister Mamlûk (? oder Mallûk) Ibn Abdallah. Huart (No. 49) liest den Namen Kalül. [B. M.]«

Von demselben Baumeister ist das Portal der Indje Moschee (Taf. XXX) gebaut. Auch ohne eine Inschrift würde sich dies aus gewisser Uebereinstimmung im Ornament erkennen oder wenigstens vermuthen lassen. Dem Schrift-Ornament ist ein noch grösserer Platz wie dort eingeräumt. Ein breites Schriftband umzieht den Rand der ganzen Fassade; zwei weitere fallen von oben, neben einander und sich mehrmals verschlingend, über die Mitte der flachen, im Halbbogen, diesmal nicht im Stalaktiten-Gewölbe geschlossenen Nische herab, um dann am Kielbogen der kleinen Eingangspforte entlang den Boden zu erreichen. Je drei Halbsäulen flankiren das Portal; auch ihr Schaft ist mit einem Muster überzogen. Eine sonst an seldjukischen Bauten nicht vorkommende Eigenthümlichkeit sind vegetabilische Verzierungen, die, frei aus dem Stein herausgearbeitet, in den Ecken der Nische emporwachsen oder sich als Blüthen und Früchte aus den bandartigen Verzierungen entwickeln, die wie bei der Energhe Djami auch hier wieder häufig vorkommen. Das Ganze macht einen phantastischen, etwas barocken Eindruck, der den sonstigen Bauwerken Konias fremd ist. Man hat hier einen Sandstein verwendet, welcher weich genug ist, um das Schneiden von frei heraustretenden Ornamenten zu gestatten, und doch wiederum hart genug, um diese Formen den Einflüssen der Witterung trotzen zu lassen.

Neben dem Portal steigt, mit zwei Gallerien versehen, ein überaus schlankes und hohes Minare empor, bei dessen Dekoration gleichfalls Fayencen zur Anwendung gekommen sind. Der quadratische Hauptraum der Moschee ist mit einer Halbkuppel bedeckt und ihre Innenfläche wiederum in der Zusammenstellung von glasirten und unglasirten Ziegeln gemustert.



Schluss-Vignette: Borte vom Portal der Energhe Djami in Konia.



V. KAPITEL

SELDJUKISCHE KUNST

Die meisten der soeben geschilderten Baudenkmäler Konias sind wir in der Lage, auf Grund ihrer Inschriften genau datiren zu können. Das zur Moschee Sultan Ala eddîn führende Portal der Burgmauer trägt die Jahreszahl 1219/1220, die Sirtscheli Medresse ist im Jahre 1242, die Kara Tai Medresse 1251 erbaut worden. Aus dem Jahre 1229 stammt der prächtige, zwischen Konia und Akserai gelegene Sultan Han, den wir im folgenden Kapitel ausführlicher besprechen werden. Diese sämmtlichen Bauten gehören demnach in einem Zeitraum von circa 30 Jahren der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts an. Ein einheitlicher Stil macht sich in ihnen bemerkbar, der von verschiedenen Beobachtern verschieden gedeutet worden ist. Während der Eine hier die Nachahmung griechischer und hellenistisch-römischer Formen sieht, glaubt der Andere an persische Beeinflussung.*)

Dass in diesen Denkmälern keine originale Kunst vorliegt, dass sie vielmehr nur durch Beeinflussung älterer Kunstrichtungen entstanden sein

Kopfleisten: Borten vom Portal der Medresse des Kara Tai in Konia.

*) Bayet. L'Art byzantin. pag. 284: »Dans les monuments qu'élevèrent les Turks Seldjoukides l'imitation des formes grecques est sensible.«

W. M. Ramsay: Syro-Cappadocian Monuments in Asia Minor. Mittheil. des Athen. Instituts. 1889. »The most beautiful monuments of Asia Minor are the remains of the Seldjuk period. These monuments are Persian in style, and bear inscriptions in the Arabic language: but the fact remains that they were erected by Turkish sultans, in a land where the Arabs had been seen only as passing marauders, or as most transitory conquerors, centuries before these monuments were erected, and where they left no permanent mark of their presence.«

können, ist wohl selbstverständlich, wenn man erwägt, dass sie die Erzeugnisse eines Stammes sind, der, aus dem Innern Asiens kommend, nach längerem Verweilen auf iranischem Boden hier in Kleinasien ein Reich gegründet hatte. Ehe wir jedoch die Frage nach dem Ursprung der seldjukischen Kunst beantworten können, ist es nöthig, die Bauten auf ihre Anlage, das Material, aus dem sie errichtet sind, und vor allem auf die vorkommende Ornamentik hin näher zu untersuchen.

Der Grundriss der Moscheen ist meist der gleiche: eine rechteckige, von Säulen getragene Halle mit flachem Dach. An der nach Mekka gerichteten Wand, der Kibla, befindet sich die Gebetsnische, der Mirab. Diese Anlage ist nicht von antiken Bauten übernommen, sie ist in den Ländern des Islams entstanden aus dem Bedürfnis, vor dem Gegenstand der Anbetung, der nach Mekka gerichteten Wand, einen geschlossenen Raum für die Betenden zu schaffen. Auch die Medresse, die Schule für den Religions-Unterricht, ist im Grundriss möglichst einfach: in der Mitte ein Hof, ringsherum die Zellen der Lehrer oder Schüler, nur in der Mitte der Seiten unterbrochen durch grosse, nach dem Hof offene Nischen, in denen der Unterricht abgehalten wird. Diese Anlagen sind nicht charakteristisch für die Bauten der Seldjuken; sie finden sich, gleich gestaltet, überall in dem weiten Gebiet der vom Islam eroberten Länder und sind, wie gesagt, aus den Bedürfnissen der Religion heraus entstanden.

Anders verhält es sich mit dem Material, das in diesen Bauten zur Verarbeitung gekommen ist, und mit der Technik, die man dabei verwandt hat. Oft findet sich die Bautechnik wieder, die uns aus antiken Bauten bekannt ist, und die Thukydides (I, 93) bei Gelegenheit der Themistokleischen Mauern von Athen schildert: zwei Stirnschichten aus Quadern mit einer Füllschicht in der Mitte. Diese Füllschicht besteht aus unregelmässigen Feldsteinen, die mit einander durch Mörtel verbunden sind und so eine äusserst feste, kompakte Masse bilden (Taf. XXXVI). Die Quadern sind oft Marmorblöcke, die man zerstörten antiken Gebäuden entnommen hat.

Oft sind die Mauern aus Ziegeln errichtet und dann theilweise mit Marmorplatten verkleidet (Taf. XI). Die Ziegel zeigen durchschnittlich jene lange und dünne Form, in der sie im Alterthum gebrannt wurden, und der zwischenliegende Mörtel wird in ziemlich reichem Maasse angewandt. Oft findet sich auch eine Technik des Mauerbaues, welche Quadern und Ziegel neben einander verwendet, derart, dass Schichten von natürlichen und gebrannten Steinen mit einander abwechseln, oder die ersteren mit einem Rand von Ziegeln umgeben werden (Taf. LXI).

Dass die seldjukischen Bauten selten unverkleidete Ziegelwände aufweisen, dürfte vielleicht auf die leichte Verwitterung der salzhaltigen Ziegel

zurückzuführen sein.*) Jedenfalls mag mit diesem Umstande die Glasirung der Ziegel zusammenhängen, wodurch diese gegen jeden Witterungseinfluss unempfindlich werden. Von jeher ist diese auf früh chaldäische und assyrische Kunst zurückgehende Technik im Orient gepflegt worden, und das Ziegel-Mosaik, die Zusammensetzung geometrischer Muster aus verschiedenfarbig glasirten oder aus glasirten und unglasirten Ziegeln, findet sich auch in den Bauten Konias häufig verwendet (pag. 61 Fig. 8. Taf. XXIII).

Eine noch grössere ornamentale Wirkung erreicht das Fayence-Mosaik, die mosaikartige Zusammensetzung unregelmässig geformter glasirter Thonstückchen.

Das Fayence-Mosaik ist eine der schwierigsten und komplizirtesten Techniken, welche die Geschichte der Keramik kennt. Aus grossen, einfarbig glasirten Thonplatten werden vorgezeichnete Stücke herausgeschnitten; diese sodann, event. zusammen mit andersfarbigen Stückchen, auf der glasirten Seite zu dem gewünschten Muster mosaikartig zusammengefügt, und das Ganze nun mit flüssigem Mörtel übergossen, der in die Zwischenräume zwischen die einzelnen Mosaikstückchen eindringt — letztere sind aus diesem Grunde sich nach oben verjüngend zugeschnitten — und nun das Ganze zusammenhält.**) Auf diese Weise gewinnt man einzelne Platten, mit denen die Wände bekleidet werden. Besondere Schwierigkeit verursacht es natürlich, gebogene Flächen, z. B. die Innenseite einer Kuppel, mit Fayence-Mosaik zu bekleiden, wie es in der Medresse des Kara Tai in Konia (Taf. XXI) der Fall ist. Viererlei Farben sind in dem Fliesen-Mosaik dieses Gebäudes und überhaupt der seldjukischen Denkmäler zur Anwendung gekommen: hell- und dunkelblau (türkis- und kobaltblau), manganviolett und weiss. Die weisse Farbe wird nicht durch weissglasirte Fliesen, sondern durch den Mörtel gewonnen, der als weisser Rand die einzelnen fertigen Stückchen umzieht oder auch den Grund bildet. Das farbige Fliesenmuster hebt sich dann glänzend von dem stumpfen Thon des Mörtels ab.***)

Diese Technik des Fayence-Mosaiks ist nun in den Bauten Konias, wie wir oben gesehen haben, in vollendeter Weise zur Anwendung gekommen und verleiht ihnen einen ganz besonderen Reiz, ihren am meisten charakteristischen Schmuck. Wir erinnern an das Innere der Kara Tai Medresse (Taf. XXI) und vor allem an den Hof der Sirtscheli Medresse

*) W. A. Neumann. Persische Keramik und ihre Ableger. Oesterr. Monatsschrift für den Orient, 1883/84.

**) Vgl. über Fayence-Mosaik, das demnächst erscheinende Handbuch des Kgl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin über Majolika von Otto v. Falke. Der Herr Verfasser hat die Güte gehabt, mir einen Einblick in die Korrektur-Bogen zu gestatten.

***) Eine gleiche Mosaik-Technik, das Versetzen von dünnen, glasirten Fayence-Plättchen in frischen Mörtel oder Gips, für Fussböden oder Wand-Dekorationen, ist noch heut an der Nordküste Afrikas, in Marocko und Tunis, im Gebrauch. Vgl. Franz-Pascha. Die Baukunst des Islam. II. Aufl. pag. 33.

Fayence-Mosaik

(Taf. XXIV u. XXV). Auf die Frage nach der Herkunft dieser Technik giebt die hier befindliche Inschrift (pag. 54) Auskunft. Ein Mann aus Tūs nennt sich als Baumeister des Gebäudes und dadurch, dass er diese Inschrift nicht am Stein-Portal, sondern innerhalb der Fayence-Bekleidung angebracht hat, auch als Verfertiger dieser letzteren. Die Ruinen von Tūs (jetzt Meschhed) sind im Nordosten von Persien gelegen, nicht weit von der dem heutigen Turkestan angehörenden Stadt Merw entfernt. »Hier in Tūs befanden sich die Gräber des Harūn er raschid, des Firdosi, des grossen persischen Dichters der Schahnāmeh († 1020), des orthodoxen Philosophen Ghazali, des Nāsir eddīn, des Hofastronomen des Mongolen-Chans Hulagu, und des Ali il Ridā. Ueber letzterem Grabe war, wie Mukaddasi*) erzählt, die schönste Moschee in ganz Chorasan errichtet. Südöstlich aber von Tūs, 10 Parasangen oder 3 Tagemärsche entfernt, lag die prächtige Stadt Nisapūr, und zwischen beiden ein grosses, furchtbares Schloss, von dem Mis'ar**) eine alte Sage zu berichten weiss. [B. M.]« Diese Gegend ist als die Heimat der soeben besprochenen Technik anzusehen. Mit den Gelehrten und Philosophen, die, wie Djelal eddīn, bei dem Einfall der Mongolen Buchara und andere Orte des heutigen Turkestan verliessen, werden auch Künstler und Handwerker an den Hof von Konia gekommen sein und hierher ihr Können verpflanzt haben. Wie kaum je ein anderes Kulturland der Welt, haben jene reichen und auf hoher Stufe stehenden Länder durch die Verwüstungen der Mongolen gelitten. Das ganze Ufergebiet des Amu- und Syr-Darja, der alten Flüsse Oxus und Iaxartes, soll noch heute mit Ruinen der durch die Mongolen zerstörten Städte bedeckt sein, deren es bis zum Einfall der Mongolen so viele gab, dass ein Sprichwort behauptete, eine Katze könne von Taschkend (am mittleren Iaxartes) bis zum Aralsee auf den Dächern von Häusern gelangen.***) Erst wieder aus dem XV. Jahrhundert finden wir in den bedeutenden Städten Turkestans, in Buchara, Samarkand, Kokand u. a. m., hervorragende Baudenkmäler, die gleichfalls eine hohe Kunststufe verrathen und hierbei auch einen reichen Fayence-Schmuck aufweisen.†) In Merw, dem von Tūs nicht weit entfernten Ort, haben sich Ruinen aus

*) »Mukaddasi, ein arabischer, aus Jerusalem gebürtiger Geograph. 985.

**) Mis'ar oder mit vollem Namen Abn Dulaf Mis'ar ibn el Muhalhal zog im Jahre 941 durch Persien und Turkestan nach dem westlichen China und kehrte über Indien zurück. Sein Werk hat dem arabischen Geographen des XIV. Jahrhunderts, Jakut, offenbar noch vorgelegen, ist aber seitdem verloren. [B. M.]«

***) »Samarkander Alterthümer.« Bericht der archäologischen Expedition des Grafen Bobrinski im September 1895 nach Samarkand, übersetzt aus der russischen Zeitschrift »Nowosti.« Kunstchronik 1895/96. pag. 179.

†) Der Güte des Herrn Professor Rudolf Virchow verdanke ich die Kenntniss einer Reihe vorzüglicher photographischer Aufnahmen, die Herr Amanuensen Martin aus Stockholm in jenen Städten gemacht hat.

Vgl. N. Simakoff. L'Art de l'Asie Centrale. Petersburg. 1883.



Ornamente an seldjukischen Bauwerken

1. Konia. Indje Djami. Verzierung am Portal. — 2. Konia. Medresse des Kara Tai. Borte am Portal. — 3. Ebendort. Kapitäl am Portal. — 4. Ebendort. Fayence-Mosaik im Innern. — 5. Ebendort. Borte am Portal. — 6. Konia. Sirtscheli Medresse. Borte am Portal. — 7. Ebendort. Kapitäl am Portal. — 8. Konia. Turbe des El Hossein. Ziegel-Mosaik. — 9. Sultan Han. Verzierung am Haupt-Portal. — 10. Ebendort. Kapitäl am Haupt-Portal. — 11., 12. Ebendort. Rosetten am Hof-Portal.

vormongolischer Zeit erhalten, die in hohem Maasse interessant und für die Geschichte der Keramik von grosser Bedeutung sind.*) Man hat hier unter den Resten mehrerer Stadtanlagen auch die Trümmer einer von den persischen Seldjuken erbauten Stadt, Sultan Kala genannt, gefunden, und darin das Mausoleum des Sultans Sandschara, welches »dürftige Spuren einer reichen inneren und äusseren Ausschmückung« aufweist. Erwähnt wird eine »im Innern unter der Wölbung befindliche Inschrift mit blauer Farbe auf weissem Grunde«; ausserdem »ornamentaler Mosaikschmuck aus blauen Ziegelsteinen« und »Haufen von Ziegeln blauer Glasur.« So wenig klar auch diese Mittheilungen gefasst sind, so wird man doch wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass es sich hier um dasselbe Fayence-Mosaik handelt, wie es sich in den Bauten Konias erhalten hat, und dass von Chorasan aus die hier gepflegte Technik durch ausgewanderte Künstler nach dem Westen übertragen worden ist.

Dass muhammedanische Fürsten zur Herstellung ihrer Bauten sich oft fremder Arbeitskräfte bedienten, ist bekannt. Wir erinnern an den starken Zuzug byzantinischer und persischer Künstler in den ersten Jahrhunderten des Islams, als die grossen Moscheen von Damascus und Jerusalem errichtet wurden. So soll der Chalif Walid zum Bau der ersteren 12000 Künstler berufen haben, die, wie Ibn Batuta (a. a. O.) erzählt, Mosaiken auf Goldgrund herstellten. Der zweite Abasside liess sich zum Bau der neu gegründeten Stadt Bagdad persische Architekten kommen.

Und wiederum von den Ufern des Tigris, von Mossul, stammt Achmed ben Abdallah, welcher, wie wir oben (pag. 22) gesehen haben, im Anfang des XV. Jahrhunderts die Turbe des Sejid Machmūd in Akschehir restaurirte und mit Fayencen schmückte. Dieser Schmuck ist hier aber nicht, wie in den fast zwei Jahrhunderte früher entstandenen Bauten von Konia in Fayence-Mosaik (persisch Zelidj), sondern in Fayence-Platten (persisch Kaschan, nach der Stadt Kaschani in Nordpersien) ausgeführt.

Gehen wir zur Ornamentik, zu der Formenwelt über, die in dem Fayence-Schmuck der Bauten Konias und in den Marmor-Skulpturen ihrer Portale zum Ausdruck kommt.

Das Portal bildet im Allgemeinen ein Rechteck, in dessen Mitte sich eine sich im Spitzbogen öffnende Nische mit der Thüröffnung im Hintergrund befindet. Die Nische ist meistentheils im Stalaktiten- oder Zellen-Gewölbe, einer speziell orientalischen Kunstform, geschlossen.

Bei einer tiefen Nische ist häufig in den Seitenwangen noch je eine kleinere Nische angebracht. Der Thürsturz, der gerade, im Bogensegment oder spitzbogig gebildet ist, besteht meist aus einer Reihe von abwechselnd

*) Petermanns Mittheilungen 1894. pag. 68. Die Ruinen des alten Merw, von L. Cohn. Uebersetzung des 1893 erschienenen Berichts der Kaiserl. Archäologischen Kommission für 1890 von W. A. Shukowsky.

an einander gefügten hellen und dunklen Steinen, deren Kanten von entgegengesetzten Seiten in einander eingreifend das gleiche Muster bilden. Dieser profilirte Steinschnitt ist wiederum ein für die moslemische Kunst charakteristisches Motiv. Die Nischen werden von Säulen flankirt, die in Nachahmung antiker Vorbilder das richtige Verhältniss zwischen Basis, Schaft und Kapitäl aufweisen. Ihre Vorbilder finden wir in der byzantinischen Architektur. Selten ist der Schaft der Säulen glatt (Taf. XI); meist winden sich die tief eingeschnittenen Kannelirungen spiralförmig (pag. 61 Fig. 3 und Taf. XX) herum, wie es auch in der byzantinischen Architektur des Abendlandes z. B. an den Säulen von S. Vitale in Ravenna vorkommt, oder sie laufen im Zickzack am Schaft entlang (pag. 61 Fig. 7 und 10). Nicht häufig ist letzterer mit einem Arabesken-Muster bedeckt (Taf. XXX), wie es in der späteren arabischen Architektur Aegyptens, an den Bauten des XIV. und XV. Jahrhunderts allgemein üblich wurde.*)

In der Bildung des Kapitäls können wir auch wiederum den Einfluss byzantinischer Bauten konstatiren. Die Säulenkapitäle am Portal der Djami Ala eddīn in der Burgmauer (Taf. XVIII) zeigen zwei über einander liegende Reihen von ungezackten Blättern, deren Spitzen sich nach unten herabbiegen. Diese Blätter scheinen beim ersten Anblick gar keine Verwandtschaft mit dem Akanthus zu haben; jedoch findet man derartig gestaltete Kapitäle in der byzantinischen Architektur häufig, nicht nur in Konstantinopel und Ravenna, sondern auch vor allem bei den Kirchen Nordsyriens und Mesopotamiens aus dem IV. bis VII. Jahrhundert.**) Es sollen Akanthusblätter sein, welche nicht gezackt und nur in ihren rohen äusseren Umrissen angedeutet sind. Der Baumeister der Moschee Ala eddīn, an welcher wir jene Form des Kapitäls wahrgenommen haben, stammt nun auch, wie die pag. 48 angeführte Inschrift meldet, aus Syrien: Mohammed ben Chaulān von Damascus.

Die meisten Kapitäle an den seldjukischen Bauwerken sind umgeben von einem doppelten und dreifachen Kranz von Blättern, welche, 3, 5, 7 oder 9 fach gezackt, nur noch schwer den Zusammenhang mit dem antiken Akanthus erkennen lassen. »Das grundsätzliche Unterscheidungsmerkmal für den byzantinischen Akanthus beruht in der Auflösung des früheren (d. h. antiken) Gesammtblattes in einzelne kleine Blätter.«***) Wie das Dreiblatt aus dem abgelösten Zacken dieses byzantinischen Akanthus ent-

---

*) Vgl. Prisse d'Avennes. L'Art arabe d'après les monuments de Kaire. Paris 1877. Z. B. Abbildung der Tekke Scheich Hassan Sadaka u. a. m.

**) In Konstantinopel: Vorhallen der Kirchen Hagios Johannes und Hagia Theotokos. Abgeb. bei Salzenberg: Altchristliche Baudenkmäler Konstantinopels, Bl. III u. XXXV. — In Syrien an den Kirchen-Ruinen von Soueideh, Betoursa und Kalat Sema'n. Abgeb. bei Cte. de Vogué. Syrie Centrale. Architecture civile et religieuse. Pl. 4. 48. 148. In der Kirche von Dana am Euphrat. Abgeb. bei Texier and Pullan. Byzantine Architecture. Pl. 60.

***) A. Riegel. Stilfragen, pag. 277.

standen ist, so kann man sich mehrzackige Blätter gleichfalls aus einem solchen Abzweigen hergestellt denken. Diese mehrzackigen Blätter treten nun, abgelöst vom ganzen Akanthusblatt, selbständig auf. Wir begegnen einer Reihe von derartigen siebenzackigen Blättern schon in einem Säulenkapitäl der aus dem V. Jahrhundert stammenden Kirche St. Demetrius in Thessalonich,*) wir finden sie häufig auf syrischem Boden, wo der Architrav oder der Thürsturz mit solchen an einander gereihten, fächerartigen Blättern geziert ist.**) Demnach kann auch diese Eigenthümlichkeit an den Säulenkapitälen der seldjukischen Architektur auf byzantinische Vorbilder zurückgeführt werden.

Das Gleiche ist mit dem Flächenornament der Fall, mit den geometrische Muster bildenden Bandverschlingungen, welche aussen die Marmor-Portale in breiten Bändern umgeben (Taf. XXXII), oder im Innern, aus farbigem Fayence-Mosaik hergestellt, wie mit einem Netzwerk die Kuppeln überziehen (Taf. XXI). Wir finden dieses Muster als Flechtband in der assyrischen, dann in der griechisch-römischen Kunst, bis es in der Kaiserzeit auch Flächen überzieht und im byzantinischen Stil besonders häufig zur Anwendung kommt, vor allem beim Fussboden-Mosaik.***) Auch die byzantinische Architektur Asiens weist eine reiche Fülle von derartigen Mustern auf, und man kann in ihnen nicht mit Unrecht die Vorbilder für die moslemische Architektur sehen.†)

Auch die durchbrochenen Halbkugeln und die runden, scheibenartigen Verzierungen an den Portalen, die wiederum geometrisches Muster aufweisen (pag. 61 Fig. 11, 12), finden sich schon in der byzantinischen Architektur, nicht nur in buntfarbigem Marmor-Mosaik ausgeführt, sondern auch wie hier als skulpirte Marmor-Platten.††)

Einen breiten Raum in der Dekoration der seldjukischen Architektur nehmen die schmalen Borten ein, welche überall grössere Flächen und Felder umgeben. Es sind theils geometrisch in einander verschlungene Bänder (pag. 61 Fig. 2, 5), theils fortlaufende Wellenranken (pag. 56), welche

*) Abgeb. bei Texier and Pullan a. a. O. Bl. 39, Fig. 9.

**) Cte. Vogüé a. a. O., Bl. 43, veröffentlicht eine Reihe von solchen ornamentalen Mustern aus einem Haus zu Betoursa in Syrien, das er das Haus des Bildhauers nennt. »Les combinaisons dans lesquelles les lignes géométriques sont mêlées à des feuillages plats d'une forme spéciale ont à mes yeux un intérêt de premier ordre, car j'y vois le prototype des compositions qui font la base et constituent le caractère de l'ornementation dite »arabe«.

***) Vgl. das Fussboden-Mosaik von S. Marco in Venedig und von der Kirche Hagios Johannes in Konstantinopel. Abgeb. bei Salzenberg a. a. O. Pl. IV.

†) In den Kirchenruinen von Roueiha und Deir Seta. Abgeb. bei Vogüé a. a. O. Bl. 68 u. 100.

††) Salzenberg a. a. O., Bl. XXXV, Fig. 10, aus der Kirche Hagia Theotokos in Konstantinopel.

beide ihren antiken oder byzantinischen Ursprung nicht verleugnen können. Neben diesen Formen tritt nun auch die Arabeske auf, die sarazenische Halb-Palmette und Ganz-Palmette, jenes der Florentiner Lilie vergleichbare Dreiblatt mit kielbogenförmigem Abschluss, welches nach A. Riegel (a. a. O.) aus dem abgelösten Zacken des byzantinischen Akanthus hervorgegangen sein soll. Aus der Verbindung von Bändern und Palmetten entstehen jene mannigfaltigen Muster, welche in der sog. arabischen Kunst so häufig vorkommen und den Namen »Arabesken« erhalten haben. In Marmor skulpirt oder auch aus Fayence-Mosaik zusammengesetzt, bieten die Bauten Konias eine reiche Fülle dieser reizvollen Formen dar (pag. 61 Fig. 4, 6, 9). Auch für jenes Rankenornament, welches durch Halbirung und Verdoppelung, durch das Aneinanderreihen und sich Auseinanderentwickeln von gleichartigen, durch Ranken mit einander verbundenen Halb- und Ganz-Palmetten besteht, finden sich mehrere Beispiele (pag. 61). Nach der geistvollen Hypothese Riegels (a. a. O.), der auch wir uns anschliessen, hat sich, wie gesagt, diese ganze sarazenische Formenwelt aus der hellenistisch-spätrömischen und byzantinischen Kunst entwickelt.

Haben wir bisher die Elemente der seldjukischen Kunst, mit Ausnahme des Stalaktiten-Gewölbes, auf antike oder byzantinische Vorbilder zurückführen können, so zeigt sich in dem Anbringen von Inschriften eine speziell muslemische Dekoration. Die Inschrift nimmt hier einen weiten Raum ein. An den Portalen ziehen sich breite Streifen mit Koranversen oder historischen Angaben über die Errichtung des betreffenden Gebäudes hin, oft gestickten Bändern vergleichbar (Taf. XXX). Ein beliebtes Motiv sind kurze Koransprüche, welche, in ovale Felder neben einander geordnet, die Eingangsthür der Portale umrahmen (Taf. XVIII—XX). Oft wird die Schrift direkt ornamental verwandt, wie im Innern der Kara Tai Medresse, wo in den aus Fayence-Mosaik zusammengesetzten Zwickelfeldern die Namen der fünf ersten Chalifen angebracht sind (Taf. XXI und pag. 50). Hier finden sich auch um den Tambur der Kuppel und auf den Wandflächen breite, gleichfalls aus Fayence-Mosaik zusammengesetzte Bänder mit kufischen Inschriften, welche so dekorativ behandelt sind, dass man eine Entzifferung für ausgeschlossen halten möchte. Vielleicht ist ein fortlaufender Text hier garnicht zur Darstellung gekommen, und man hat sich begnügt, aus den Buchstaben-Formen ein dekoratives Muster zusammenzustellen.

Wie wir schon oben (pag. 56) erwähnt haben, zeigen zwei seldjukische Bauwerke, die Energhe und Indje Djami, besondere Eigenthümlichkeiten (Taf. XXVI, XXVII, XXX). Wenn auch der Name des Architekten Mamlük (?) Ibn Abdallah aus den Inschriften bekannt wird, so konnte doch die Zeit der Erbauung nicht bestimmt werden. Die übrigen Bauten, welche sämmtlich der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angehören, zeigen auch

im Stil eine völlige Uebereinstimmung. Hier ist die Ausführung weniger sauber, die Uebereinstimmung mit byzantinischen Bauten, die Nachahmung klassischer Motive tritt mehr in den Hintergrund vor denjenigen Eigenthümlichkeiten der seldjukischen Architektur, welche wir als speziell orientalisch bezeichnet haben. Die Inschriften nehmen einen breiteren Raum ein, sie bedecken, vor Allem bei der Indje Djami, fast vollständig die Fassade und ziehen sich als breite Bänder, mit einander verknotet und verschlungen, über dieselbe hin. Originell und einzig dastehend ist auch hier die Verwendung von vegetabilischem Ornament, welches, aus dem Stein frei herausgearbeitet, in den Ecken der Nischen-Wölbung emporwächst (pag. 61 Fig. 1) oder sich aus dem charakteristischen Bandornament entwickelt und den Ausklang desselben bildet. Diese Bänder, welche tauartig die Flächen umziehen, sind manchmal durch einander gezogen und bilden dann Verknotungen (pag. 57), wie sie von Säulen der romanischen Architektur bekannt sind; oft rollen sie sich am Ende zu einer Volute zusammen. Für dieses Motiv, das bei der Energhe Djami vorkommt, haben wir auch in der byzantinischen Architektur Syriens Analogien, und Vogué stellt bei der Besprechung eines Hauses in Refadi*) »les volutes qui terminent le bandeau supérieur« direkt als Vorbild für die arabische Ornamentik hin.

Auch der Umstand, dass der Säulenschaft bei diesen Bauten mit einem Arabesken-Muster bedeckt ist, was in der späteren, sog. arabischen Architektur allgemein üblich wurde, dass ferner die Zierscheiben oder Knöpfe hier mit Inschriften statt mit geometrischen Ornamenten versehen oder überhaupt ohne jede Dekoration gelassen sind, lässt uns neben dem vorher Angegebenen vermuthen, dass diese beiden Beispiele der seldjukischen Architektur nicht schon der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, sondern einer späteren Zeit angehören.

Ueber das Bilderverbot des Islams ist schon öfter ausführlich gehandelt worden.**) Wir wissen, dass zur ersten Blüthezeit der arabischen Herrschaft ganz Bedeutendes auf dem Gebiete der Malerei geleistet wurde, dass, wie Ibn Batuta erzählt (a. a. O.), »die Moschee von Damaskus mit Mosaiken von wunderbarer Schönheit geschmückt war, mit Figuren des Himmels und Darstellungen der ganzen Natur.« Erst in späterer Zeit machte sich im Islam eine Bewegung gegen die Darstellung lebender Wesen bemerkbar, und sie stützte sich auf ein mündlich überliefertes Gebot Muhammeds, nur »Bäume, Früchte und unbelebte Dinge zu malen«. Die Perser, welche Schiiten sind, d. h. im Gegensatz zu den Sunniten die Sunna, die Ueberlieferung, nicht für bindend anerkennen, kümmerten sich nicht

---

*) Vogué a. a. O., Pl. 110.

**) J. Karabacek. Das angebliche Bilderverbot des Islam. Wien 1876. Henri Lavoix. Les Arts musulmans. Gazette des beaux Arts. 1875.

um dieses Gebot. Wir erinnern an die frühpersischen Miniaturen, an die Knüpfteppiche mit Jagddarstellungen.*)

Auch die Kunst der Seldjuken kennt bildliche Darstellungen von Mensch und Thier, obgleich sie Sunniten waren. Es lässt sich vielleicht dieses Nichtbeachten der religiösen Vorschriften einerseits aus den engen Beziehungen zu Persien, andererseits aus dem Umstande erklären, dass die seldjukischen Herrscher selbst religiös indifferent waren, dass einige derselben — wie wir oben (pag. 43) erwähnten — dem Christenthum von Byzanz sehr nahe standen. Dass jedoch die Darstellung von lebenden Wesen ihrer Kunst etwas Fremdes und Ungewohntes war, lehrt der Unterschied, welcher zwischen der vollendet künstlerischen Behandlung des Ornaments und jenen rohen Thier- und Menschen-Figuren besteht, die wir öfter auf seldjukischen Denkmälern finden, und die nichts Anderes sind, wie die unverstandenen Nachahmungen antiker oder byzantinischer Vorbilder. Texier (a. a. O.) giebt eine Abbildung des nicht mehr vorhandenen Portals am Bazar in Konia. Hier sehen wir im Relief zwei genienartige Gestalten in langen Gewändern, die er als Gabriel und Ariel, die Vertreter des guten und bösen Prinzips, deutet. Aehnliche geflügelte Figuren mit herabwallenden Kleidern finden sich paarweise am Portal des Susuz Hans.**) Man vergleiche hiermit die jedenfalls nach antiken Darstellungen der Victoria gearbeiteten Genien an den Ruinen von Tage Bostan in Persien, die aus der Zeit Kosroës II (circa 600) stammen.***) Besonders reich ist der pag. 11 erwähnte Ak Han bei Gondjarly (Taf. VII) mit figürlichen Reliefs geschmückt. An der Aussenwand befindet sich ein roh gearbeitetes Gorgonenhaupt, an den Kapitälen der das Portal flankirenden Säulen Vögel, wie sie übrigens auch im Hof der Medresse von Egherdir vorkommen (Taf. LXV); im Hof des Ak Hans sind zwei als Konsolen verwandte, rohe Löwenköpfe und endlich in einer das Portal umziehenden Mäanderborte kleine Medaillons mit ornamentalen Thierfiguren und Köpfen angebracht. Der Löwe findet sich häufig, vor Allem in Konia, wo noch mehrere dieser ausserordentlich roh gearbeiteten Skulpturen vorhanden sind (Taf. XVII). Er galt als das Sinnbild der Kraft; der Beiname mehrerer seldjukischer Fürsten lautete Kylydj Arslän (Schwertlöwe). Die Münzen von Kai Chosro II (1236—46) zeigen den schreitenden Löwen mit dahinter befindlicher Sonne (pag. 39). Der Fürst soll unter diesem Bilde sich und seine Gemahlin, die Tochter eines Fürsten von Georgien, dargestellt haben, da man ihm aus religiösen Motiven widerrieth, die Porträts auf den Münzen anzubringen.†) Dieselbe Darstellung, schreitender

*) Wilhelm Bode. Altpersische Knüpfteppiche. 1892.

**) Auf einer mir von Herrn Dr. v. Luschan gütigst zur Verfügung gestellten Photographie.

***) Abgebildet bei J. Dieulafoy. La Perse, la Chaldée et la Susiane. Paris 1887.

†) Hammer. Geschichte der Osmanen (a. a. O.).

Löwe mit darüber befindlicher Sonne, kommt auch am Portal des Ewdir Hans bei Termessos vor, der gleichfalls von Kai Chosro II erbaut ist.*)

Andere Münzen seldjukischer Fürsten**) zeigen einen gewappneten Reiter, der theils in Nachahmung des Hl. Georg mit der Lanze einen Drachen erlegt — auch diese christliche Figur geht wiederum auf den uralten kleinasiatischen Kultus des als Reiter dargestellten Theos Sozon***) zurück —, theils das Schwert in der Hand hält oder mit dem Bogen schiesst. Letztere Darstellung ist wohl aus der astrologischen Figur des bogenschiessenden Kentauren oder Schützen entstanden. Ein sonderbares Bild zeigt eine Kupfermünze des Sultans Kai Kâus I vom Jahre 1216/17: einen Doppeladler, dessen Flügel aus je einem Manneskopf mit langem Bart bestehen. Den frühesten, bisher nachgewiesenen Doppeladler finden wir in den Felsreliefs von Boghas Köi und Eujuk, die der Klasse der sogenannten hethitischen, der frühkleinasiatischen Skulpturen angehören. †) Dann sind in den Klöstern des Athos von der Mitte des V. bis zum XII. Jahrhundert eine Reihe von Reliefs mit Doppeladlern vorhanden. ††) Dem X. bis XI. Jahrhundert möchte ich die im Kapitel XI erwähnte kleine byzantinische Kirche der Insel Nis im See von Egherdir zuschreiben; hier fand ich in den stark zerstörten, wohl gleichzeitigen Malereien mehrfach den Doppeladler innerhalb eines runden Medaillons, sowie denselben auch auf einer silbervergoldeten, dem Kirchenschatz angehörenden Schnalle, die freilich erst dem XVI. bis XVII. Jahrhundert zugeschrieben werden kann (Abbild. Kap. XI). Der goldene Doppeladler auf rothem Felde war das Wappen der Kaiser von Byzanz.††) Wie diese haben nun auch die Fürsten Kleinasiens den Doppeladler als Wappen erwählt: neben den Armeniern †††) die Seldjuken, die ihn auf den in ihrem Landgebiet liegenden hethitischen Ruinen sahen, an welche sich, als an die ältesten Denkmäler, mancherlei Sagen geknüpft haben mögen.*†) Auch an den Mauern von Konia soll sich früher das Relief eines Doppeladlers befunden haben,

*) Nach einer mir von Herrn Dr. v. Luschan gütigst zur Verfügung gestellten Photographie. Die Inschrift ist nach derselben von Herrn Dr. B. Moritz gelesen worden und im folgenden Kapitel publizirt.

**) H. Nützel. Embleme und Wappen auf muhammedanischen Münzen.

***) Vgl. über diese Götterfigur und die bezügliche Litteratur meinen Aufsatz in den Archäol.-epigraph. Mittheil. 1890, II, bei Gelegenheit der Besprechung einer mit Reiterreliefs geschmückten Felswand bei Zekeria Köi in Pisidien. Es sind Weihinschriften auf Ares. Kap. X.

†) Perrot. Histoire de l'Art. IV. Pl. VIII und Fig. 343.

††) Berl. Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde, 1871, pag. 1, Vom Doppeladler... H. Brockhaus. Die Kunst in den Athos-Klöstern. Leipzig 1891.

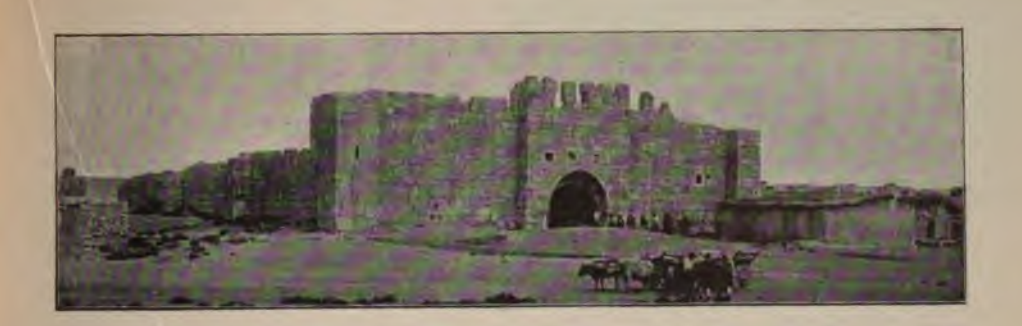
†††) Brosset. Les Ruines d'Ani. Taf. 36, 3. Ani war eine feste Burg der Armenier, die im Jahre 1303/4 zerstört wurde.

*†) Vgl. den Eflatun Bunar (Plato-Brunnen) am See von Beischehir. Hierüber Näheres im Kapitel IX.

das noch im Jahre 1884 in der Stadt, zusammen mit anderen Skulpturen seldjukischer Zeit, vorhanden war.

Die Formenwelt der seldjukischen Kunst, wie wir sie an der Hand der aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammenden Bauwerke in diesem Kapitel kritisch zu betrachten und zu analysiren versucht haben, scheint uns, um es noch einmal zusammenzufassen, auf dem Boden der hellenistisch-römischen und byzantinischen Kunst entstanden zu sein. Von dem nahen Syrien aus, das zu jener Zeit noch hervorragende architektonische Denkmäler aller vorhergehenden Kunstepochen besass und selbst unter kräftigen muhammedanischen Fürsten eine hohe Kultur hatte, wurden Baumeister und Künstler in die Hauptstadt des jungen emporblühenden Staates berufen, um sie ihrer Bedeutung entsprechend zu schmücken, während das gerade unter dem Eindringen der Mongolen zu Grunde gehende, hochkultivirte Persien hierher den schönsten Zweig seiner heimischen Kunstübung verpflanzte: die mosaikartige Bekleidung der Wände mit bunt glasirten Ziegeln, das Fayence-Mosaik.





VI. KAPITEL

DER SULTAN HAN

Vom 26. Juni bis zum 3. Juli unternahmen wir von Konia aus eine längere Tour in östlicher Richtung. Wir wollten den Sultan Han kennenlernen, der für eins der bedeutendsten Denkmäler seldjukischer Kunst gehalten wird, und von dort bis Akserai (Weisses Schloss) weitergehen, um dann in einem nach Norden geschlagenen Bogen an dem Grossen Salzsee vorüber nach Konia zurückzukehren.

Die Strecke Konia—Sultan Han—Akserai ist während des Sommers 1884 von dem amerikanischen Gelehrten J. R. Sitlington Sterrett bereist worden, der die archäologischen Ergebnisse der Expedition später veröffentlicht hat.*) Wir hatten deshalb während des ersten Theiles der Tour unser Hauptaugenmerk auf die mittelalterlichen Denkmäler zu richten und brauchten Inschriften nur insoweit zu sammeln, als sie von Sterrett übersehen worden waren. Anders lag die Sache auf unserem Rückwege über den Salzsee, eine Tour, die meiner Kenntniss nach noch nicht wissenschaftlich ausgebeutet worden ist. Dagegen fertigten wir während des ganzen Weges Routenaufnahmen an, die abwechselnd von Dr. Osborne und mir gemacht wurden.

Es empfahl sich, auf dieser Tour statt der Reitpferde einen Wagen zu benutzen, da die Fourage für mehrere Tage mitgenommen werden musste. Se. Excellenz der Gouverneur von Konia gab uns zur Bedeckung einen Zabtije mit, der mit einem Empfehlungsschreiben für uns an den Kaimakam von Akserai versehen war.

Kopfleiste: Han von Obruk.

*) Papers of the American School of Classical Studies at Athens. Vol. II. 1888.

Es war ein heisser Tag (um 11 Uhr 26° C.), als wir um 1 Uhr von Konia aufbrachen. Nachdem wir den grünen Kranz der die Stadt umgebenden Gärten hinter uns gelassen hatten, dehnte sich die unendliche Ebene vor uns aus. Die für diese Gegend so charakteristischen hohen Staubsäulen eilten, vom warmen Ostwind vorwärts getrieben, darüber hin, während sich im Norden hinter den Höhen des Boz Dagh eine dunkelblaue Gewitterwand aufthürmte. Oestlich und nördlich von Konia breiten sich sumpfige Niederungen aus, in denen sich die von den Randgebirgen herabkommenden Gewässer verlaufen. Nur wenige Durchgänge führen über dies morastige Gebiet hinüber, und unser Tatarenkutscher wählte fälschlicherweise den in nördlicher Richtung abgehenden Weg. Als wir jedoch den Irrthum merkten, schien ein Umkehren nicht mehr rathsam, und wir beschlossen, bei der Unwegsamkeit des östlich liegenden Terrains fürs erste den einmal eingeschlagenen Kurs weiterzusteuern und das vor uns liegende Dorf Bunarbaschi (Quellenhaupt) zu erreichen, wo wir um $3^1/_4$ Uhr eintrafen. Mittlerweile war das drohende Gewitter vollends heraufgezogen und entlud sich in einem heftigen Platzregen, vor dem wir in einem Hause Unterkunft suchten; es war der einzige grössere Niederschlag, den wir während unserer zweimonatigen Reise erlebten.

Unser Rosselenker schien überhaupt mit der Oertlichkeit nicht im geringsten vertraut zu sein, ebensowenig wie der uns begleitende Zabtije; und so waren wir ganz und gar auf die Auskunft der Ortseinwohner angewiesen, die uns anriethen, bis zur Nacht die im Boz Dagh liegende Mernek Jaila*) zu erreichen. Wir müssten dann nordöstlich durch wegloses Land bis zum Rande des Gebirges fahren, wo wir auf den von Konia zur Jaila führenden Weg stossen würden.

Das Gewitter war vorüber, und so ging es nach dreiviertelstündiger Rast querfeldein nach Osten weiter, nunmehr ohne Weg und Steg. Mehrere Stunden währte die Fahrt durch die unangebaute und nur mit vertrocknetem Gras bedeckte Ebene, bis wir den Fuss des Gebirges erreichten. An ihm entlang gehend, stiessen wir endlich auf die von Südosten kommende Strasse. Nun ging es in Windungen bergauf. Die Landschaft war auch hier recht eintönig: kein Baum- oder Strauchwuchs unterbrach das wellenförmig gestaltete Terrain; nur hie und da war der Boden in kleinen Strecken angebaut.

*) In ganz Kleinasien besteht die Sitte, in den heissen Sommermonaten höher und gesünder gelegene Wohnorte aufzusuchen. So findet man häufig die Dörfer vollständig unbewohnt, da die gesammte Einwohnerschaft sich mit dem Vieh auf der Jaila (Jailak, ja = jas, Sommer) befindet, die manchmal nur wenige Stunden, manchmal auch Tagereisen weit entfernt ist. Auch die Städte an der südlichen Küste der Halbinsel sollen im Sommer oft vollständig verödet sein. (Vgl. Gr. Lanckoronski. Reisen im nordwestlichen Kleinasien, pag. 214).

Um $8^1/_4$ Uhr hatten wir endlich die Jaila erreicht: sie bestand in einer Anzahl aus Stein errichteter Hütten. Die erste, die nur einen einzigen Raum enthielt, wählten wir als Absteigequartier. Der Abend war selten schön; die Temperatur hatte sich stark abgekühlt und war auf 18° C. gefallen. Heller Mondschein lag auf der Landschaft und liess die Umgebung bis zu den weiter entfernten Höhen hin deutlich erkennen. Die tiefe, feierliche Stille wurde nur durch das Geräusch der Ziegenheerde unterbrochen, die vor unserer Hütte im Freien kampirte.

Am nächsten Morgen (27. Juni) brachen wir um 6 Uhr auf und fuhren in nordöstlicher Richtung bergab bis zu einem in Ruinen liegenden Han. Rings um diesen her lag ein ausgedehntes Trümmerfeld, in dem wir einige Fragmente byzantinischen Ursprungs fanden. Nicht weit davon schmiegt sich die kleine Ansiedlung Hodja Köi dem nördlichen Fusse des Gebirges an. Von Weitem schien uns das Dorf aus einer Menge kleiner Moscheen zu bestehen, bis wir beim Näherkommen wahrnahmen, dass es Heuhaufen waren, die die Einwohner kuppelförmig auf die flachen Dächer gehäuft hatten. Auch hier fanden wir wieder einige byzantinische oder spätrömische Säulenfragmente vor.



Byzantinisches Säulenfragment in Hodja Köi

Der Weg ging nun an den sanften Anschwellungen des Boz Dagh entlang, während sich zu unserer Linken die Ebene ausdehnte, aus der im Norden die spitzen Bergkegel des Siwri Dagh (Spitzberg) und Tuzuk Dagh, im Osten die hohe Pyramide des Hassan Dagh bei Akserai auftauchten. Der Boden war in der Nähe der Ansiedlungen mit niedriger, noch im Halm stehender Gerste bebaut, und eine Schaar von Wiedehöpfen trieb in der Nähe des Weges ihr Wesen. Der bei uns so scheue Vogel schien hier jede Furcht abgelegt zu haben, und man konnte das possierliche Gebaren der hübschen hellbraunen Thiere mit ihren schwarz und weiss gestreiften Federbüschen in nächster Nähe beobachten. Auch viele Feldhühner gab es in diesem Randgebiet der Steppe. Das in Kleinasien lebende, rothbeinige Feldhuhn (türk. Keklik) gehört zu der Familie der Frankoline (Pternistes) und kann als Verbindungsglied zwischen Rebhühnern und Fasanen angesehen werden. Der grosse, schön gefiederte Vogel ist allen in Anatolien Reisenden wohlbekannt und wegen seines Wohlgeschmackes auch sehr geschätzt. Die Thiere waren wegen der geringen Verfolgung, der sie hier ausgesetzt sind, äusserst wenig furchtsam und liessen sich leicht abschiessen.*)

*) Die Einwohner bedienen sich bei der Jagd auf Rebhühner oft der Lockvögel. Häufig sieht man solche, zu diesem Zweck in engen Käfigen eingesperrte Thiere.

Am kleinen Asma Köi (zerstörtes Dorf) vorüber erreichten wir nach einer Stunde das Dorf Assardjyk (Ruinen-Ort), auf dessen Friedhof wir einige Inschriften fanden. Die türkischen Namen der Dörfer zeigen an, dass sich hier früher grössere Ansiedlungen befunden haben, von denen auch viele griechische Inschriften Zeugniss ablegen. Wahrscheinlich führte einst am Nordabhang des Boz Dagh eine bedeutendere Verkehrsstrasse entlang. Wir entfernten uns dann in östlicher Richtung vom Rande des Gebirges und trafen gegen Mittag in Obruk ein.

Schon von Weitem hatten wir die grosse Mauermasse des Hans gesehen, in dessen weiten Hof wir nun einbogen, um eine längere Rast zu machen. Das gewaltige, jetzt in Trümmern liegende Gebäude (70 m lang und 20 m breit) ist aus antiken Quadern erbaut und stammt allem Anschein nach aus der Seldjuken-Periode, aus dem XIII. bis XIV. Jahrhundert. Eine arabische Inschrift, die über die Erbauungszeit genauere Auskunft geben könnte, ist nicht vorhanden. Die Aussenmauer ist von Thürmen flankirt, und ein gewölbter Thorweg, den der Flugsand halb verschüttet hat, führt an der südlichen Schmalseite in das Innere. Um diesen mächtigen Bau nun liegen die niedrigen, aus Feldsteinen oder Lehm errichteten Hütten des modernen Dorfes. Hier sahen wir die ersten, von mageren Rindern gezogenen primitiven, zweiräderigen Karren, wie sie in diesem Steppengebiete allgemein im Gebrauch sind. Die Räder sind ohne Speichen aus drei grossen Stücken zusammengefügt (Taf. XL). Später hatten wir Gelegenheit, auch Karren zu sehen, deren Räder nur aus einer grossen Holzscheibe bestanden.*)

Am nördlichen Ausgange des Dorfes steigt man zu einem kleinen kreisrunden See hinab, der von einer steilen, ungefähr 30 m hohen, felsigen Böschung begrenzt wird (Taf. XXXIX). Der See hat ungefähr 200 m im Durchmesser.**) Das Wasser ist süss und trinkbar; jedoch soll es, wie die Bewohner versichern, zweimal im Jahr,***) in der Mitte des Juni und Dezember, in Bewegung gerathen und durch emporsteigenden Schlamm trübe und ungeniessbar werden. Jetzt, etwa 10 Tage nach dem letzten Auftreten dieses Phänomens, hatte sich der See wieder vollständig geklärt. Der Rand ist mit Binsen und Schilf bewachsen; und wir bemerkten hier ein Paar Rostgänse (Tadorna casarca), umgeben von zahlreicher Brut. Die Heimath dieses für seine Gattung ausserordentlich kleinen, rostroth ge-

*) Ein solcher Büffelkarren zum Getreidetransport aus der Ebene von Pajamaatsch ist abgebildet bei Lanckoronski. Städte Pamphyliens und Pisidiens. II. Fig. 99.

**) v. Moltke. Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. Berlin 1893. pag. 335. »Ein anderes grosses Hann befindet sich zu Obruk an einem runden, wohl 150 bis 200 Fuss tiefen Loch, eine auffallende Erscheinung in der ganz ebenen Fläche.«

***) Sterrett (a. a. O.) pag. 227, erzählt, dass nur einmal, zwei Wochen lang im Dezember, das Wasser getrübt würde.

fiederten Vogels soll Mittelasien sein;*) er sucht mit Vorliebe steppenartige Gegenden auf und brütet in Höhlen, die hier das Kalkgestein des Ufers reichlich bietet. Auch Fische sollen in dem See vorkommen. Von unserer Absicht, die Gelegenheit eines erfrischenden Bades zu benutzen, suchten uns die Einwohner abzubringen, indem sie erzählten, dass ein böser Geist das Wasser bewohne und den Badenden in die Tiefe zöge.

Um 2 Uhr brachen wir von Obruk auf, mussten aber bald hinter dem Dorfe einen unfreiwilligen Aufenthalt von einer halben Stunde nehmen, da ein Rad warm gelaufen, und der Schaden nur sehr umständlich zu repariren war. Der Boden ist nicht vollständig eben, sondern wird hie und da durch kleine Bodenanschwellungen unterbrochen. An einem in Trümmern liegenden Han vorüber (4 Uhr) erreichten wir um $6^1/_2$ Uhr das Dorf Eschme kaja (Quellfels.)

Hier fliesst, von Süden kommend, in einer sumpfigen Niederung ein stark strömender Bach vorüber und treibt eine Wassermühle. Das Dorf, das aus circa 250 Häusern besteht, ist, wie schon der Name andeutet, auf einer Anhöhe gelegen, vor der sich nördlich eine fruchtbare, mit Wein und Getreide angebaute Fläche ausbreitet, eine willkommene Oase inmitten der öden Steppe. Von den Bewohnern waren zur Zeit nur wenige anwesend, da der grössere Theil mit dem Vieh während der Sommermonate eine Jaila aufgesucht hatte. Irgend welche Reste einer antiken Ansiedlung liessen sich nicht feststellen.

Am nächsten Morgen (28. Juni, 6 Uhr) überschritten wir den Bach und das sumpfige Terrain, durch das streckenweise ein Steindamm gebaut ist, und erreichten in eineinhalb Stunden den Sultan Han, dessen Thurm schon von Weitem sichtbar gewesen war. Vor dem Dorfe waren wiederum zu beiden Seiten des Weges Getreidefelder (Gerste) vorhanden, die jedoch wenig ergiebig zu sein schienen. An diesem Morgen hatten wir mehrmals Gelegenheit, Trappen (Otis tarda) in unmittelbarer Nähe des Weges zu beobachten. Auch hier fielen uns wiederum das Vertrauen und der Mangel an Furcht dieses bei uns so scheuen und vorsichtigen Vogels auf. Vor den Nachstellungen der spärlichen und armen Bevölkerung dieser Gegenden sind die Thiere offenbar sicher und deshalb von jedem Misstrauen bei Annäherung eines Menschen frei.

An einzelnen niedrigen Hütten vorüber, die von ihren Bewohnern verlassen zu sein schienen, erreichten wir die gewaltige Mauermasse des Gebäudes und zogen an den mächtigen Thürmen einer der Längsseiten entlang, um dann von dem Anblick des herrlichen Hauptportals doppelt überrascht zu sein. Wir standen hier vor einem der grossartigsten Denkmäler seldjukischer Architektur, einem Werke, das an Grösse und Schönheit alles in

*) Brehms Thierleben. III. Auflage. Band VI. pag. 623.

seiner Art übertrifft, was wir bis dahin auf kleinasiatischem Boden gesehen hatten.*) Gehoben wird der mächtige Eindruck noch durch den umgebenden Rahmen: die monotone, unendliche Ebene mit ihren dürftigen,



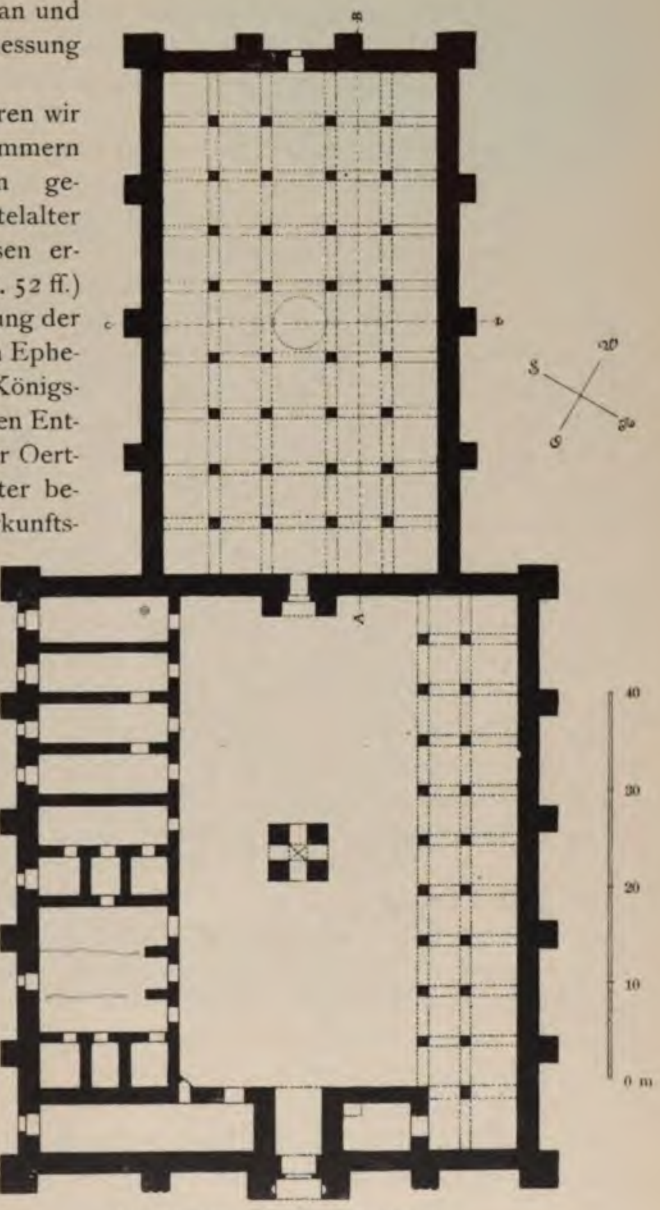
Hauptportal des Sultan Hans

elenden Hütten, neben denen dieser Prachtbau schier unvermittelt emporsteigt (Taf. XXXI). Wir verweilten hier bis zum Nachmittage, fertigten

*) Sterrett (a. a. O.), pag. 227: »Sultan Khan is the grandest and most beautiful of all the remains of Seldjuk splendor seen by us in Asia Minor.« v. Moltke (a. a. O.), pag. 335: »Hier erhebt sich das mächtige Sultan-Hann; das Portal desselben, aus Marmor, ist so hoch, so reich verziert und so prachtvoll wie das irgend einer Moschee zu Konstantinopel.«

zahlreiche Photographien an und nahmen eine genaue Vermessung des Gebäudes vor.

Schon mehrmals waren wir auf solche, jetzt in Trümmern liegende Karawanseraien gestossen, die man im Mittelalter längs der grossen Strassen errichtet hatte. Herodot (V. 52 ff.) berichtet bei der Schilderung der von Susa über Sardes nach Ephesus führenden grossen Königsstrasse, dass sich in gewissen Entfernungen, die je nach der Oertlichkeit 30 bis 40 Kilometer betrugen, Etappen- und Unterkunftshäuser (σταθμοὶ πανταχῇ εἰσὶ βασιλήιοι καὶ καταλύσεις κάλλισται), auch bisweilen festungsartige Stationen (φυλακτήρια) befunden hätten. Ein geregelter, vom Staate geleiteter Postdienst vermittelte durch Kuriere den Verkehr. Auch zur römischen Zeit gab es auf dieser Strasse ungefähr 75 Kilometer von einander entfernte Gebäude mit Wohnräumen für die Reisenden und Ställen für die Relaispferde, die »Mansiones veredariorum« genannt wurden.*) Wenn sich nun auch aus römischer und byzanti-



Grundriss des Sultan Hans

*) Die römischen Beamten hatten hier auf Grund der Lex Julia freie Unterkunft. Cicero schreibt von der Reise nach Kilikien an Atticus, V. 16: »Scito ne modo nos foenum aut quod de lege Julia dari solet non accipere; sed ne ligna quidem, nec praeter quattuor lectos et tectum quemquam accipere quicquam, multis locis ne tectum quidem, et in tabernaculo manere plerumque.« Man bediente sich auf diesen Strassen des vierrädrigen Reisewagens. Vgl. Cicero ad Atticum, V. 17: »Hanc epistulam dictavi sedens in raeda.«

nischer Zeit längs dieser Strasse keine derartigen Gebäude mehr erhalten haben, so wird man doch kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass ihre Einrichtung und Bauart den sogenannten Xenodochia entsprochen hat, die sich noch in einigen Orten des Orients aus dem Mittelalter vorfinden. Das Karawanserai von Saloniki z. B. soll bis in das XII. Jahrhundert zurückreichen.*) Es ist ein viereckiges, äusserlich festungsartiges Gebäude mit einem einzigen Eingang. In seiner Mitte befindet sich ein Hof, den an drei Seiten die als Absteigequartiere oder Magazine dienenden Räume begrenzen, während die vierte, dem Eingange gegenüberliegende Seite Stallungen enthält. Als das Land unter die Herrschaft der Türken kam, werden es sich diese haben angelegen sein lassen, die für den Verkehr so nothwendigen Gebäude zu konserviren; bei der Errichtung von neuen derartigen Anlagen haben sie sich dann die aus der byzantinischen Zeit stammenden zum Muster genommen. Jedenfalls zeigen alle türkischen Hane Kleinasiens eine ähnliche Anlage, und der Sultan Han vergegenwärtigt als einer der bedeutendsten ihren Grundtypus am besten und anschaulichsten.

Sein Grundriss setzt sich aus zwei Theilen zusammen. An einen annähernd quadratischen Hauptheil, der aus einem rings umbauten Hof besteht, schliesst sich ein kleinerer, rechteckiger Bau an. Die Gesammtlänge beträgt 118,70 m, die Breite in der Front 60,63 m, auf der Rückseite 36,80 m. Ein reich mit Skulpturen verziertes Portal in der Mitte der Front stellt den Eingang dar. Die Aussenseite wird von einer Reihe von 24 theils recht-, theils achteckigen Thürmen flankirt und gestützt, von denen die an den Ecken stehenden grösser sind als die übrigen. Ausserdem haben die zwei in der Front, zu beiden Seiten des Portals befindlichen Thürme eine besondere Form. Die Stärke der Mauern beträgt durchschnittlich 2,55 m. Die Bauart gleicht der schon oben (pag. 58) näher beschriebenen, indem auch hier der Zwischenraum zweier aus Quadern (circa 1 m breit und 0,60 m hoch) gebildeter Wände durch eine Schicht von Feldsteinen und Mörtel ausgefüllt ist. Auch die Thürme, deren Seiten 4 resp. 3 m betragen, sind vollständig massiv. Die Portale sind mit skulpirten Platten verkleidet. Das Material der Quadern des Sultan Hans ist jungtertiärer Süsswasserkalk.**)

Der Hof im vorderen Theile des Hans ist mit grossen rechteckigen Steinplatten gepflastert, die theilweise eine hohe Erdschicht bedeckt. Er bietet noch mehr als die Aussenseite ein Bild der Verwüstung, zumal sich auf ihm mehrere niedrige Hütten angesiedelt haben.***) Seine nördliche Seite

*) Texier and Pullan a. a. O., pag. 130.

**) Edmund Naumann a. a. O., pag 12.

***) v. Moltke (a. a. O.): »Durch diese in einer solchen Gegend höchst überraschende Pforte tritt man in einen Hof der Verödung; die doppelte Reihe schöner Bogengänge ist meistens eingestürzt, und eine kleine Lehmhütte zwischen den Trümmern des Wartthurms ist der einzig bewohnbare Fleck.«

wird von 10 circa 10 m tiefen Tonnengewölben begrenzt, die sich im Spitzbogen, 7 m hoch, nach dem Hofe zu öffnen; zwischen diesen Räumen ist dann wiederum durch je zwei kleinere, circa 4 m hohe Bogen eine Verbindung hergestellt (Taf. XXXIV). Die gegenüberliegende Seite enthält mehrere, verschieden grosse Räume, die vom Hofe durch eine mit Pforten



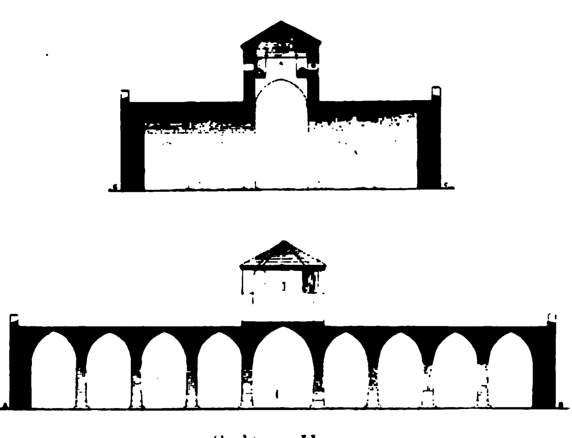
Moschee im Hof des Sultan Hans

versehene Mauer abgeschlossen sind. Auch hier beträgt die Höhe der Räume 7 m. In dem letzten Zimmer befindet sich eine Cisterne und in dem nördlich vom Portal gelegenen Raume ein Herd.

Die Mitte des Hofes nimmt ein auf einem Kreuzgewölbe ruhender, quadratischer Bau (6 qm) ein, der nur noch zum dritten Theil erhalten ist. Der über dem Gewölbe liegende Raum diente als Moschee, wie die reich mit Skulpturen verzierte Gebetsnische erkennen lässt. Eine Kuppel scheint dieses kleine Bauwerk oben abgeschlossen zu haben, wenigstens lassen die Stalaktiten in den Ecken des Raumes einen derartigen Abschluss

vermuthen (Taf. XXXVI). Wahrscheinlich hat eine Holztreppe an der Aussenseite den Zugang zu dem Gebetsraum vermittelt. Einen dem gleichen Zweck dienenden und gleichfalls in der Mitte des Hans gelegenen Bau haben wir schon in Ishakly kennen gelernt (Taf. VIII und pag. 20). In dem kleineren Ak Han befand sich dieser Gebetsraum nicht in der Mitte, sondern in einer Ecke des Hofes (pag. 11).

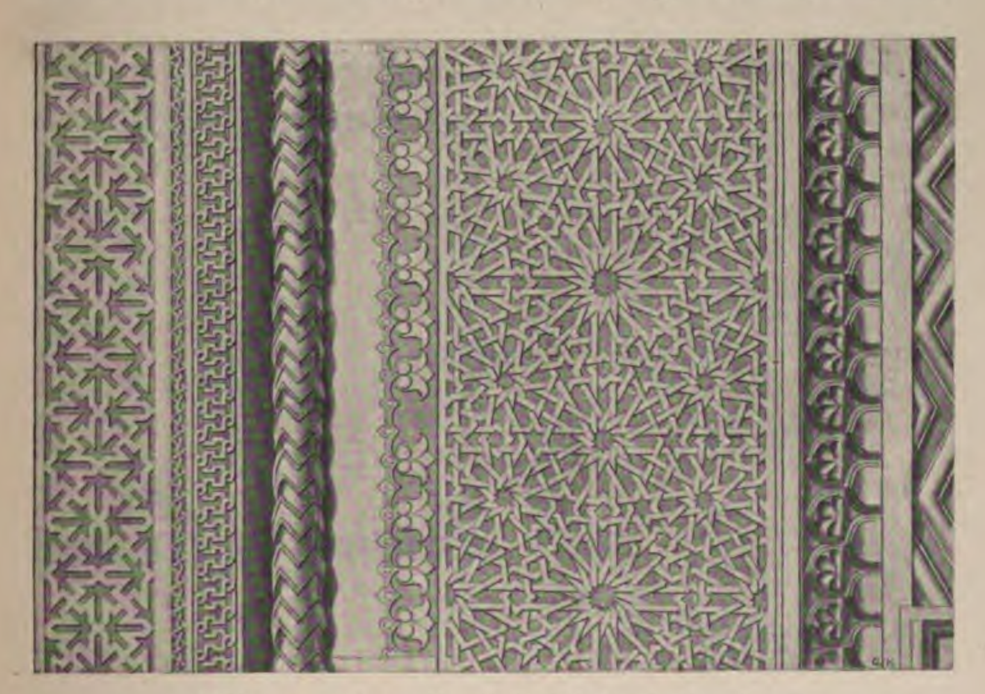
Ein zweites, jetzt vermauertes Portal (Taf. XXXV), das ebenfalls sehr reich mit Skulpturenschmuck bedeckt ist, führt zu dem anderen, geschlossenen Theile des Hans. In der Mitte der Längsachse läuft ein theilweise eingestürztes, 5 m breites Tonnengewölbe (11,50 m hoch), von dem aus auf jeder Seite je 9 niedrigere Tonnengewölbe (8 m hoch) rechtwinklig ausgehen, die ihrerseits wiederum durch je zwei Bogen unter einander verbunden sind. Ueber der Mitte befindet sich ein das Gebäude überragender Aufbau, der eine Kuppel umfasst. Aeusserlich ist hier der Uebergang vom Quadrat zum Achteck interessant. Dieser zweite Raum mit seinen auf 32 Pfeilern ruhenden Gewölben, mit der hohen Mittelhalle und dem krönenden Aufbau macht noch jetzt, trotz der theilweisen Zerstörung, einen imposanten Eindruck (Taf. XXXVII, XXXVIII). Die einzelnen Pfeiler betragen 1,25 qm im Querschnitt.



Sultan Han
Durchschnitte des westlichen Gebäudetheils

Die ornamentale Dekoration beschränkt sich auf den Haupttheil des Gebäudes, auf die beiden Portale, den kleinen Mittelbau und die Umrahmung der Thüren auf der südlichen und der Bogenhallen auf der nördlichen Seite des Hofes. In der Dekoration der beiden Portale hat die Kunst der Seldjuken das Vollendetste geleistet, dessen sie fähig war (Taf. XXXII, XXXIII). Die tiefe, von 2 Säulen flankirte Eingangsnische des Hauptportals öffnet sich im Spitzbogen und steigt im Stalaktitengewölbe auf. Verschiedene Borten, aus breiten, geometrischen Flächenmustern oder nur aus an einander gereihten sarazenischen Palmetten gebildet, umziehen das ungefähr 13 m hohe Rechteck des 3 m aus der Wandfläche vorspringenden Portalbaues. Im Innern der Nische zieht sich unter dem Zellengewölbe eine Inschrift hin, die besagt, dass dieser Han von dem bedeutendsten der seldjukischen Herrscher, dem Sultan Ala eddin Kai Kobäd I, im zehnten

Jahre seiner Regierung (1229) erbaut worden ist. Mit besonderer Sorgfalt sind die beiden kleinen Nischen, die sich in den Seitenwangen des Portals befinden, dekorirt worden, vor Allem durch die kleinen Säulen-Paare. Hier sind auch Einlagen von dunklem Marmor zur Verwendung gekommen; sie bilden den Grund, von dem sich ein zierliches Bandmuster wirkungsvoll abhebt. Ueber dem Eingangs-Portal, dessen reich ornamentirter Kielbogen sich leider nur bis auf einen kleinen Theil erhalten hat, befindet sich eine Inschrift, die nachträglich in die ursprüngliche Flächendekoration



Flächenmuster am Haupt-Portal des Sultan Hans

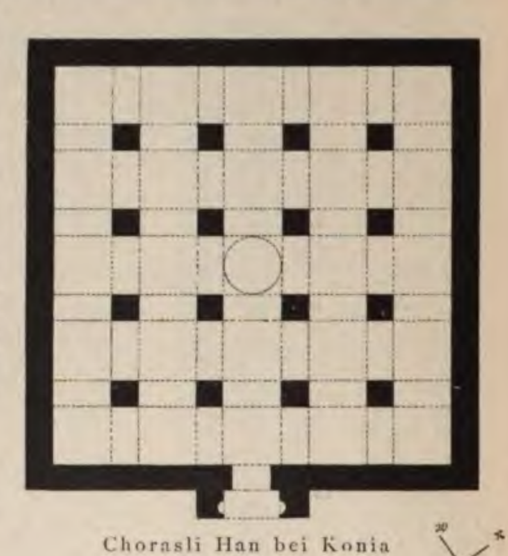
eingefügt zu sein scheint und diese demgemäss unterbricht. Sie besagt, dass der Han im Jahre 1278 vom Sultan Rias eddīn Kai Chosro III erneuert worden ist.*)

Ebenso sorgfältig ist ferner die Dekoration des in den zweiten, gewölbten Theil des Hans führenden Portals (Taf. XXXV), sowie diejenige des kleinen Moscheebaues ausgeführt (Taf. XXXVI); auch die Umrahmungen der auf der südlichen Hofseite befindlichen Pforten verdienen trotz ihrer Zerstörung hervorgehoben zu werden. Nur das werthvollste der in Konia erhaltenen

*) Diese Jahreszahl, oder vielmehr 1277, giebt Sterrett (a. a. O.) fälschlich als die Erbauungszeit des Sultan Hans an. W. F. Ainsworth. Travels and researches in Asia Minor. London 1862. pag. 190. Der englische Reisende liest die Jahreszahl 1264.

Denkmäler der seldjukischen Architektur, das Marmor-Portal der Kara Tai Medresse (Taf. XIX, XX), lässt sich der Dekoration des Sultan Hans an die Seite stellen.

Ausser der dem Sultan Han gleichenden Anlage eines rechteckigen Hofes, an den sich ein zweiter, kleinerer Gewölbebau anschliesst, finden sich einige aus der seldjukischen Zeit stammende Karawanseraien, die nur aus dem letzteren Theil, einem auf Pfeilern ruhenden Gebäude bestehen, wobei dann dieses meist in der Mitte mit einer Kuppel bekrönt ist. Ein Beispiel hierfür ist der Chorasli Han, nordöstlich von Konia, und der Susuz Han auf dem Wege von Adalia nach Isparta,*) wenn auch hier Gewölbeansätze und Mauervorsprünge an der Front das ehemalige Vorhandensein eines Vorhofes wahrscheinlich machen. Das Gleiche ist bei dem zwischen Konia und Doghanhissar liegenden Elkesik Han der Fall; auch hier scheint dem Gebäude ein Hof vorgelegen zu haben (vgl. Kap. VIII). Auch der Ewdir Han bei Termessos und der bei Adalia gelegene, unter Kai Chosro II (1236—46) erbaute Indjir Han zeigen im Wesentlichen dieselbe Anlage.**)



Chorasli Han bei Konia
Grundriss

Die Grösse und prächtige Ausführung des Sultan Hans dürften darauf zurückzuführen sein, dass er an einem strategisch und kommerziell gleich wichtigen Punkte des seldjukischen Reiches gelegen war. An dieser Stelle stiessen die drei von Ancyra (Angora), von Laodicaea (Ladik) und von Ikonium (Konia) kommenden Strassen zusammen, um in einer Tagereise nach dem östlich gelegenen Archelais (Akserai), einer der Hauptstädte des Sultanats, zu führen. Hier machten die grossen, nach Hunderten von Kamelen zählenden Handels-Karawanen Halt und fanden in den geräumigen Hallen des Gebäudes Unterkunft und reichlichen Platz. Die Führer der Karawanen, indische oder persische Kaufleute, nahmen in den Gemächern Quartier, nachdem sie ihr Gebet in der kleinen Moschee verrichtet hatten. »Schwerlich hat jemals ein Herrscher der kulturhistorischen Bedeutung des Handels eine so glänzende Huldigung dargebracht, wie Ala eddiṇ in

*) Abgeb. bei Lanckorónski. Städte Pamphyliens und Pisidiens. II, Taf. XXXIII.

**) Die Bauinschrift am Schluss des Kapitels.

diesem Bau, der jenen vollendeten Einklang von Schönheit und Zweckmässigkeit zeigt, den ein jedes Volk nur kurze Zeit auf der Höhe seines Kulturlebens zu erreichen weiss«.*)

Doch nicht nur in kommerzieller Beziehung war der Sultan Han von Wichtigkeit; er konnte auch dazu dienen, einer Truppe Unterkunft zu gewähren oder im Falle des Krieges Vorräthe und Lebensmittel aufzunehmen. Die ganze Bauart, die Stärke der Mauern, die kolossalen Thürme lassen darauf schliessen, dass das Gebäude auch als Festung gebraucht werden sollte. So hat es vielleicht in den seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts sich wiederholenden Einfällen und Kämpfen mit den Mongolen als militärischer Stützpunkt gedient. Jedenfalls ist der Han in dieser Zeit zerstört worden, denn der Seldjuke Rias eddīn Kai Chosro III rühmt in der oben erwähnten Inschrift, dass er »wegen seines Verfalls und Brandes den Bau dieses gesegneten Hans erneuert habe«. Wie sich bei allen, auch den rein weltlichen Einrichtungen und Schöpfungen der dem Islam angehörenden Völker Beziehungen zu ihrem Glauben und geheimnissvolle Andeutungen auf diesen finden, so scheint mir auch bei der Anlage der Hane der Grundriss des höchsten Heiligthums, der Moschee von Mekka, mitbestimmend gewesen zu sein. Wie sich hier in der Mitte des rechteckigen, von Säulenhallen umgebenen Hofes die Kaaba, das heilige Haus, ein quadratischer Bau mit dem eingemauerten schwarzen Stein, erhebt, so finden wir dort in dem rechteckigen Vorhof eine kleine Moschee. Noch heute haben moderne Karawanseraien Persiens in der Mitte des Hofes eine viereckige Estrade, auf der die Gläubigen ihre Gebete verrichten.**) Neben Konia besitzt Siwas, als eine der Hauptstädte des seldjukischen Reiches, hervorragende Baudenkmäler der seldjukischen Kunst. Auf der beide Städte mit einander verbindenden Strasse finden wir noch ein anderes, »Sultan Han« genanntes Karawanserai, zwischen Kaisarie und Siwas gelegen, das noch grössere Dimensionen hat — es ist 200 m lang und 100 m breit — und von einem Reisenden***) für das »schönste asiatische Beispiel arabischer Kunst« ge-

---

*) Dr. Alfred Körte. Anatolische Skizzen, Berlin 1896, pag. 33.

**) Pascal Coste. Monuments modernes de la Perse. Paris 1867: z. B. Das Karawanserai zu Passengan aus dem Jahre 1805.

***) Cte. de Cholet. Voyage en Turquie d'Asie, Paris 1892, pag. 66. »C'est une immense hôtellerie, connue sous le nom de Sultan Han et bâtie, croit-on, par le Sultan Suleiman afin de servir de lieu de repos aux voyageurs qui se rendaient de Césarée à Sivas. Avec le manque de sens pratique qui a souvent caractérisé les monarques orientaux, plutôt que d'échelonner sur la route plusieurs refuges confortables et bien bâtis qui eussent permis aux caravanes de trouver chaque soir un bon gîte, ce Sultan n'en fit construire qu'un seul, mais ce fut un véritable palais. L'immense rectangle qui le compose, de deux cents mètres de longueur sur cent de largeur, avec ses grosses tours carrées garnies de créneaux et de machicoulis, ses hautes portes délicieusement ouvragées, son vaste cloître qui règne dans tout l'intérieur, sa cour centrale, au milieu de laquelle se dresse une petite mosquée élevée sur un double portique tout à jour, est un des plus beaux spécimens asiatiques de l'art arabe.«

halten wird. Leider ist mir dieser »Sultan Han« bisher noch unbekannt, und ich möchte vermuthen, dass er nicht aus der Zeit Sultan Suleimans (womit wohl Suleiman der Prächtige [1520—66] gemeint ist) stammt, sondern auch von den seldjukischen Fürsten errichtet ist, die auf der ganzen Strecke, in Konia, Sultan Han, Akserai, Kaisarie und Siwas, überall hervorragende Baudenkmäler geschaffen haben. Uebrigens geht der Sultan Han von Tag zu Tag mehr dem Untergange entgegen, woran die Bauart der meisten seldjukischen Bauten die Hauptschuld trägt. Da die Verdachung der Mauern nicht mehr vorhanden ist, dringt die Feuchtigkeit



Der Sultan Han im Jahre 1840
(nach Ainsworth)

leicht in die Betonfüllschicht ein und treibt nun von innen her die Verblend-Quadern aus einander. Noch im Jahre 1840, als Ainsworth (a. a. O. I, pag. 193) den Sultan Han besuchte, war derselbe wenigstens so weit erhalten, dass er »einem armen, aber stolzen Bey und seinem Harem« als Wohnung dienen konnte. Dieser verbot dem Reisenden, das Gebäude zu betreten, und Ainsworth verfiel auf den Ausweg, sich als Arzt auszugeben. Diese Vorspiegelung brachte es auch zuwege, dass er auf einer auf dem Gebäude befindlichen Terrasse von dem Bey empfangen wurde und nach Verabfolgung einer Medizin das Innere des Gebäudes sich ansehen durfte. In dem Reisewerk von Ainsworth ist dem betreffenden Kapitel ein kleiner Holzschnitt des Sultan Hans beigegeben. Die Zeichnung ist sehr roh und,

was den Grundriss des Gebäudes betrifft, jedenfalls ungenau; denn hier ist der zweite, kleinere Theil grösser wie der Hauptheil und über denselben hervorspringend gezeichnet. Auch fehlen die charakteristischen Thürme; dafür ist neben der Kuppel ein hohes, jedoch an der Spitze zerstörtes Minare angegeben, was dann, wenn es überhaupt bestanden hat und hier nicht erfunden ist, jedenfalls nicht aus dem Mittelalter stammt, sondern eine Zuthat aus späterer Zeit sein dürfte.

Die Inschriften des Sultan Hans nach photographischen Aufnahmen gelesen, übersetzt und erklärt von Dr. B. Moritz.

1. Am Hauptportal oben über der Eingangsnische; vertiefte Buchstaben von ca. 1/2 Meter Grösse:

المنة لله

»die Güte ist Gottes«.

2. Die Bauinschrift, in Reliefbuchstaben von ungefähr 1/2 Meter Höhe, zieht sich innerhalb der Nische des Hauptportals an ihren drei Seiten, direkt unter dem darüber aufsteigenden Stalaktiten-Gewölbe, in einem friesartigen Streifen hin. Die Schriftzeichen sind in hohem Relief aus dem vertieften Grund der einzelnen Marmorplatten herausgearbeitet.

a) rechts: امر بعمارة هذا الخان المبارك السلطان

b) mitte: الاعظم شاهنشاه المعظم سيد سلاطين العرب والعجم علا الدنيا والدين

c) links: ابو الفتح كيقباد بن كيخسرو قسيم امير المومنين سنه ست وعشرين وستمايه

»Befohlen hat zu erbauen diesen gesegneten Han der erhabene Sultan und hohe König der Könige, Herr der arabischen und persischen Sultane 'Alâ eddunja weddin, der siegreiche Kai Ḳubâd, Sohn des Kai Chosro, Mitregent des Beherrschers der Gläubigen, im Jahre 626.«

3. Gleichfalls am Hauptportal befindet sich auf dem Deckbalken des Thorbogens unter der Inschrift 2 b in kleiner, eng gedrängter Schrift folgende Zeile:

جدد عمارة هذا الدرب المبارك بسبب الوهن والاحراق فى ايام
دولة السلطان الاعظم غياث الدنيا والدين ابى الفتح كيخسرو بن قلج
ارسلان خلد الله سلطانه على يدى العبد الضعيف المحتاج الى رحمة الله
سراج الدين احمد بن الحسن المتولى؟ وسيد؟ الممالك؟ فى سنة سبع
وسبعين وستمايه

»Erneuert wurde der Bau dieses gesegneten Hans wegen [seines] Verfalls und Brandes in den Tagen der Regierung des erhabenen Sultans Ghiâth eddunja weddîn, des siegreichen Kai Chosro, Sohnes des Kylyǵ Arslân, dessen Herrschaft Gott ewig dauern lasse, durch den schwachen, der Gnade Gottes bedürftigen Diener Sirâǵ eddîn Aḥmed, Sohn des Ḥasan, den Verwalter . . . im Jahre 677.«

Für »Han« ist hier der Ausdruck درب gebraucht. Eigentlich bezeichnet das Wort nur Strasse, dann speziell eine Strasse, die in das Land Rum führt.*) Der Armenierkönig Melîh Ibn Leon (d. h. Thoros) wird »Herr des Landes der Strassen« und »Herr der Festungen der Strassen« genannt.**) Gemeint sind damit die grossen Verkehrs- und Handelsstrassen, die von dem Westen (Byzanz) nach Syrien, Bagdad, Nordpersien und weiter nach Osten sowie Nordosten und Norden (Kipǵaḳ und Rûs) führten. Als im Jahre 1206 zwischen Kai Chosro I und dem griechischen Kaiser von Trapezunt Krieg ausbrach, waren in Siwas Kaufleute aus Syrien, Mosul, Gezîre und ʻIrâḳ versammelt, die durch Sperrung dieser Strassen grosse Verluste erlitten.***) An den Grenzen waren die Strassen durch Befestigungen geschützt; innerhalb der muhammedanischen Länder zogen sich Hane an ihnen entlang. Wie aus der Inschrift erhellt, scheint auch für diese Hane der Ausdruck درب üblich geworden zu sein.

*) Kâmûs s. v. كل مدخل الى الروم Vgl. auch Jakut, Muʻǵam, Bd. II, 562 ff.

**) Ibn il Atîr 11, 145 صاحب بلاد الدروب 11, 20 صاحب قلاع الدروب.

***) Id. 12, 94. Vielleicht sind aber hier spezieller die kilikischen Pässe gemeint.

4. Am Hauptportal in den kleinen Nischen zu beiden Seiten des Thor-Einganges:

a) rechts, unterhalb von 2a: السلطان المعظم علا الدنيا والدين

b) links, unterhalb von 2b: ابو الفتح كيقباد بن كيخسرو دام عزه

»Der erhabene Sultan ʿAlâ eddunja weddîn, der siegreiche Kai Kubâd, Sohn des Kai Chosro, möge seine Macht dauernd sein.«

5. In gleicher Anordnung wie Inschrift No. 2 an dem im Hofe befindlichen Portal:

a) rechts: امر بعمارة هذا الخان المبارك السلطان المعظم شا

b) mitte: هنشاه الاعظم مالك رقاب الامم سيد سلاطين العرب

والعجم سلطان بلاد الله حافظ عباد الله علا الدنيا والدين

c) links: ابو الفتح كيقباد بن كيخسرو برها[ن] امير المومنين شهر

رجب سنه ست وعشرين وستمايه

»Befohlen hat zu erbauen diesen gesegneten Han der hohe Sultan und erhabene König der Könige, der die Hälse der Völker hält, Herr der arabischen und persischen Sultane, der Sultan des Landes Gottes, der Beschützer der Diener Gottes, ʿAlâ eddunja weddîn, der siegreiche Kai Kubâd, Sohn des Kai Chosro, die Leuchte des Beherrschers der Gläubigen. [Im] Monat Reǵeb des Jahres 626.«

Aus diesen Inschriften ergiebt sich, dass der Sultan Han aus zwei verschiedenen Zeiten stammt, genauer, dass wir es mit seinem Bau und einem Neubau zu thun haben. Die Inschriften No. 2, 4, 5 lehren, dass der Han von Kai Kubâd im Jahre 626=1229 erbaut wurde; No. 5 präzisirt das Datum der Vollendung auf den Monat Reǵeb, also Juni d. J. Der Bauherr ist Kai Kubâd I, 1219—1236, unter welchem das Seldjukenreich von Rum seine, freilich nur kurze, Blüthezeit erreichte.*) Ueber seine Eroberungen in Armenien und Mesopotamien vergass der Sultan die innere Entwicklung des zu einer wirklichen Grossmacht herangewachsenen

*) Seine Geschichte ist ausführlich behandelt von Huart, Révue sémitique 1894, pag. 324 ff. zu Inschrift No. 23.

Reiches nicht. Besonders entwickelte er eine grossartige Bauthätigkeit. Es erstanden die grosse Moschee von Konia, die Mauern dieser Stadt und von Siwas, sowie die neuen Städte ʻAlâîje und Kubâdîje. Schon 1219 hatte er vom Chalifen Nâṣir den Titel Sultan und Stellvertreter der Chalifen für Rum, Armenien und Diârbekr erhalten, entweder gleichzeitig oder später den eines Mitregenten des Beherrschers der Gläubigen.*) Nur von diesem letzteren Titel macht er in den Inschriften Gebrauch im Gegensatz zu den schwulstigen Phrasen seines Sohnes Kai Chosro, der ihn 1236 ermorden liess.

Aus der Inschrift No. 3 ersehen wir, dass der Han später verbrannt und verfallen ist, vielleicht bei dem Mongoleneinfalle 1241 oder in den darauf folgenden Wirren.**) Unter der Regierung Kai Chosro III (1264 bis 1282)***) wurde er im Jahre 677 = 1278 wiederhergestellt, nachdem die Ruhe im Seldjukenreiche wiedergekehrt war, die durch den Einfall des ägyptischen Sultans Beibars im vorhergegangenen Jahre vorübergehend eine Störung erlitten hatte.

Die letzten Worte der Inschrift, Namen und Titel des Beamten enthaltend, der den Neubau leitete, sind ausserordentlich eng zusammengedrängt, sodass ihre Lesung nicht sicher ist, zumal da sie auf der Photographie im spitzen Winkel stehen.

Die über dem Portal des zwischen Adalia und Isparta gelegenen Indjir Han†) angebrachte Inschrift; nach einer von Herrn Dr. v. Luschan mir gütigst zur Verfügung gestellten Photographie gelesen, übersetzt und erklärt von Dr. B. Moritz.

1. امر بعمارة هذا الخان المبارك

2. السلطان الاعظم شاهنشاه المعظم مالك رقاب الامم

*) Huart, ibid, pag. 126.

**) Möglicher Weise auch im Jahre 1261/62, als Baidju, der mongolische Kommandant von Kars, unter dem Vorwand, rückständigen Tribut vom Sultan Kai Kâûs II zu fordern, in Kleinasien einbrach. Zwischen Akserai und Konia fand die Entscheidungsschlacht statt, in welcher trotz der Hilfe eines christlichen Corps unter der Führung des späteren Kaisers Michaël Palaeologus der Sultan Kai Kâûs II geschlagen und von den Siegern entthront wurde. Möglich ist es, dass die Schlacht beim Sultan Han selbst stattfand, der ja die Mitte des Weges zwischen Akserai und Konia bezeichnet. [F. S.]

***) Seine Geschichte kurz bei Huart, zu No. 37 (Révue sém. 1895, 214 ff).

†) Abgebildet: Gr. Lanckoronski. Städte Pamphyliens und Pisidiens I. Kapitel II, Fig. 154.

3. سيد سلاطين العرب والعجم سلطان البر والبحرين ذو القرنين الزمان اسكندر الثانى تاج

4. ال سلجوق غياث الدنيا والدين ابو الفتح كيخسرو بن كيقباد بن كيخسرو قسيم امير المومنين فى سنه ست وثلاثين وستمايه

»Befohlen hat den Bau dieses gesegneten Hans der erhabene Sultan und hohe König der Könige, der die Hälse der Völker hält, der Herr der arabischen und persischen Sultane, der Sultan des Festlandes und der beiden Meere, der Dsu'l ķarnēn der Zeit und zweite Alexander, Krone der Dynastie der Seldjuken Ghiāth eddunja weddin, der siegreiche Kai Chosro, Sohn des Kai Kobād, Sohnes des Kai Chosro, Mitregent des Beherrschers der Gläubigen, im Jahre 636.«

Die Inschrift erscheint auf der Photographie stark beschattet und ist deshalb nur schwer lesbar, zumal das Datum. Mit völliger Sicherheit vermag ich von letzterem nur die Worte ستمايه und ست »6.6« zu lesen. Von der Jahreszahl glaube ich die Buchstaben لا zu erkennen, woraus sich die Ergänzung zu ثلاثين von selbst ergiebt. Da Kai Chosro II von 634 bis 644 regiert hat,*) so kann überhaupt keine andere Lesung in Betracht kommen.

Als Zeit der Erbauung des Hans wäre demnach das Jahr 636 = 14. August 1238 bis 2. August 1239, das dritte Regierungsjahr des Sultans, anzusehen.

Seine Titel sind pomphafter als die seiner Vorgänger. Er nennt sich den Dsu'l ķarnēn seiner Zeit und zweiten Alexander, wozu in der Inschrift von Egherdir (vgl. Kapitel XII) noch der weitere, mit Rücksicht auf seinen Namen gewählte Titel »der Chosro (Anuschirwan) dem Gerechten gleiche« kommt. Dergleichen Titel scheinen auch in der Anrede an die Sultane gebraucht worden zu sein. So sagt ein Beamter des Kylydj Arslân II zu diesem:**) انت من اعظم السلاطين

*) Siehe pag. 41; zu beiden Seiten des Portals ist das auch auf seinen Münzen gebrauchte Wappen des Sultans angebracht: der schreitende Löwe mit der hinter ihm stehenden Sonnenscheibe. Ueber diese Darstellung vgl. pag. 39. [F. S.]

**) Ibn il Atîr 11, 176. ed. Cair.



VII. KAPITEL

DIE SALZSTEPPE UND DER GROSSE SALZSEE

Um 4 Uhr verliessen wir den Sultan Han, passirten eine sumpfige Niederung, durch deren Mitte ein Bach nach Norden fliesst, und erreichten gegen 7 Uhr den Ak Han (Weissen Han), wiederum ein in Trümmern liegendes Karawanserai der seldjukischen Zeit. Auch hier sind Reste von massiven Thürmen, welche die alten Umfassungsmauern umgeben.

Die Strecke vom Sultan bis zum Ak Han ist grösstentheils angebaut und war von Landleuten stark belebt; auch eine grosse Zahl der oben beschriebenen zweiräderigen Karren, die mit Grünfutter beladen waren, zog an uns vorbei. Ich nahm mit dem Moment-Apparat mehrere der vorüberziehenden Gruppen auf. Originell war das Benehmen zweier Jürüken-Weiber, die auf ihren Eseln daherkamen; die ältere von ihnen hielt, als sie meine Absicht merkte, an und liess sich ruhig photographiren, während die jüngere mit lautem Geschrei, ihren Stock drohend erhoben, von dannen ritt, freilich ohne dadurch meinem Apparate zu entgehen, der noch flinker war, als ihr Eselchen.

Nicht weit vom Ak Han war eine Jaila, die Hütten des eine Stunde weiter nördlich gelegenen Turkmenen-Dorfes Amarat. Ein Unterkunftshaus war nicht vorhanden; so wurde denn beschlossen, diese Nacht im Freien zuzubringen. Ungefähr 200 m von den Hütten entfernt machten wir Halt. Bald stellten sich die Aeltesten des Dorfes ein, schöne, malerische Gestalten. Der Oberste der Gemeinde, ein noch jugendlicher Mann mit

Kopfleiste: Salzpyramiden in Tossun am Grossen Salzsee.

langem, schwarzem Vollbart, liess uns durch unsern Dolmetsch sein Bedauern ausdrücken, dass sie auf der Jaila kein Unterkunftshaus hätten; er würde jedoch so viel Decken, als wir nur haben wollten, und auch Essen für uns und die Leute herbeischaffen lassen.

Das erstere Anerbieten nahmen wir dankbar an und waren bald mit einer Fülle jener weissen, buntbemalten Filzdecken versehen, wie sie die Turkmenen selbst verfertigen. Unsere Leute liessen sich die gespendete saure Milch und die üblichen Brotfladen bestens schmecken, wobei sie im Kreis



Jürüken-Weiber in der Salzsteppe

um die Schüssel sassen und die Milch mit dem dünnen Brote ausschöpften, während unsere Mahlzeit ein paar von Nikola vortrefflich zubereitete Rebhühner, die Jagdbeute des Tages, bildeten.

Ein prachtvolles Schauspiel war hier der Sonnenuntergang. Kein Wölkchen bedeckte den Himmel, keine Anhöhe hemmte den Blick über die unendliche Ebene, und nur im Osten unterbrach der Kegel des Hassan Dagh, von den Strahlen der sinkenden Sonne getroffen und grell beleuchtet, den unbeschränkt freien Horizont. Kurze Zeit noch, nachdem die Sonne den Blicken geschwunden war, erglühte der Himmel in seiner Farbenpracht weiter; dann senkte sich die Dämmerung herab, und nur die Bergpyramide im Osten erglühte noch eine Zeit lang in violettem Lichte. Wir sassen noch lange am Feuer beisammen und genossen die angenehme Kühle nach dem heissen Tage und die wohlthuende Ruhe nach anstrengender Arbeit, während über uns der Himmel in seltener Klarheit seinen funkelnden

Sternenmantel ausbreitete, und der tiefe Friede nur dann und wann durch die Hunde der in der Nähe kampirenden Heerden unterbrochen wurde, welche unsere Lagerstätte umkreisten.

Ebenso klar und schön, wie der vorhergehende Tag zur Neige gegangen war, brach der folgende an (29. Juni); aber während am Abend die Jaila in tiefstem Frieden lag, machte sich jetzt am frühen Morgen ein reges Leben und Treiben bemerkbar. Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern wurden zur Tränke an den Ziehbrunnen geführt, dessen hohe Stange einsam in die Luft ragte; mit lautem Gebell begleiteten die Hunde die auf ihre Weideplätze ziehenden Thiere. Wieder kamen die Aeltesten des Dorfes, deren Bekanntschaft wir schon am vergangenen Abend gemacht hatten, und setzten sich, indess wir unser Frühstück nahmen, zu uns. Sie hatten durch unsere Leute in Erfahrung gebracht, dass einer von uns ein Hakim (Arzt) wäre, und da hatte denn jeder über irgend ein Leiden zu klagen, dem Dr. Osborne durch Rath und durch Mittel, soweit Letzteres unsere Reiseapotheke gestattete, abzuhelfen suchte. Einige Väter brachten ihre kranken Kinder, und wir hatten wieder einmal Gelegenheit, die Zärtlichkeit und Sorgfalt zu bewundern, mit der sich die Männer ihrer Sprösslinge annahmen. Die Liebe zu den Kindern und die Gastfreundschaft sind ja bekanntlich die Haupttugenden der Turkmenen. Auch von letzterer Eigenschaft hatten wir uns durch die liebenswürdige Aufnahme eben erst überzeugen können. Mit Worten des Dankes schieden wir von den freundlichen Leuten und konnten nicht einmal durch ein Geldgeschenk unserer Erkenntlichkeit Ausdruck geben, da wir sie damit, wie man uns versicherte, gekränkt haben würden.*)

Um 6 Uhr brachen wir auf. Der Weg ging zunächst durch theilweise angebautes Land über einen ausgetrockneten Wasserlauf und brachte uns gegen 9 Uhr an einen stark fliessenden, breiten Bach, den vom Hassan Dagh herabkommenden Bajaz Su (Weiss-Wasser). Als unser Wagen über die steil aufsteigende Steinbrücke polterte, machte sich auf beiden Seiten an den Uferrändern eine eigenartige Bewegung bemerklich: zahllose Schildkröten, die sich hier friedlich gesonnt hatten, suchten, von dem Geräusch unseres Kommens erschreckt, schleunigst das Wasser zu gewinnen. Von der Brücke aus konnten wir im Südosten die Gestalt des nahen Hassan Dagh deutlich sehen und bemerken, dass sich der ehemalige Vulkan in zwei spitz zulaufenden Kegeln aus der Ebene erhebt. Von ihm aus erstreckt sich ein kahler, niedriger Gebirgszug bis zu der östlich vor uns liegenden Stadt Akserai, die schon von Weitem durch den grünen Kranz der sie umgebenden Gärten kenntlich war.

*) Die lykaonische Steppe wird viel von Kurden und Turkmenen bewohnt, die zur Zeit, da Ainsworth im Jahre 1832 hier reiste, in heftiger Fehde mit einander lagen.

Wie in Konia hatten wir erst eine lange, von niedrigen Hütten eingefasste Vorstadtstrasse zu passiren, ehe wir den eigentlichen Ort und den in seinem Mittelpunkt gelegenen Han — den einzigen, einem Griechen gehörenden Gasthof des Städtchens — erreichten.

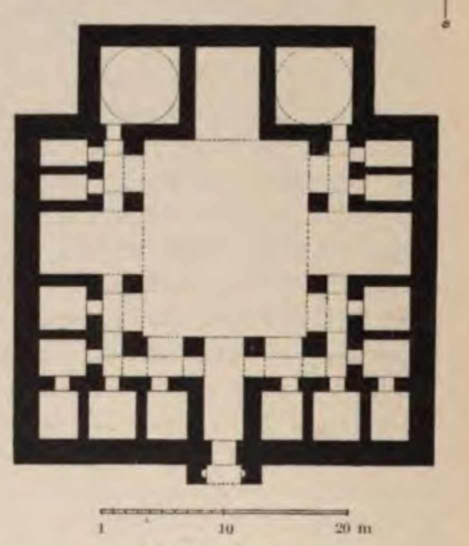
Akserai, das antike Archelais, hatte seine Blüthe in der byzantinischen und noch mehr in der seldjukischen Zeit, wo es eine der bedeutendsten Städte des Sultanats von Ikonium war. Aus ihrem Namen, der »das weisse Schloss« bedeutet, schliesst man (Ainsworth a. a. O.), dass sie die Sommerresidenz der seldjukischen Sultane gewesen ist. Mit ihren schattenspendenden Gärten und ihrem Wasserreichthum war die Stadt als Aufenthalt während der heissen Monate mehr geeignet, wie die Hauptstadt Konia. Ibn Batuta*) schildert die Schönheit und Bedeutung des Ortes zu seiner Zeit, im Anfang des XIV. Jahrhunderts. Heute hat er ca. 2500 Einwohner, von denen ein Fünftel Armenier sein sollen, und ist der Sitz eines Kaimakams.

Nach dem tagelangen Marsche durch die öde lykaonische Steppengegend nimmt Akserai den Reisenden zunächst für sich ein. Man freut sich über die prächtigen Nussbäume in den Obstgärten und über die üppige Vegetation (meist Pappeln und Weiden) an den Ufern des die Stadt durchfliessenden Baches, eines Zuflusses des Bajaz Su, Irmak (Fluss) genannt (Taf. XLI). Freilich, bei näherer Betrachtung macht der Ort selbst heute keinen erfreulichen Eindruck mehr. Die modernen Häuser sind meist armselig, und die mittelalterlichen prächtigen Bauten liegen in Ruinen. Dieser Verfall scheint ganz besonders im Laufe dieses Jahrhunderts eingetreten zu sein; denn Ainsworth sah noch im Jahre 1840 zahlreiche prächtige Bauten frühtürkischen Stils fast vollständig erhalten. In gutem Zustande ist heute eigentlich nur noch die Karaman Oglu Djami, eine quadratische (37,5 m lange), auf 16 Pfeilern ruhende und mit zwei flachen Kuppeln überdeckte Anlage. Das anscheinend aus dem XIV. Jahrhundert stammende Gebäude ist gut erhalten; das Portal scheint renovirt zu sein. In dem Vorhof, von dem aus sich ein besonders hohes Minare erhebt, befindet sich eine zierliche, von Bäumen beschattete Brunnen-Anlage, und davor dehnt sich der weite, öde Marktplatz aus (Taf. XLII).

*) a. a. O. pag. 285. »Akserai, une des villes les plus belles et les plus solidement bâties du pays de Roum. Des sources d'eau courante et des jardins l'entourent de tous côtés; trois rivières la traversent, et l'eau coule près de ses maisons. Elle a des arbres et des ceps de vignes, et elle renferme dans son enceinte un grand nombre de vergers. On y fabrique des tapis de laine de brebis, appelés de son nom, et qui n'ont leurs pareils dans aucune autre ville. On les exporte en Egypte, Syrie, dans l'Irâk, dans l'Inde, à la Chine et dans le pays des Turcs. Cette ville obéit au roi de l'Irâk. Nous y logeâmes dans la zâouiah du chérif Hoceïn, lieutenant de l'émir Artena. Celui-ci est le représentant du roi d'Irâk, dans la portion du pays de Roum dont il s'est emparé.«

Ein interessanter Bau ist die Ibrahim Bey Medresse, die leider in Trümmern liegt, deren Grundriss jedoch als ein Typus derartiger Schul-Anlagen bezeichnet werden kann. In der Mitte der den quadratischen Hof umgebenden Halle öffnen sich vier grosse Nischen, deren Portal, wie stets, rechteckig emporsteigt und mit geometrischem Ornament bedeckt ist (Taf. XLIII). Es sind dieselben Formen, die an den seldjukischen Bauten Konias auch sonst vorkommen. Das Ganze ist aus schönen Marmorquadern errichtet; in einer der Nischen sind die letzten Spuren ehemaligen, blauen Fayence-Mosaiks vorhanden, während eine andere den von Tüchern bedeckten Sarkophag eines heiligen Mannes birgt.

Noch stärker als diese Medresse ist ein inmitten der Stadt liegender, mittelalterlicher Han der Zerstörung anheimgefallen. Von ihm sind nur noch die Aussenmauern und Reste der auch hier wieder in der Mitte des Hofes befindlichen kleinen Moschee erhalten.



Medresse des Ibrahim Bey in Akserai
Grundriss

Die gesammte Jugend des Ortes war uns hierher gefolgt, und wir hatten uns vor der beim Photographiren doppelt unangenehmen Belästigung nur dadurch retten können, dass wir die Pforte von Innen verschlossen; trotzdem erstiegen einige verwegene Burschen die hohe Aussenmauer der Medresse, um die sonderbaren Fremden beobachten zu können, und alles schloss sich an, als wir uns weiter in den jenseits des Flusses gelegenen Stadttheil begaben, zu dem drei prächtige gewölbte Steinbrücken hinüber führen. Hier hatte ein Minare schon von Weitem unsere Aufmerksamkeit gefesselt. Es ist mit einer Auswahl des verschiedenartigsten Ziegel-Mosaiks bedeckt und zeigt eine seltene Mannigfaltigkeit der Muster und Motive. Die Spitze des Minares ist abgebrochen; trotzdem beträgt seine stattliche Höhe noch immer ca. 100 Fuss. Die zugehörige Moschee hat von dem bunten Schmuck ihres Minares den Namen Nakaschi Djami (bunt gearbeitete Moschee) erhalten.

Von den übrigen älteren Gebäuden Akserais ist noch ein in Ruinen liegendes Bad, die gleichfalls zerstörte Jussuf Haschische Tekke mit zwei schönen Kuppelräumen, sowie endlich ein kleines, an der Strasse nach dem Sultan Han gelegenes Gebethaus zu nennen, in dessen freilich stark

mitgenommener Fassade drei im Kielbogen geschlossene Blenden angebracht sind. Das Ganze ist mit rothen unglasirten und blauen glasirten, äusserst schmalen Ziegeln bedeckt, die ein geometrisches Muster bilden. Zwischen den einzelnen Steinen liegt eine weisse, auffallend grosse Kalkschicht. Mehrere Flächen sind ausserdem mit blauem Fayence-Mosaik ausgefüllt. Die ganze Fassade ist auch in ihrem jetzigen Zustande noch von höchst malerischer Wirkung.

Die Häuser der Armenier zeichnen sich vortheilhaft vor den übrigen Bauten aus neuerer Zeit aus. Auf dem zur armenischen Kirche gehörenden Friedhofe fanden wir eine griechische Grabinschrift und vor der Nakaschi Djami eine Säule, die, wie die Inschrift besagt, einst als römischer Meilenstein gedient hat.



Der Hassan Dagh bei Akserai

Am folgenden Tage (30. Juni) verliessen wir Akserai mit der Absicht, von hier aus einen Abstecher nach dem Grossen Salzsee (von den Türken Tuz tschölü d. h. Salzsteppe, Tuz Göl d. h. Salzsee, Adschy Göl d. h. Bittersee oder einfach Tuzla d. h. das Salzerne genannt) zu machen, dessen Südende auf der Kiepert'schen, dem Sterrett'schen Buche beigegebenen Karte ca. 10 km nördlich von dem mittleren Wege zwischen Akserai und Sultan Han angegeben ist. Gegen Mittag erreichten wir wiederum den Ak Han bei der Turkmenen-Jaila, wo wir die Nacht vom 28. zum 29. Juni zugebracht hatten, und hofften, dass sich von hier aus ein Weg nördlich zum See abzweigen würde. Da wir keinen solchen fanden, und auch bei den Einwohnern nichts von einer dorthin führenden Strasse bekannt war, beschlossen wir, vorerst zum Sultan Han zurückzukehren.

In Akserai war das Auge wieder einmal durch grüne Vegetation erfreut worden: so machte denn jetzt die Steppe einen wo möglich noch monotoneren Eindruck, wie bei der Hinfahrt. Hierzu kam, dass wir damals stets ein Gebirge, den Hassan Dagh, vor Augen hatten, während jetzt der Blick nirgends einen Ruhepunkt fand. Hier empfanden wir die treffende Richtigkeit von Moltkes Schilderung, der ebenfalls von Akserai aus die lykaonische Steppe durchzogen hat.*) Gleich ihm und Sterrett**) hatten auch wir öfters Gelegenheit, das Phänomen einer Luftspiegelung, einer Fata Morgana, zu beobachten, eine Folge der durch verschiedene Wärmezustände der Luftschichten hervorgerufenen Brechung der Lichtstrahlen. Gegenstände, die sich eigentlich unsichtbar unter dem Horizont befinden, erscheinen hier in schwankender Bewegung über demselben, gleichsam wie Inseln oder Ufer eines vor ihnen liegenden Sees. Im Anfang hatten wir uns durch diese Erscheinungen täuschen lassen und geglaubt, den Salzsee schon vor uns zu haben, bis wir an der häufigen Wiederholung eine Luftspiegelung erkannten.

Eine vorzügliche Beschreibung dieser monotonen Landschaft giebt Ritter (a. a. O. I, pag. 69). »Die Fata Morgana mit ihren gaukelnden Metamorphosen und ihren tausendfältigen Brechungen der Lichtstrahlen in den unteren dunsterfüllten, vor Gluthhitze zitternden Luftschichten dieses unabsehbaren, sanftwelligen Flachbodens hatte überall ihren Thron aufgeschlagen. Leise Steppenwinde trugen dazu bei, diese zauberischen Phantasmen weit über die welligen Höhen vor dem Wanderer von Strecke zu Strecke fortzuwehen, so dass vertrocknete Anger, Binsenstellen, schwarzer Erdboden, hier und da gelbe Stoppelfelder und andere geringste Erhöhungen zu Riesen über wassergleichen Luftschichten umgestaltet wurden, oder die Vulkankegel, umgekehrt gebrochen, zu Bergen und Kastellen geworden, leicht Thiere und Menschen in die Irre führen. Auch die sonst wohl hier und da wassergebenden Brunnen der Wüste sind dann ganz ausgeleert. Wo der durch Hitze aufgeborstene nackte Erdboden etwa noch mit geringer Schlammdecke der verdunsteten Feuchte oder mit Fruchterde überzogen

*) v. Moltke (a. a. O.) pag. 334: »Die Ebene, welche sich von Akseraj bis Koniah ausbreitet, sieht dem Meere ähnlicher als dem Lande; dreissig Stunden weit erblickt der Wanderer keinen Baum, keinen Strauch und meilenweit kein Dorf, kein Haus und kein Ackerfeld. Es ist die ebenste Ebene, die ich gesehen, und nur am fernsten Horizont zieht sich ein blasser Streifen blauer Berge, die wie auf der See in der Luft zu schweben scheinen; es findet eine Spiegelung statt, welche entfernte Objekte emporhebt und vergrössert; je mehr man sich nähert, je mehr nimmt ihre Grösse ab, und nachdem man zwei oder drei Stunden geritten, sieht der Gegenstand kleiner und ferner aus als zuvor, gerade als ob man sich um ebenso viel Stunden entfernt hätte.«

**) Sterrett (a. a. O.) pag. 225: »The plain is absolutely level, and the thirsty traveller is mocked on all sides by the Fata Morgana, promising water near at hand; but the promised water recedes continually, and finally turns out to be nothing but a deceptive mirage.«

bleibt, wachsen höchstens noch sparsame Salzkräuter, bittere holzige Absynthien, dürre Lavendelstengel, die auch dem Kamel nur geringe Nahrung bieten, oder wenigen Schafen das Leben fristen können; die völlig schattenlose Fläche, durch keinen einzigen Busch oder Baumwuchs unterbrochen, wird zu einer trostlosen, melancholischen, unerträglichen Einöde.«

Auf dem Wege zwischen Akserai und Konia sammelten wir die wenigen Pflanzen, die dem mit einer weisslichen Salzablagerung bedeckten Boden entspriessen. Am häufigsten fanden wir eine wohlriechende Salvien-Art mit gelben Blüthen, unter der wohl »das gestruppartige Kraut« zu verstehen ist, von dem Moltke (a. a. O.) erzählt, dass es »die Kühe sehr lieben, und dass es unter den Hufen der Pferde einen überaus angenehmen Geruch verbreite. In Konia bereitet man ein Oel aus dieser Pflanze.« Ferner sahen wir sehr häufig Salicornien, Wermuthpflanzen und einige Distelarten auf dem trockenen Boden, während an den wenigen sumpfigen Stellen gelbe Schwertlilien und eine roth blühende Gladiolus-Art die charakteristischsten Blumen waren.*)

Der Boden ist hier stellenweise vollständig unterwühlt von den Röhren und Gängen der Sandrennmäuse (Psammomys obesus), einem röthlichbraunen Thiere mit gelbem Bauch von der Grösse unserer Wanderratte, doch ohne deren langen Schwanz. Besonders Morgens und Abends, wo sie sich meist ausserhalb der Baue befinden, hatten wir Gelegenheit, die possirlichen Thiere zu beobachten, die sich bei unserem Nahen kerzengerade auf die Hinterbeine setzten und so unbeweglich einige Zeit verharrten, um dann plötzlich pfeilschnell dem sicheren Loch zuzueilen. Sie sind jedenfalls eine Hauptnahrung für die zahlreichen Raubvögel, die sich allenthalben in der lykaonischen Ebene vorfinden; wir sahen u. a. die verschiedensten Arten von Falken, Bussarden, Habichten und Adlern. Von dem Menschen hat das Raubzeug hier nichts zu fürchten, da der Türke kein Thier zu tödten pflegt, das ihm nicht zur Nahrung dient; und mit erstaunlicher Dreistigkeit bleiben grosse Adler ruhig am Wege sitzen, bis man in ihre nächste Nähe gekommen ist.

Am Nachmittag erreichten wir den Sultan Han und hatten Zeit genug, das prächtige Bauwerk noch einmal eingehend zu betrachten und zu bewundern. Der Eindruck war diesmal womöglich noch grösser, wie beim ersten Male, als wir uns nach dem Marsch durch die monotone Steppe plötzlich der Fassade und ihrem herrlichen Portalbau gegenüber fanden.

---

*) Der Botaniker Herr Dr. Müller, Privatdocent an der Kgl. Technischen Hochschule in Berlin, hat die Güte gehabt, unter den von mir in der Salzsteppe gesammelten Pflanzen folgende Arten zu bestimmen: Artemisia, Colutea, Cissus, Dianthus, Digitalis, Erica, Galium, Gladiolus, Helianthemum, Iberis, Salvia, Scabiosa, Statice, Thymus, Xeranthemum.

Vor Sonnenuntergang unternahmen wir noch in dem östlich vom Dorf befindlichen Bruch einen Jagdausflug auf Trappen, die sich hier mehrfach gezeigt hatten; leider kamen wir nicht zu Schuss. Zur Nacht fanden wir in einem der verlassenen Häuser saubere Unterkunft.

Als wir am nächsten Morgen (1. Juli) um $5^{3}/_{4}$ Uhr aufbrachen, wusste uns auch hier keiner der Bewohner einen nach dem Salzsee führenden Weg anzugeben; nur eine in nordwestlicher Richtung nach Eski Il (der alte Stamm) führende Strasse war ihnen bekannt. Diese schlugen wir ein und hatten bald die angebauten Felder hinter uns, auf die wiederum die Steppe folgte. Durch eine Mulde und das Bett eines jetzt ausgetrockneten Wasserlaufes erreichten wir gegen 8 Uhr das Dorf Dewejuklu (Kamelhöcker). Hier stiessen wir auf den stark fliessenden Bach, den wir vor einigen Tagen in seinem Oberlaufe bei Eschme kaja getroffen hatten; er eilt von hier in NO-Richtung dem Salzsee zu und verwandelt während der Regenzeit das umliegende Terrain in einen undurchdringlichen Sumpf, weswegen Ainsworth im April 1840 von hier aus nicht direkt nach Akserai ging, sondern auch den Umweg über Sultan Han machen musste. Inmitten des ca. 25 Häuser zählenden kleinen Dorfes liegen die Trümmer eines rechteckigen Gebäudes, dessen Umfassungsmauern theilweise erhalten sind. Es diente im Jahre 1840 noch als Moschee; jetzt hätte ich es eher für die Ruine eines frühtürkischen Hans gehalten. Einige griechische Inschriften christlicher Zeit fanden wir vermauert, ferner Grabsteine mit Kreuzen und jenen geometrischen Verzierungen, wie sie aus der byzantinischen Architektur Syriens*) aus dem V. bis VII. Jahrhundert bekannt sind. Der Ansiedlung gegenüber, auf der anderen Seite des Baches, erhebt sich eine Anhöhe (ca. 30 m hoch), auf der jedenfalls der Standort der ehemaligen Akropolis gewesen sein dürfte. Ist hier vielleicht das antike Soatra zu suchen, das man auch in dem westlich gelegenen Süwerek vermuthet hat? Ainsworth, zu dessen Zeit jedenfalls noch mehr antike Ruinen wie heute vorhanden waren, nennt den Ort »Uyuk Bowat« und hält ihn für das antike Perta. Dieser Ort lag jedenfalls im nördlichen Lykaonien auf dem Wege von Archelais (Akserai) nach Pessinus (Bala Hissar bei Siwri Hissar); doch ist bisher die Lage noch nicht fest bestimmt worden.**)

Vielleicht hat man Perta an der Stelle des heutigen Turkmenen-Dorfes Eski Il zu suchen, das wir nach einem weiteren Marsche von dreiviertel Stunden erreichten.

Es umfasst ca. 500 Häuser und war ebenfalls fast vollständig von seinen Bewohnern verlassen. In den auffallend breiten Strassen waren die Eingänge zu sämmtlichen Häusern verschlossen oder durch vorgelegtes Strauch-

*) Vgl. Vogüé a. a. O.

**) Vgl. Ramsay a. a. O. pag. 344.



Brunnen in der Salzsteppe

werk versperrt. Bei der hochstehenden Mittags-Sonne fanden wir nirgends einen schattigen Platz, um uns niederzulassen, und machten endlich ausserhalb des Dorfes neben dem Friedhof für eine Stunde Halt, um unser Frühstück zu verzehren. Die kolossale Ausdehnung des Gräberfeldes zeugte von der Grösse dieser Ansiedlung, die, wie aus den vorhandenen spätrömischen oder byzantinischen Skulpturfragmenten hervorgeht, in frühe Zeit zurückreicht. Endlich erschienen auch die wenigen Männer, die im Dorfe zurückgeblieben waren und hier während des Sommers trotz der Trockenheit der Gegend vom Fieber gequält werden. Einer von ihnen bot sich an, uns nach dem am Salzsee gelegenen Dorf Tossun (Stier) zu begleiten.

Hinter Eski Il, das wir um die Mittagszeit verliessen, wurde eine sumpfige Strecke auf einem Damm durchschritten, und um 1 Uhr erreichten wir das aus ca. 30 Häusern bestehende Dorf Tuzun (nicht mit dem eben genannten, am Salzsee gelegenen Tossun zu verwechseln). Ainsworth sah an diesem Ort, den er »Tuzun Uyuk« (Peace Mount) nennt, einige aufrecht stehende Säulenschäfte und verlegt hierher das antike Congustos. Von diesen antiken Fragmenten ist heute nichts mehr vorhanden. Die Lage von Congustos ist auf dem Wege Archelais—Pessinus nicht gesichert, und es ist nicht ausgeschlossen, dass man es auf einem anderen, westlicheren Wege zu suchen hat.*) Weiterhin kamen wir an einer Quelle und einem der landesüblichen, ausserordentlich tiefen Brunnen vorüber, die von Schaf- und Ziegen-Heerden belagert waren. Der Erdboden nahm immer mehr Steppencharakter an, sogar die dürftige Vegetation von einigen Salzpflanzen und Distelarten hörte nun auf, und ein weisslicher Salzniederschlag bedeckte den durch Sonnenbrand ausgedörrten und zerrissenen Boden. Nur langsam

*) Vgl. Ramsay a. a. O. pag. 361.

7*

schleppte sich der Wagen durch die Ebene hin, aus der im Westen einige isolirte Bergkuppen und im Südosten der spitze Kegel des Hassan Dagh emportauchten. Gegen 4 Uhr sahen wir in einiger Entfernung zu beiden Seiten des Weges weisse Flächen, die den Eindruck von Wasserbecken machten. Dr. Osborne, der das westlich gelegene Becken aufsuchte, konstatirte, dass dieser ca. 4 qkm grosse See vollständig ausgetrocknet war, während ich den östlichen, der bedeutend grösser zu sein schien, wenigstens theilweise trocken fand. Eine dicke weisse Schicht bedeckte auch hier die Oberfläche. Schaaren von Rostgänsen liessen die ungefähr 250 m entfernte Stelle erkennen, wo das Wasser seinen Anfang nahm. Bald gelangten wir durch eine ausgetrocknete Senkung, die wohl während der Regenzeit eine Verbindung zwischen den beiden Seen herstellt. Bald tauchte fern am Horizont im Norden eine Reihe von weissen Zelten auf; erst, als wir diesem vermeintlichen Zeltlager im Verlauf einer Stunde näher gekommen waren, erkannten wir dasselbe als grosse Salzpyramiden, wie wir sie — aus dem Meersalz gewonnen — bei Cordelio am Meerbusen von Smyrna gesehen hatten. Kamelheerden weideten in der Nähe auf der mageren Grasnarbe, die das von den Seen aus allmählich ansteigende Terrain bedeckte. Endlich gegen 6 Uhr hatten wir ein paar Häuser und bald darauf auch die Salzberge erreicht. Ihnen gegenüber erhob sich ein zweistöckiges Gebäude, der Konak des Mudirs, der die Salzgewinnung zu beaufsichtigen hat, während die anderen Häuser einer ihm beigegebenen Abtheilung Gendarmen als Wohnung dienten. Die ganze Ansiedlung wird Tossun genannt. Im Süd-Westen war Dondurma, ein grösseres, von Kurden bewohntes Dorf, sichtbar; der See, das eigentliche Ziel unserer Reise, war auch von hier aus noch nicht zu erblicken.

In dem Hause des Mudirs fanden wir freundliche Aufnahme und benutzten die Unterhaltung bei dem üblichen Besuch und Gegenbesuch dazu, uns bei ihm und seinem Schreiber über die Salzgewinnung zu informiren. An vier Stellen des Sees, Tossun eingerechnet, wird das Salz von der Régie coïntéressée, an welche die Ausnutzung dieses kolossalen Salzlagers von der türkischen Regierung verpachtet ist, gewonnen und auf Kamelen hierher gebracht. In jedem Jahre werden auf diese Weise 5 Pyramiden aufgehäuft, deren Umfang an der Basis circa 100 Schritt beträgt, und die 1 000 000 Kilo türk. enthalten sollen. Unter Aufsicht des Mudirs wird jedesmal der älteste Salzberg abgebaut, und das Kilo Salz loko Tossun für 15 Piaster verkauft.

Am nächsten Morgen (2. Juli) sahen wir, wie von einer dieser Pyramiden das schneeweisse Gestein mit Hacken losgeschlagen wurde, um hierauf, nachdem es gewogen war, in Säcken auf Kamele verladen zu werden. Dann fuhren wir, von einem Zabtije begleitet, in einer halben Stunde zum Ufer

des Sees, das sich circa 1 m über der jetzt eingetrockneten Fläche erhebt. Von hier aus hatten wir noch ungefähr 20 Minuten über Lehmboden, der mit einer feinen Schicht mehligen Salzniederschlages bedeckt war, und dann noch fünf Minuten über eine feste Salzkruste zu gehen, bis wir endlich am eigentlichen See-Wasser standen. Es war ein merkwürdiger Anblick, der sich uns hier bot. Unter dem durchsichtig klaren Spiegel leuchtete der schneeweisse Kristallboden hervor. Die ganze, unendlich weite Wasserfläche lag leblos vor uns, von keinem Windhauch bewegt, nach Norden und Süden zu unabsehbar; nur gegenüber, im Osten, trat kaum kenntlich die Silhouette eines fernen Bergzuges hervor, ohne dass auch hier das Ufer sichtbar gewesen wäre. Und als wir uns umwandten, da war auch hinter uns der Rand des Sees verschwunden, auch hier dehnte sich eine scheinbar unbegrenzte Schneefläche aus, über der als Spiegelbild der dunkele Ufersaum in der Luft zu schweben schien. Von keiner Wolke getrübt, wölbte sich klar und tiefblau der Himmel über dieser eigenartigen Landschaft, und die Strahlen der schon hochstehenden Sonne fielen blendend grell auf die kristallene Wasserfläche und den weissen, sie umgebenden Saum. Kein Vogel liess sich, soweit das Auge blickte, sehen oder vernehmen; in der Natur schien alles Leben erstorben zu sein.

Nach den Angaben des uns begleitenden Zabtije soll die durchschnittliche Tiefe des Sees Kniehöhe und an den tiefsten Stellen Hüfthöhe betragen. Wir fanden einzelne Reiser und Aeste, um die sich eine Kruste wie von Kandis-Zucker gebildet hatte; auch ein Vogel, Heuschrecken und andere Insekten, die vollständig von einer solchen Kristall-Hülle umgeben waren und sich auf diese Weise frisch erhalten hatten, lagen am Boden.*) Der Zabtije wachte ängstlich darüber, dass wir ja kein grösseres Stück Salz mit uns nahmen und so die Regie etwa schädigten.

Der grosse Salzsee, der Tatta lacus der Römer, hat eine ovale Gestalt, deren Richtung von NW nach SO läuft. Sein Becken soll circa 1700 qkm umfassen.**) Er ist der Sammelpunkt vieler, aus allen Himmels-

---

*) Strabo (C. 568) erzählt, dass Vögel, die über den See flögen und mit ihren Flügeln eintauchten, leicht zu fangen wären, da sie wegen der schnellen Salzincrustation nicht weiter fliegen könnten. Ainsworth (a. a. O.) hält dies für eine Sage, da er bemerkt hätte, dass die an verschiedenen Stellen in das Wasser hineingetriebenen Büffel keinen solchen Salzniederschlag auf ihrem Fell mit aus dem Wasser gebracht hätten. Wir konnten das Gegentheil an unseren Stiefeln bemerken, die sich bald nach der Berührung mit dem Wasser mit einem weisslichen, mehligen Ueberzug bedeckten. Der Vogel, den wir kristallisirt am Ufer fanden, spricht gleichfalls für die Richtigkeit der Strabo'schen Erzählung; er wird durch die, die einzelne Feder bedeckende Salzschicht am Fliegen behindert umgekommen sein.

**) Edmund Naumann. Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München, Leipzig. 1893. Ritter (a. a. O.) giebt die Grösse auf 30 Quadratmeilen an (6 mal so gross wie der Genfer See).

richtungen kommender Wasserläufe, unter denen der an Akserai vorbeifliessende Bajaz Su*) im SO der bedeutendste ist. Wie alle abflusslosen Wasserbecken ist der See salzhaltig. Die Zuflüsse bringen salzige Substanzen mit sich, und während nun die einströmende Wassermenge verdunstet, bleiben die Salze zurück; im Laufe der Zeit häuft sich schliesslich eine solche Menge davon an, dass das Wasser damit vollständig gesättigt ist, und eine Kristallisation beginnen kann. Nach neueren Untersuchungen**) soll der See 32,2 % Salzgehalt haben und somit an Konzentration alle anderen ähnlichen Binnenseen z. B. das Todte Meer übertreffen, das nur 21,7 % aufweist.***)

Je nach der Jahreszeit nimmt die Wassermenge des Sees zu oder ab. Während er nach den Niederschlägen der Wintermonate, im März und April, seine grösste Ausdehnung erreicht, so dass er das gesammte Becken ausfüllt, ja über die Ränder heraustritt und seine Umgebung in Marschen und Sumpfland verwandelt, wird der Wasserspiegel in den Sommermonaten durch Verdunstung von Tag zu Tag kleiner, bis nur noch in den tiefsten, am Südende gelegenen Theilen im Oktober eine geringe Wassermenge zurückbleibt. Ueberall an den trockenen Stellen tritt die dicke Salzkruste, die den Boden bedeckt, zu Tage. Wir fanden sie da, wo das Salz am Ende einer bis zum Wasser führenden Strasse herausgehoben wird, circa 10 cm stark. †)

Während die übrigen Ränder vollständig flach sind, erhebt sich an der Ostseite des Sees ein niedriger Höhenzug aus rothem Sandstein: die Berge von Kotschhissar, einem Dorfe, über welches eine von Akserai kommende Strasse direkt nach Angora führt. Im nördlichen Theile des Sees springt von Westen her eine Halbinsel vor, und hier, an der schmalsten Stelle, soll von Sultan Murad IV, der sich im Kriege mit den Persern befand, im Jahre 1639 ein Damm durch den See gebaut worden sein, der jetzt freilich bei dem hohen Wasserstand der Wintermonate unpassirbar ist. Dieser Damm läuft im Zuge einer Karawanenstrasse, die, von Afiun-Karahissar kommend, direkt in östlicher Richtung mitten durch die Wüste führt und im Sommer wegen des Mangels an Wasser, im Winter wegen fast unpassirbarer Sümpfe nur selten benutzt wird. Man zieht den Umweg um

*) Plinius hält irrthümlich den Fluss für einen südlichen Arm des Halys. Dieser Irrthum wurde erst durch die Reisen Hamiltons 1836 und Ainsworths 1840 definitiv beseitigt. Sie stellten fest, dass der Tatta-See keinen Abfluss besitzt. Vergl. Ritter (a. a. O.) pag. 236 ff.

**) Des Engländers Philipps. Vergl. E. Naumann (a. a. O.).

***) Eine Flasche mit Wasser aus dem Grossen Salzsee habe ich dem Laboratorium der Kgl. Technischen Hochschule in Berlin zur Untersuchung übergeben, doch ist mir das Resultat bisher noch nicht bekannt.

†) Nach den von Tschichatschew 1848 angestellten Beobachtungen soll diese Salzdecke bis zu 2 m stark sein; nach Cuinet beträgt sie nur 4—6 cm. Vergl. E. Naumann (a. a. O.).

das Südende des Salzsees vor. Den Reisenden Hamilton und Ainsworth wurde die Benutzung dieser direkten Strasse aus den angeführten Gründen und auch wegen der räuberischen Kurdenstämme, die sich zu jener Zeit im Kriege mit den Turkmenen befanden, widerrathen. Tavernier*) legte im Jahre 1647 die Strecke von Bulavadin (Polybotos) am Westrand der Steppe bis an das Nordende des Sees in 10 Tagen zurück.

Ehe wir um 9 Uhr von Tossun in südwestlicher Richtung aufbrachen, boten uns Kurden aus dem nahen Dorf Dondurma selbstgefertigte Decken und Teppiche an: schöne Arbeiten, namentlich die Decken, die aus verschiedenfarbigen Streifen zusammengesetzt waren. Leider mussten wir jetzt, wie noch öfter, auf den Ankauf mit Rücksicht darauf verzichten, dass derartige grössere Stücke unser Gepäck in zu hohem Maasse belastet hätten.

Bald hinter Tossun wurde ein ausgedehnter Sumpf, der wiederum mit gelben Schwertlilien und rothen Gladiolen bewachsen war, auf einem Steindamm überschritten, und auf der linken Seite im Süden blinkte die glänzende Fläche eines ausgetrockneten Seebeckens hervor. Der weissliche Niederschlag auf dem Erdboden bewies, dass dieser zur Regenzeit unter Wasser gestanden hatte. Heiss brannte die Sonne auf die weite Ebene herab, auf der ein Weg bald nicht mehr zu erkennen war. Binnen Kurzem hatten wir die Strasse verloren und waren froh, als wir einen Reiter uns entgegenkommen sahen. Es war ein junger Bursche, ein Kurde, der den Kopf zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen bis auf die Augen in ein weisses Tuch gehüllt trug. Er hatte uns von Weitem erblickt und übernahm nun bereitwillig die Führung. Wie meist während unserer Steppentour zogen wir es vor, zu Fuss zu gehen, da das holpernde Fahren über den unebenen Boden unerträglich war. Endlich hatten wir die Strasse wieder erreicht und langten gegen 11½ Uhr bei einem Platze (Derbend genannt) an, wo bei einer nur wenig über dem Erdboden hervorragenden Hütte ein Zabtije stationirt war. Nördlich vom Wege dehnte sich hier wiederum ein grosser See aus, der Dewedji Bunaryny Gölü (Kameltreiber-Brunnen-See). Er soll 5 Stunden im Umfang messen. Gleich dem Tuz Göl ist sein Wasser, das niemals ganz austrocknet, so stark salzhaltig, dass sich auch hier auf dem Boden eine Salzkruste gebildet hat, die jedoch

*) Les six Voyages de J. Baptiste Tavernier. Utrecht 1712 pag. 101. »Assez près de là on découvre une grande plaine qui s'étend huit ou dix lieues en longueur et qui n'en a qu'une ou deux de large: Elle paroit comme un lac, c'est en effet une eau salée qui se congèle et se forme en sel, qu'on ne peut dissoudre qu'avec peine si ce n'est dans de l'eau chaude. Ce lac fournit de sel presque toute la Natolie, et la charge d'une charette tirée par deux bufles ne coûte sur le lieu qu'environ 45 sols de nostre monnaye. Il s'apelle Douslag, c'est à dire place de sel, et le Bacha de Couchabar, petite ville qui en est à deux journées, en retire vingt-quatre mille écus par an. Sultan Murat fit faire une digue d'une rive à l'autre, quand son armée passa en 1639, pour aller mettre le siège devant Bagdat qu'il a repris sur le Roy de Perse.«

bis jetzt noch nicht ausgebeutet wird. Damit indessen das Salz nicht von den Einwohnern verwerthet wird, sind rings um den See in gewissen Entfernungen Gendarmen stationirt. Ainsworth (a. a. O.) nennt diesen See »Murad Su Göl (Murad-Wasser-See), ein trauriges Wasserbecken, ohne Bäume, aber mit sanft ansteigendem Ufer, eine seltene Erscheinung im Gebiet des grossen Salzsees«.

Nach einstündiger Rast brachen wir wiederum auf, in der Richtung auf jene Gruppe von spitzen Bergkegeln zu, die wir schon längst aus der Ebene hatten hervorragen sehen. (»Some conical and isolated volcanic hills« Ainsworth.) An einem von ihnen, Tuzuk genannt, kamen wir unmittelbar vorüber. Es ist ein etwa 45 m hoher, isolirt aus der Ebene hervorragender Fels. Wir erkletterten mühsam seine Spitze und fanden hier das Gestein bearbeitet; ein Art von Sitz war in den Fels gehauen, und weiter unten schienen uns auch Stufen und Treppen, die dort hinauf führten, vorhanden zu sein. Diese sitzartige Aushöhlung des Gesteins auf der Spitze eines Felsens erinnerte uns an den sog. Thron des Pelops, an die Tantalis bei Magnesia am Sipylos, die wir wenige Wochen zuvor bestiegen hatten, (vgl. pag. 3) und an die Altäre von Doghanlu in Phrygien, der »Stadt des Midas«.*) Vermuthlich hat auch hier, an isolirter Stelle, eine Kultstätte bestanden, die in vorhistorische Zeit zurückreicht. Ainsworth, der diesen isolirten Fels nur von Weitem sah und ihn »Kara Teppeh (The black hill)« nennt, liess sich von den Einwohnern erzählen, dass sich hier Ruinen befänden. Weit hinaus konnte von hier der Blick über die unendliche Ebene schweifen. Alles erschien in unbestimmte, grau-braune Farben getaucht; nur im NO schimmerte die Salzfläche des Tatta Göl und der ihn umgebenden Ufer und Seen in blendender Weisse herüber. Die tiefe Stille wurde durch einen grossen Adler gestört, der heiser krächzend über uns seine Kreise zog und wohl irgendwo im Gestein des Felsens seinen Horst hatte.

An einem anderen, rechts vom Wege ungefähr 2 km entfernt liegenden, isolirten Felsen vorüber, der in zwei, durch einen Sattel getrennte, circa 50 m hohe Spitzen ausläuft, erreichten wir gegen 3 Uhr das kleine Kurden-Dorf Toprakkale (Erdburg), das seinen Namen von einem daneben liegenden, lang gestreckten Hügel empfangen hat. Mittlerweile zeigten sich wieder angebaute Felder; die Landschaft verlor mehr und mehr ihren Steppencharakter. Ueber welliges Terrain — die Ausläufer eines sich linker Hand hinziehenden kahlen Höhenzuges — erreichten wir gegen 6 Uhr Abends das Dorf Süwerek.

Süwerek, ein circa 300 Häuser grosser, von Türken bewohnter Ort, liegt wahrscheinlich auf der Stelle des antiken Soatra, an einem direkt

*) Abgeb. bei Perrot, Histoire de l'Art. V, Fig. 102--104.

von Laodicaea (Ladik) nach Archelais (Akserai) führenden Wege. (Oder ist Soatra die Stelle des heutigen Dewejuklu Köi?) Viele griechische Inschriften und spätrömische resp. byzantinische Skulpturen, die in den Häusern und vor Allem in dem aus türkischer Zeit stammenden Han (Taf. XLIV) verbaut sind, sprechen für das Alter des Ortes. In der Mitte erhebt sich ein Hügel, die ehemalige Akropolis, und an seinem Fuss entspringt ein von antiken Quadern eingefasster, von prächtigen Bäumen malerisch beschatteter Quell, ein für uns nach der tagelangen, öden Steppenwanderung doppelt erfreulicher Anblick.

Als wir in dem freundlichen Unterkunftshause beim Abendessen sassen, unterbrach lautes Geschrei den sonst in türkischen Dörfern üblichen Abendfrieden. Wir sahen eine Menschenmenge sich unserem Hause nähern; bald erschien auch der Hodja, ein stattlicher, weissbärtiger Mann, und brachte einen jungen Burschen, dessen Hand stark blutete, indem er uns bat, dieselbe zu verbinden. Als Dr. Osborne die Hand untersuchte — der linke Daumen war fast vollständig abgetrennt —, hatten wir wiederum Gelegenheit, die Unempfindlichkeit der türkischen Landbevölkerung gegen Schmerzen zu beobachten. Während der langwierigen Untersuchung und des schmerzvollen Verbindens verzog der Mann keine Miene, rauchte seine Cigarette und versicherte ein über das andere Mal, dass er demjenigen, der ihm im Streit die Verwundung mit der Sichel beigebracht habe, nächstens Gleiches mit Gleichem vergelten würde. Von einer Beschwerde beim Wali in Konia wollte er nichts wissen, er würde sich schon selbst Genugthuung schaffen, aber seinerseits den Finger vollständig abhauen und sich nicht mit einer blossen Verletzung begnügen. Noch spät Abends sass die ganze Gesellschaft — eine äusserst malerische Gruppe — vor unserem Hause im Mondschein beisammen, und der Fall schien eifrig diskutirt zu werden, bis Nikola dem Hodja endlich zu verstehen gab, dass wir schlafen wollten und gern Ruhe hätten. Da gingen sie denn auseinander, nicht ohne dass der Verwundete vorher noch einmal seinen Dank für die geleistete Hilfe ausgesprochen.

Am Fuss des östlich sich bis zu 400 m erhebenden, kahlen Höhenzuges, des Boz Dagh, und an einigen von Feldern umgebenen Jailas vorüber erreichten wir am nächsten Morgen nach dreistündigem Marsche einen Gebirgssattel. Es war der Stock des Gebirges, den wir hier auf einem nur ungefähr 70 m über der Ebene gelegenen und von steil abfallenden Gebirgshängen begrenzten Pass überstiegen. Beim Dulgu Han, einem kleinen Gehöft an der Südseite des Gebirges, machten wir einige Zeit lang Halt, um dann in rascher Fahrt die einförmige, unter den Strahlen der Mittagssonne erglühende Ebene zu durchmessen und endlich nach vierstündiger Fahrt, gegen 3 Uhr, die Stadt Konia wieder zu erreichen. Einen kurzen Aufenthalt nahmen wir noch beim Chorasli Han,

einem aus seldjukischer Zeit stammenden, in Trümmern liegenden Bauwerk, das circa 7 km von Konia entfernt liegt. Es ist eine quadratische, auf 16 Pfeilern ruhende Anlage. In der Mitte erhebt sich, ähnlich wie beim Sultan Han, ein Thurm, der eine Kuppel einschliesst. Das Portal ist zerstört, und weder hier noch sonst irgend eine ornamentale Dekoration vorhanden. (Grundriss abgeb. pag. 82)

Acht Tage lang hatten wir uns in der Salzsteppe, dem Axylos der Alten, aufgehalten; auf dem Hinwege von Konia bis Akserai ihre Breitseite durchmessen, um dann die Mitte des westlichen Seeufers zu erreichen und von hier quer durch die Steppe wieder nach Konia zurückzukehren. Mit Ausnahme des ersten Tages, wo ein Gewitter mit heftigem Niederschlag stattgefunden hatte, war das Wetter stets gleichmässig klar gewesen, und ein stätiger Ostwind hatte dafür gesorgt, dass auch die Mittagshitze (um 2 Uhr circa 27° C.) stets erträglich blieb. In der Nacht kühlte sich die Temperatur meist bis auf 16° C. ab.

Wir hatten eine der interessantesten Landschaften Kleinasiens kennen gelernt, eine Gegend, die wegen ihrer Unwirthlichkeit nur selten von Reisenden besucht wird; konnten jedoch die Beobachtung machen, dass der ungastliche Charakter der Landschaft in den bisherigen Schilderungen vielfach übertrieben worden ist, und dass sich mehr Quellen und Wasserläufe, mehr Ansiedlungen und kultivirte Strecken darin finden, als man nach den bisher vorhandenen Berichten und Karten annehmen musste. Häufig giebt es Reste antiker und byzantinischer Kultur, vor Allem längs der grossen Karawanenstrasse, die das Gebiet durchschneidet, und der auch wir meistens gefolgt waren.

Trotz ihrer Einförmigkeit ist diese Landschaft von grossem Reiz. Die Luftspiegelungen, die herrlichen Beleuchtungen des Abend- und Morgenhimmels entschädigen reichlich für die Monotonie der Ebene, und das Gestade des Salzsees bietet ein Landschaftsbild dar, wie es eigenartiger nicht gedacht werden kann. Auch die Beobachtung der Vegetation und des interessanten Thierlebens trägt dazu bei, jede Ermüdung zu bannen.





VIII. KAPITEL

VON KONIA NACH DOGHANHISSAR UND ÜBER DEN SULTAN DAGH

Am 6. Juli Mittags verliessen wir Konia und durchritten in nordwestlicher Richtung die Ebene, um nach etwa einer Stunde den Fuss des Randgebirges zu erreichen. Ohne jede Vegetation steigen hier die kahlen, gelben Sandsteinhügel aus der Ebene empor, nur hie und da von tief eingeschnittenen, jetzt trockenen Wasserläufen zerrissen. In einem dieser Flussbetten kletterten wir die ziemlich steile Anhöhe empor und erreichten um 2 Uhr das kleine Dorf Serai Köi, das am Fusse des kegelförmig aufragenden Tokale Dagh gelegen ist. Oft hatten sich in den ausgewaschenen Sandsteinformationen sogen. Erdpfeiler oder Erdpyramiden gebildet: hohe, freistehende, dünne Felsen, die auf ihrer Spitze je einen grösseren Stein tragen. Aehnliche Erdpfeiler hatte ich vor Jahren in grosser Menge auf den Ritten bei Bozen gefunden. Sie sollen dadurch entstehen, dass in einem der Wirkung des Wassers besonders ausgesetzten Terrain einzelne grössere Steine ein schützendes Dach für die ihnen als unmittelbare Unterlage dienenden Theile des Gesteins bilden. Dadurch bleiben diese unverletzt, während ringsum Niederschläge eine Verwitterung und Zerstörung des Gesteins bewirken. Um den Fuss des Tokale Dagh herum, über eine Menge theilweise trockener Wasserläufe und durch ein

Kopfleiste: Jürüken-Zelt.

breites Feld vulkanischer Schlacken ging der Weg in ein grünes, fruchtbares Thal, Sürek Owassy, hinab, das der Baschara Su, ein stark fliessender Bach, durcheilt. Es ist derselbe Wasserlauf, der nach Konia hinunterfliesst, und dem die Stadt in erster Linie ihre Wasserversorgung verdankt, da er auch in den heissen Monaten nicht versiegt. Bald bogen wir in ein rechtes Seitenthal ein, in dem wir kurz danach das Dorf Kitschimustla (od. Kitschimusla) erreichten (Taf. XLV).

Mitten durch den ungefähr 200 Häuser zählenden Ort strömt ein kleiner, von Weiden umsäumter Bach, während zu beiden Seiten das Gebirge in senkrechten, ungefähr 100 m hohen Wänden abfällt. In diese Wände nun sind eine grosse Anzahl von Höhlen gegraben, die sich oft in einer Flucht von mehreren, hinter einander liegenden Gemächern in den Felsen hinein erstrecken. Sie werden von den Einwohnern meist als Ställe oder Vorrathsräume benutzt. Einige scheinen früher auch als Grabkammern gedient zu haben. Der Eindruck, den diese Landschaft macht, ist in hohem Maasse originell. Derselbe graue Farbenton, der die Felswände bedeckt und nur durch die schwarzen Eingänge der Grotten unterbrochen wird, setzt sich in dem darunter liegenden Dorfe fort, und man weiss kaum, wo die Felswohnungen aufhören, und wo die aus demselben Gestein errichteten würfelförmigen Häuser beginnen. Wie die Höhleneingänge von den Felswänden, heben sich auch die dunkelen Fensteröffnungen und die von Holzpfeilern getragenen Veranden von dem einförmigen Grau der Mauern ab. Nur die Wände der Moschee, eines schmucklosen, quadratischen Baues, sind geweisst und bringen eine Unterbrechung in das einfarbige Bild. Ein kleiner Holzthurm mit spitzem Dach, der an einer Seite der Moschee hervorragt, dient als Minare.

Besonders charakteristisch nahm sich die Scenerie Abends im Lichte des fast Tageshelle verbreitenden Vollmondes aus. Wir sassen lange auf dem flachen Dach des kleinen Hauses, das uns als Absteigequartier angewiesen war, in Betrachtung des merkwürdigen, vor uns liegenden Landschaftsbildes.

Auffallend erschien es uns, dass die Frauen des Dorfes nahezu unverschleiert gingen und weniger, als sonst, sich ängstlich vor den Blicken der Männer verborgen hielten; wie wir denn überhaupt wiederholt die Bemerkung machen konnten, dass in räumlich nur wenig getrennten Orten in dieser Hinsicht eine grosse Ungleichheit bestand. Bei den Jürüken-Mädchen findet man ein Verschleiern überhaupt fast nie; hier hatten wir es jedoch mit einer türkischen Bevölkerung zu thun.

Wir kauften einige Stickereien, die man uns Abends zur Ansicht brachte, nachdem wir unserem Zabtije und unserem Diener befohlen hatten, in jedem Ort diese unsere Absicht den Leuten mitzutheilen. Gerade auf dieser Strecke, die jedenfalls selten bereist wird, hofften wir, einige

gute Einkäufe machen zu können. Oft war es schwierig, das Geschäft zu einem Abschluss zu bringen, denn bisweilen forderten die Leute so hohe Preise, dass man nur annehmen konnte, dass sie den Werth des betreffenden Gegenstandes selbst nicht kannten, oder dass sie bei den Fremden, die sie ja ohnehin wegen ihrer Vorliebe für »alte Steine« für nicht ganz normal hielten, auch das Bezahlen eines unsinnigen Kaufpreises für möglich hielten. In solchem Falle war es schwer, einen annehmbaren Preis zu erzielen und das Stück zu erwerben, da der türkische Landmann aus Schamgefühl nicht viel von einem einmal angegebenen Preise ablässt. Am besten schien es uns zu sein, selbst ein niedriges Angebot zu machen und dasselbe bei einer Weigerung nöthigenfalls zu erhöhen. Auf diese Weise sind uns sehr billige Einkäufe gelungen. Oft wurden uns jedoch auch Gegenstände, die wir am Abend einer zu hohen Forderung wegen nicht hatten kaufen wollen, noch am nächsten Morgen beim Fortreiten zu einem billigeren Preise überlassen.

Am 7. Juli ritten wir um 7 3/4 Uhr von Kitschimustla fort, gingen zum Thal des Baschara Su zurück und stiegen hier weiter bergauf. Das ca. 300 m breite, theilweise mit Getreide angebaute Thal wird von unbewaldeten Sandbergen begrenzt, die in einzelnen Kuppen bis zu 400 m ansteigen. Kleine Seitenthäler öffnen sich rechts und links. Durch eines von ihnen, das wir nach etwa dreistündigem Marsche passirten, eilt bei dem schmucklosen seldjukischen Kawak Han (Pappel-Han) ein von N kommender, stark fliessender Bach hernieder, der wasserreicher ist, als der die Richtung des Haupt-Thales bestimmende Baschara Su.

Während die Packpferde im Han blieben, ritten Dr. Osborne und ich in Begleitung des Zabtije zu dem nur eine Viertelstunde entfernt liegenden Dorf Kawak Köi, einem anscheinend wohlhabenden Ort von ungefähr 300 Häusern. Mit seiner Umgebung von bewässerten, fruchtbaren Feldern und üppigem Baumwuchs bildet er einen lebhaften Gegensatz zu dem nahe gelegenen Kitschimustla. Im Konak, dem Haus des Mudirs (Dorfältesten), mussten wir einen Kaffee trinken und waren erstaunt über die zierlichen und sauber ausgeführten Holzschnitzereien, die den Raum schmückten. Die Holzdecke sowohl als auch die kleinen, zu beiden Seiten des Kamins angebrachten Wandschränkchen, sowie ein rings um das Zimmer laufendes Paneel waren mit geschnitzten Flächenmustern und Borten versehen: sogenannte sarazenische Ornamente, Palmetten und Bandmuster, darstellend, die ihren Ursprung aus antiken Vorbildern nicht verleugnen konnten. Wie sich in den Mustern der kleinasiatischen Stickereien, dergleichen noch in unserem Jahrhundert in Anatolien gearbeitet wurden, Anklänge an die Antike und mehr noch an die Formgebung der älteren türkischen Blumenmotive rein erhalten haben, so lebt auch jetzt noch in den abgeschlossensten und kleinsten Dörfern im Innern von Anatolien ein

modernes Kunsthandwerk fort, wenn eben das Material zur Ausübung hierfür vorhanden ist. Wo nicht der Waldbestand ausgerottet ist, wo sich noch Bäume finden, hat sich auch die Kunstschnitzerei erhalten; hierfür werden wir noch häufiger Beispiele anführen können. Vor der Djami war ein antiker Sarkophag als Wassertrog angebracht; und wir fanden noch einige andere Spuren antiker Kultur in dem Ort, der jedenfalls auch in byzantinischer und seldjukischer Zeit von Bedeutung gewesen ist, damals, als hier der direkte und militärisch wichtige Weg von Philomelion (Akschehir), über Kaballa (Tschiil oder Kawak Köi?) nach Ikonion (Konia) führte. Ist vielleicht in Kawak Köi selbst die Stelle des byzantinischen Kaballa zu suchen?*)

Von Kawak Han gelangten wir in zwei Stunden an einem nördlich nach Katyn Han ca. 5½ Stunden durch das Gebirge führenden Wege vorüber zu dem gleichfalls aus seldjukischer Zeit stammenden Elkesik Han. Bei dieser Anlage ist der Vorhof mit seinen Gebäuden nicht mehr vorhanden, während der zweite, gewölbte Theil, der die Ställe enthielt, noch ziemlich unverletzt geblieben ist. Letzterer ruht auf 10 Pfeilern, die das dreischiffige Gewölbe tragen. Viele aus frühchristlicher, byzantinischer Zeit stammende Skulpturfragmente mit Kreuzen und Rosetten, Säulenschäfte und Bruchstücke von Epitaphien sind hier eingemauert. Unter letzteren fanden wir zwei griechische Grabschriften; über der einen die rohen Reliefs einer männlichen und einer weiblichen Gestalt**).

Bald hinter Elkesik Han verengerte sich das Thal, der Feldbau hörte auf, und wir stiegen zwischen steilen, mit Weiden und Koniferen bedeckten Abhängen in anderthalb Stunden zur Passhöhe empor, unterhalb deren sich die rings von den Bergen herabkommenden kleinen Wasseradern zu einem Bach vereinigen. Dieser Pass wird heute Dewrend Tsam und wurde zur byzantinischen und seldjukischen Zeit Τζιβρηλιτζημανί genannt. Im Mittelalter war er von grosser militärischer Bedeutung. Von der Passhöhe aus bot sich uns eine umfassende Rundsicht in die gebirgige Landschaft ringsum dar, aus der im Süden die lang gestreckte Kette des Ala Dagh als höchste Erhebung emportauchte. Im Nordwesten, auf der anderen Seite des Passes, ragten in der Ferne einige hohe Gebirgskuppen hervor, die Gipfel des Sultan Dagh. — Zwischen bewaldeten Bergen ging es nun steil bergab, und es war schon vollständig finster, als wir endlich gegen 9 Uhr Abends das Dorf Dewrend (Engpass) erreichten und in einem dürftigen Hause Unterkunft fanden.

Am nächsten Morgen (8. Juli) sahen wir uns das grosse, aus ungefähr 400 Häusern bestehende Dorf näher an. Es liegt ziemlich weit ausgestreckt

*) Wir werden weiter unten bei der Erwähnung des Dorfes Tschiil näher auf diese Vermuthung eingehen.

**) Vgl. Anhang I, No. 17, 18.

am Eingang eines Thales, durch welches ein Weg über den Ala Dagh nach Jonüslar führt, wo sich einige Denkmäler seldjukischer Zeit vorfinden. In dieser Gegend sollen noch vor nicht langer Zeit Räuber die Strassen unsicher gemacht haben, wie ein amerikanischer Reisender vor zehn Jahren berichtete*). Auf dem Begräbnissplatz von Dewrend entdeckten wir einen halb aus dem Erdboden hervorragenden Stein mit griechischer Inschrift. Bereitwillig brachten auf unseren Wunsch einige Leute Spaten herbei und legten den Stein vollends frei. Dann machten wir eine Gruppenaufnahme der Dorfbewohner, die in grosser Anzahl herbeigekommen waren (Taf. XLVI). Freilich war es keine leichte Arbeit, sie dahin zu bringen, dass sie sich vor dem Apparat aufstellten; und als dann endlich nach langen Auseinandersetzungen Nikolas und unseres Zabtijes, die ihnen die Ungefährlichkeit der Sache zu erklären versuchten, mit vieler Mühe eine Aufnahme zu Stande gekommen war, da wollten sie auch schon auf der Stelle die Bilder sehen. Vor Allem der Hodja des Ortes konnte sich nicht beruhigen und verlangte energisch die Herausgabe seines Bildes. Vergeblich versuchten wir, ihn durch das Geschenk eines kleinen Kompasses und durch andere kleine Sächelchen, die wir zu diesem Zweck mit uns führten, wieder milde zu stimmen; er glaubte uns nicht und wurde auch bis zu unserer Abreise nicht vollständig versöhnt, trotzdem wir ihm fest versprachen, ihm von Deutschland aus sein Bild seinerzeit zuzusenden.**)

Erst nach 11 Uhr brachen wir auf. Ueber mehrere niedrige, mit dichtem Eichengestrüpp bedeckte Hügel stiegen wir in das mit Getreide und Mohn bepflanzte Thal des Kyzyl Tschai (Roth-Wasser) hinab. In stets gleichmässigem Schritt bewegte sich unsere Karawane vorwärts. Trotz der Mittagshitze (30° C.) trat weder bei Mensch noch bei Thier Ermüdung ein; denn ein leichter Ostwind wirkte erfrischend und belebend. Obschon die Landschaft jeder grossen Formen entbehrte, so war sie doch durchaus nicht langweilig zu nennen, und ich denke mit besonderem Vergnügen an den Marsch auf dieser Strecke zurück, an die sonnigen, bewaldeten Höhen, in denen zahllose Grillen ihr durchdringendes Zirpen ertönen liessen. Schon das Bewusstsein, dass in dieser noch nicht näher bekannten Gegend eine möglichst genaue Beobachtung und sorgfältige graphische Fixirung des Terrains von einigem wissenschaftlichen Werth sein könnte, trug wesentlich dazu bei, uns frisch und munter zu erhalten und uns die Stunden in raschem Fluge verstreichen zu lassen.

Gegen 2½ Uhr erreichten wir in einem breiten Thale das Dorf Ascha Tschiil. Zu dem etwa 300 Häuser zählenden Ort führt eine steinerne Brücke über den breiten, stark fliessenden Bach. Hier sowohl, als auch

---

*) Sterrett a. a. O. II, pag. 186 und III, pag. 190.

**) Dies ist auch, wie in mehreren anderen Fällen, durch gütige Vermittelung des Kaiserl. Konsulats in Smyrna geschehen.

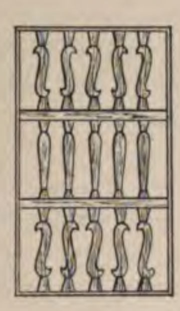
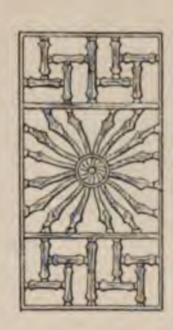
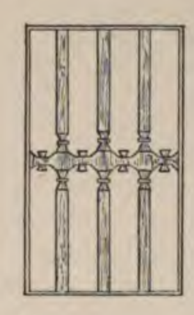
in den Häusern selbst sind zahlreiche antike Steine verbaut; doch war es uns leider nicht möglich, eine Inschrift zu finden. Nach Tschiil verlegt Ramsay (Historical Geographie pag. 359) die byzantinische Festung Kaballa, die zu der Zeit, da noch der Hauptweg von Akschehir (Philomelion) nach Konia hier vorbeiführte, namentlich in den Kämpfen zwischen den seldjukischen Fürsten und den Griechen, von grosser strategischer Bedeutung war. Der wichtigste Punkt auf dieser Strasse war der Pass bei Dewrend, den wir am Abend zuvor überstiegen hatten, und hierfür soll Kaballa wiederum als nach W vorgeschobenes Fort gedient haben. Wenn aber Ramsay für diese seine Ansicht auch eine Namens-Coïncidenz zwischen den Worten Kaballa und Tschiil oder Tschigil hervorhebt, so weiss ich nicht, wie dies zu erklären sein soll. Eine Namensgleichheit besteht viel eher zwischen Kaballa und Kawak, einem Dorfe, das jenseits und östlich des Passes gelegen ist, und das wir gleichfalls am vergangenen Tage passirt hatten. Wenn auch letzteres Dorf, das ebenfalls antike Reste aufweist (vgl. pag. 110), mit der Benennung Kawak Köi (Pappel-Dorf) einen gut türkischen Namen trägt, so kann dieser doch recht wohl aus dem alten Wort Kaballa entstanden und dann — wofür es viele Beispiele giebt — türkisch umgeändert worden sein. Ehe man nicht in Tschiil eine diesbezügliche Inschrift findet, wird die Lage von Kaballa nicht mit Sicherheit hier gesucht werden können.

Originell ist die Djami in Tschiil: ein kleiner, hölzerner Bau, an dessen Vorderseite mehrere Schädel von Steinböcken angebracht sind. Leider war es uns nicht möglich, einen schönen, älteren Teppich zu erwerben, den uns ein Mann hier zum Kauf anbot; aber der Preis, den der Besitzer dafür forderte, und den er damit motivirte, dass der Teppich durch seinen langen Aufenthalt an dem heiligen Ort besonders kostbar geworden sei, schien uns zu hoch zu sein.

Bald hinter Tschiil macht der Bach plötzlich eine Wendung nach Norden und tritt in das enge, romantische Balki Deressi (Engpass von Balki) ein. Beiderseits des Wasserlaufes steigen die bis zu 200 m hohen Berge steil empor. Sie erscheinen infolge von Durchsetzung mit eisenhaltiger Erde roth gefärbt und bilden so einen effektvollen Hintergrund für das Grün der prächtigen Cedern, die überall, wo es nur irgend die Bodenbeschaffenheit zulässt, das Thal und seine Abhänge bedecken. Fast drei Stunden lang führt der Weg durch diese enge Schlucht, bis die einschliessenden Höhen allmählich niedriger werden, und sich das Thal erweitert. Am Ausgang der Schlucht liegt das kleine Dorf Balki, das aus circa 100 Häusern besteht.

Gleich nach unserer Ankunft — wie wir es stets zu thun gewohnt waren — machten wir in Begleitung des Zabtije einen Rundgang durch das Dorf. Bald erschien einer der Bewohner und lud uns ein, in ein

Haus einzutreten, in dem gerade eine Versammlung der Dorfältesten stattfand. Die zehn Männer, die hier in einem kleinen Gemach bei einander waren, erhoben sich bei unserem Eintritt von der Erde und riefen uns einen lauten Begrüssungswunsch entgegen. Der Hodja hatte den Ehrenplatz an einer der Schmalseiten des Gemaches; neben ihm mussten wir uns setzen, während sich unser Zabtije gegenüber bei den Jüngsten der Versammelten niederliess. Er erzählte in längerer Rede, wer wir seien, und was wir trieben; sodann begannen die üblichen Fragen unsererseits, wie gross der Ort und welche Bevölkerung darin ansässig sei, ob es antike Reste gäbe, ob schon öfter Fremde durchgekommen seien, um »Jazili Tasch« (beschriebene Steine = Inschriften) zu suchen, u. s. w. Währenddessen hatten wir von dem Aufwärter, der in der Mitte hockte, eine Schale des auch hier wieder vorzüglich zubereiteten Kaffees erhalten.

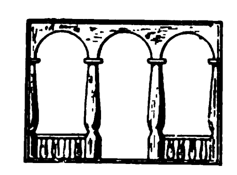
Hölzerne Fenstergitter in Balki

Trotzdem uns der Hodja versicherte, dass im Dorf keine Inschriften vorhanden wären, bemerkten wir eine solche hoch oben an der Aussenwand der scheinbar vor kurzer Zeit errichteten Moschee. Eine Leiter war von dem in solchen Fällen ausserordentlich findigen Zabtije bald besorgt und binnen Kurzem ein Abklatsch der aus christlicher Zeit stammenden Inschrift hergestellt.*)

Ungemein malerisch war das Absteigequartier in Balki (Taf. XLVII). Dicht daran vorüber rauschte der klare Bach, umsäumt von Weiden und hochstämmigen Pappeln. Unter ihnen, halb versteckt, lag der kleine, zweistöckige, aus Feldsteinen errichtete Bau, der uns als Herberge angewiesen war. Im Erdgeschoss fanden unsere Pferde Unterkunft. Wir stiegen auf primitiver Holztreppe zu der verdeckten Veranda empor, die aus rohen Stämmen gezimmert und der ganzen Breitseite vorgebaut war. Der dahinterliegende Raum überraschte wiederum durch die Sorgfalt, mit der

*) Vgl. Anhang I, No. 20.

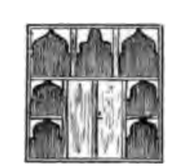
man die als Verzierungen angebrachten Holzschnitzereien ausgeführt hatte. Von der Veranda aus trat man erst in einen Vorraum, der durch eine Schranke — drei auf Säulen ruhende Bogen — von dem eigentlichen Zimmer getrennt war. Hier hatte man die Wände mit Holz getäfelt und zu beiden Seiten des Kamins kleine Schränkchen angebracht, deren einzelne Fächer sich in zierlichen Kielbogen schlossen. Von besonderem Reiz waren die hölzernen Fenstergitter. Auch hier tritt die Vorliebe der orientalischen Kunst für geometrische Muster zu Tage, wo in den originellsten Variationen und Zusammenstellungen aus sauber geschnittenen und verzierten Holzstäbchen ein Gitterwerk gebildet wird.



Holz-Architektur im Unterkunftshaus in Balki

Nach dem Abendessen sassen wir noch bis spät in die Nacht auf der Veranda. Der Mond schien durch das Blätterdach hindurch und versilberte die klaren Wellen des vorübereilenden Baches. Unter uns hörten wir den monotonen Gesang unserer Leute; sie wollten sich wach erhalten, da die Kunde ging, dass sich Tscherkessen — berüchtigte Pferdediebe — in der Nähe des Dorfes herumtrieben.

Der Weg, auf dem wir nach Balki gekommen waren, führt längs des Baches in nördlicher Richtung in $3^1/_2$ Stunden nach Ilgün. Wir zogen am nächsten Morgen (9. Juli) zunächst über mehrere niedrige Hügel, die Ausläufer des südlichen Gebirges, des Sultan Dagh, und durch Thäler mit theilweise ausgetrockneten Wasserläufen in westlicher Richtung weiter. In einigen Thalmulden fanden sich Ansiedlungen, umgeben von Mohn- und Getreidefeldern, während die Höhen meist kahl oder von niedrigem Eichengestrüpp bedeckt waren. Nach einem Marsch von zwei Stunden lag eine grössere Ebene vor uns. Auch hier mussten wir wiederum mehrere tief eingerissene, wasserlose Flussläufe passiren, ehe wir das am Bergabhang gelegene Doghanhissar (Falken-Schloss) erreichten.



Wand-Schränkchen im Unterkunftshaus in Balki

So hatten wir denn in drei Tagemärschen die Strecke von Konia nach Doghanhissar zurückgelegt und damit ein bisher wissenschaftlich noch nicht bekanntes Landschafts-Gebiet Kleinasiens kennengelernt. Die antiken Reste, die wir in Form von Inschriften hier und da in den Ortschaften vorfanden, die Ruinen von seldjukischen Hanen beweisen, dass diese direkte Strasse von Akschehir (Philomelion) über Doghanhissar nach Konia im Alterthum und Mittelalter mit vielen Ansiedlungen besetzt und gewiss eine Hauptverbindungs-Route gewesen ist, bedeutender als der nördlich hiervon über Ilgün und Ladik führende Weg, die moderne Hauptstrasse nach Konia,

die auch wir auf dem Hinwege benutzt hatten. Von dieser Strecke war bisher nur durch die kindliche, im Jahre 1812 herausgegebene Karte des Metropoliten Kyrillos einiges Wenige bekannt.*)

Die kleine türkische Stadt Doghanhissar weist keine irgendwie bedeutenderen antiken oder mittelalterlichen Bauwerke auf. Sie soll einige Tausend Einwohner zählen. Mitten durch den Ort rauscht ein stark fliessender Bach. Die Hauptstrasse und besonders ein kleiner freier Platz waren von einer kaufenden und feilschenden Menge belebt. Gehandelt wurde fast ausschliesslich mit Opium, in Form von den schon erwähnten, in Blätter gehüllten Kugeln, die man aus dem Harz des angeschnittenen Mohnkopfes gewinnt. Aus dem Gedränge und Gewühl der Strasse retteten wir uns in den am Marktplatz gelegenen kleinen Han, von dessen im ersten Stockwerk gelegenen Balkon das bunte Treiben unten gut zu übersehen war. Eine grössere Anzahl von Zabtijes hielt die Ordnung auf dem Markt aufrecht und bediente sich gegebenen Falls, um ihren Anordnungen grösseren Nachdruck zu verleihen, kleiner Rohrstöcke. Wir sahen, wie ein armenischer Händler, der beim Verkauf von Opium betrogen hatte, von zwei solcher Gendarmen unter lauter Zustimmung der Menge gefesselt und abgeführt wurde, nachdem er vorher ein paar Jagdhiebe erhalten.

Ein alter Mann führte uns in die westlich der Stadt gelegenen Weinberge, wo ein recht gut erhaltener, antiker Sarkophag erst vor Kurzem aus dem Schooss der Erde wieder zum Vorschein gekommen war. Er ist aus gelbem Marmor gearbeitet und zeigt auf der Vorderseite zwei gut ausgeführte Gorgonenköpfe, zwischen denen eine Inschrifttafel angebracht ist. Ihr Wortlaut**) besagt, dass »die Aurelier, Mnesitheos, der Sohn des Kallikrates, und Kalpurnia, seine höchst ehrwürdige Gattin, sich bei ihren Lebzeiten dieses Grabmal errichtet haben«. Um den oberen Rand des Sarkophags zieht sich ein leider nicht ganz erhaltener Vers, der mit dem an solchen Stellen üblichen Fluche jeden bedroht, der jemals Hand an dieses Grabmal legen würde. Mehr als fünfzehn Jahrhunderte sind vorüber gegangen, seitdem dieser Sarkophag hier errichtet worden ist, und die bildnerische Arbeit des Steines sowohl als die auf ihm eingegrabenen Worte zeugen für eine Höhe der Kultur, mit der verglichen die heutigen Zustände des kleinen türkischen Städtchens Doghanhissar barbarisch genannt werden müssen.

Der Aufenthalt in dem besuchten Han von Doghanhissar war nicht eben angenehm. Einzelne, abgesonderte Zimmer waren nicht vorhanden,

---

*) Diese Karte ist im Anhang publizirt, und es wird dort eingehender über dieselbe gehandelt werden.

**) Vgl. Anhang I, No. 22.

und so mussten wir in dem grossen Raum, der das ganze erste Stockwerk einnahm, zusammen mit ungefähr 20 türkischen, armenischen und griechischen Kaufleuten die Nacht verbringen. In der Ecke einer Estrade machten wir unser Lager zurecht. Der mit Tabaksqualm angefüllte Raum war von einer einzigen Laterne nur spärlich beleuchtet und bot einen eigenartigen Anblick dar, als Abends zu einer bestimmten Zeit die Muhammedaner sich aus der Zahl der Ruhenden erhoben und, nach der Richtung von Mekka gewandt, ihr Abendgebet verrichteten.

In der Frühe des nächsten Morgens (10. Juli) brachen wir auf und ritten in NW-Richtung am Rande des Gebirges entlang. Rechts von uns breitete sich eine fruchtbare, reich bewässerte Ebene aus. Nach einer halben Stunde hatten wir das kleine Dorf Tschetme erreicht und stiegen dann in SW-Richtung über eine Anhöhe, einen Ausläufer des Sultan Dagh, in das Thal eines vom Gebirge herabkommenden Baches hinab. In diesem romantischen, engen Thal (dem Teternik Deressi) ging es nun zur Seite des oft in Kaskaden und Fällen herabrauschenden Wassers zwischen jäh abfallenden und mit Cedern bewaldeten Hängen zwei Stunden lang steil bergan, bis wir ein rings von Bergen eingeschlossenes Hochthal erreichten. Der allgemeine Charakter der Landschaft entsprach hier dem der Hochthäler unserer Alpen: dieselben fruchtbaren, sumpfigen Matten, dieselben unten mit Koniferen bewaldeten, dann kahl und felsig emporsteigenden Berge. Nur die Büffel und Kamele, die auf den Triften weideten, gaben dem Bilde seinen besonderen und für uns ungewohnten Charakter.

Am Ende des Thales erblickten wir eine Anzahl dunkeler Jürüken-Zelte, die Ketenlik Jaila. Als wir in der Nähe unter einem grossen Baume Halt machten, um hier, in der frischen, schönen Luft, im Anblick der prächtigen, uns umgebenden Gebirgswelt einige Zeit zu rasten, erschien während des Frühstücks ein würdig und vornehm aussehender älterer Mann mit mehreren Begleitern und setzte sich zu uns. Es war das Oberhaupt eines Jürüken-Stammes, der den Sommer mit seinen Heerden auf diesem Hochthal zubringt. Im Winter wohnt er in Adalia, an der Südküste; nur für die heissen Monate zieht er sich auf diese mehrere Tagereisen entfernte Jaila zurück. Ehe wir den Weitermarsch antraten, verfehlten wir nicht, unseren Gegenbesuch in dem Zelte des Häuptlings abzustatten.

Die Jürüken-Zelte bestehen aus wasserdichter, dunkler Ziegenwolle, die gleichwohl so lose gewebt ist, dass die Decken das Licht durchlassen. Das Zelt, dessen Grundriss ein Rechteck bildet, wird von Stangen gestützt, die wiederum durch Stricke am Erdboden oder an Bäumen festgehalten werden. Im Innern des geräumigen Zeltes, das wir betraten, lag eine Anzahl von Säcken und Ballen, die als Sessel dienten. Uns gegenüber setzte sich der Jürüken-Fürst, und hinter ihm schaarten sich seine Angehörigen

und Diener. Unter diesem Gefolge befand sich auch ein Hodja, sein Hofprediger. Noch vor nicht allzu ferner Zeit, erzählte man uns, habe ein Räuber, Mustafa Effendi — »Herr« Mustafa, wie er mit einer gewissen Hochachtung genannt wurde — das Gebiet des Sultan Dagh unsicher gemacht, bis ihn die Soldaten des Padischah aufgehoben hätten. Wir erfuhren ferner, dass vor ungefähr 10 Jahren Europäer zur selben Zeit, im Sommer, durch die Jaila gekommen wären, seitdem sei jedoch kein Fremder hier durchpassirt. Mit diesen Europäern werden wohl Prof. Sterrett und seine Begleiter gemeint sein, die am 24. Juni 1884 auch von Doghanhissar aus den Sultan Dagh überstiegen hatten.

Von dem Pass (1740 m hoch), den wir dann erstiegen, eröffnete sich eine prächtige Aussicht nach Süden zu. Ueber hügeliges Vorland sahen wir die jenseits des Sees von Beischehir aufragenden, noch mit Schnee bedeckten Höhen des Anamas Dagh. Von der Fläche des Sees selbst war jedoch noch nichts zu erblicken. Als wir im engen Felsenthal steil bergab stiegen, kam uns auf dem schmalen Pfade eine grosse Kamel-Karawane entgegen, und es dauerte lange, bis die wohl über 100 Stück zählende Schaar auf ihren geräuschlosen Hufen an uns vorüberdefilirt war.

Der Abstieg nahm nur 1 ½ Stunden in Anspruch. Aus der engen Thalschlucht, durch die ein kleiner Bach läuft, traten wir bald in eine wohl angebaute, reich bewässerte Ebene, erreichten die aus zwei Theilen bestehende Ortschaft Dinek und eine halbe Stunde später das Dorf Arek, dessen Häuser, etwa 80 an der Zahl, weitläufig zwischen Obstgärten und Feldern gelegen sind.





IX. KAPITEL

DER SEE VON BEISCHEHIR

Die Ebene, die wir am nächsten Morgen (11. Juli) in südlicher Richtung durchritten, war prächtig angebaut. Ueberall sah man die Bevölkerung eifrig damit beschäftigt, das Getreide mit sichelförmig gekrümmten Messern zu schneiden und die Garben auf einen Haufen zusammenzutragen; es wird dann in der früher (pag. 5) beschriebenen Weise durch Schlitten ausgedroschen. Im Westen begrenzen das Thal der steil aufsteigende Rand des Kyzyl Dagh, im Osten sanft sich abflachende Höhen, Ausläufer des Sultan Dagh. Unser Weg führte durch einen Sattel zwischen diesen beiden Bergen langsam aufwärts, an der Hütte eines hier stationirten Zabtijes vorüber, und brachte uns in anderthalb Stunden nach unserem Aufbruch von Arek zur Passhöhe, von wo wir alsdann zu dem Ostufer des Beischehir-Sees hinabstiegen. Nicht weit unterhalb des Passes bricht mit grosser Gewalt und Wasserfülle ein Quell aus dem Felsen hervor. Von seinem kühlen, klaren Wasser nahmen wir einen reichlichen Vorrath in mehreren Flaschen mit uns; denn wir gingen einer notorisch fiebergefährlichen Gegend entgegen, deren Wasser möglichst zu meiden ist.

Auch weiterhin zeigte die Landschaft einen freundlichen Charakter. In einer reich bewässerten Thalsenkung zwischen dem Kyzyl- und dem südlich davon gelegenen Monastir Dagh tauchte aus einem Kranze von Wein- und Obstgeländen das Dorf Felle empor, wo Sterrett*) eine von Enevre, dem alten Anabura, über 15 km weit hierher verschleppte Inschrift gefunden hat. Ramsay**) nimmt dagegen an, dass möglicherweise

Kopfleiste: Brücke über den Irmak bei Beischehir.

*) a. a. O. II, pag. 192.

**) a. a. O. pag. 397.

zu dem Territorium von Anabura auch eine Anzahl von weiter entfernt liegenden kleinen Orten, wie Felle, gehört haben mag. Jedenfalls ist diese ganze Gegend, wie aus zahlreichen Inschriftenfunden Sterretts hervorgeht, reich an Denkmälern, die das Vorhandensein antiker Ansiedlungen beweisen. Ging doch hier die grosse von Antiocheia (Jalowadj) nach Süden führende Strasse vorüber!

An dem rechts vom Wege, am Fusse des Monastir Dagh liegenden Dorfe Kiachdede vorbei, liessen wir das Dorf Monastir selbst, dessen geringe antike Ruinen vielleicht die Stelle des antiken Misthia bezeichnen (Ramsay a. a. O. pag. 333), linker Hand liegen und sahen plötzlich den Spiegel des Sees vor uns im Süden auftauchen, eine weite, von einzelnen Inseln unterbrochene Wasserfläche, über der nach Süden zu die schneebedeckten Felsgipfel des Anamas Dagh hoch emporragen.

Der Beischehir Göl (Karalitis) erstreckt sich von NW in südöstlicher Richtung und ist bei durchschnittlich 15 km Breite ungefähr 50 km lang. Während das Ost- und Südufer flach und zum Theil sumpfig ist, fällt das Westufer steil zum Wasser ab, so dass hier am Rande selbst kein Weg entlang führt. Von allen Seiten wird das Wasserbecken durch zufliessende Bäche gespeist; seinen Abfluss findet es in der Südost-Ecke bei der Stadt Beischehir durch einen breiten Strom, den Irmak, der seinerseits einem zweiten Wasserbecken, dem südöstlich gelegenen Soghla Göl, zueilt (Taf. LIII). Das Wasser des Sees hat eine graue, milchige Färbung und wird zum Trinken nicht benutzt, da man es für fiebererzeugend hält, namentlich im Sommer, wo seine Temperatur durch die Wirkung der Sonne stark erhöht wird. Fische sollen, wie man uns erzählte, in grosser Menge vorhanden sein. Nach unseren Aufnahmen hat die Süd- und Westküste des Sees eine andere Gestaltung, als man bisher annahm; so ist z. B. die Anzahl der im See befindlichen Inseln eine grössere. Diese Inseln des Beischehir Göl nehmen in der Geschichte keine unwesentliche Stelle ein und verdienten eine genaue Untersuchung, die bisher noch von keinem Reisenden angestellt worden ist. Hirschfeld*) scheint im Jahre 1878 eine der am Nordende gelegenen besucht zu haben; er erwähnt hier einige Grabsteine und »einen Kirchenrest auf dem vorliegenden Felsen«. Uns hielt die heisse Jahreszeit, die ein längeres Verweilen im Seebecken des Beischehir-Sees der Fieber wegen nicht rathsam macht, von einer Fahrt nach diesen Inseln ab. Würde es sich bestätigen, was die Hirschfeldsche Beobachtung in hohem Maasse wahrscheinlich macht, dass sich auf diesen Inseln Spuren von grösseren mittelalterlichen Ansiedlungen vorfinden, so könnte nicht mehr daran gezweifelt werden, dass diese Inseln mit jenen des Sees Pasgusa oder Pungusa

---

*) Vorläufiger Bericht über eine Reise im südwestlichen Kleinasien von G. Hirschfeld. Berliner Akademie-Bericht vom 20. März 1879.

identisch sind, die im Jahre 1142 der Kaiser Johannes Comnenus erobern wollte, und dass mithin Pasgusa oder Pungusa der mittelalterliche Name der Karalitis gewesen ist. Die Inseln waren von Christen bewohnt, die wegen der kurzen Entfernung von Ikonium — man sollte angeblich an einem Tage hin und zurück gehen können — sich mit den Muhammedanern befreundet, ihre Sitten angenommen und sich den Byzantinern entfremdet hatten.*) Der Kaiser versuchte anfangs vergeblich, sie wieder unter seine Botmässigkeit zu bringen, indem er Brücken zu den Inseln schlagen und sie von Fahrzeugen aus angreifen liess. Nun hat man auch an die vor der Stadt Egherdir im dortigen See liegenden Inseln gedacht. Aber abgesehen davon, dass von diesen nur eine bewohnt ist, wäre es bei der grossen Entfernung vom Festlande unmöglich gewesen, dort hinüber eine Brücke zu schlagen (Taf. LXII). Auch spricht die Bemerkung von der kurzen Entfernung nach Konia eher für den Beischehir wie für den Egherdir Göl, wenn es gleich eine Uebertreibung ist, dass die Bewohner den Hin- und Rückweg an einem Tage zurückgelegt hätten. Uebrigens wäre es auch sehr sonderbar gewesen, wenn der mittelalterliche Chronist, wie Ritter (a. a. O. pag. 457) mit Recht hervorhebt, nicht die Stadt Egherdir selbst bei der Belagerungsgeschichte erwähnt hätte. Ramsay (a. a. O. pag. 389) macht für den Egherdir-See freilich den Umstand geltend, dass der Kaiser sich bei dieser Unternehmung auf dem Wege von Laodicaea nach Attaleia (Adalia) befand, was ihn hier und nicht am Beischehir Göl vorübergeführt hätte. Wenn nun aber noch erwähnt wird (Cinnamus a. a. O. pag. 58. 14), der Name des Sees, Pungusa, habe in älterer Zeit Skleros gelautet, so weist m. E. schon die Namensgleichheit darauf hin, ihn mit dem heutigen See von Beischehir (Karalitis) zu identifiziren und hier die gegen die byzantinische Herrschaft aufsässigen Inseln zu suchen.

Ueber mehrere, z. Th. trockene Wasserläufe, die die fruchtbare Ebene durchschneiden, erreichten wir gegen Mittag den Ort Kirili Kassaba, der einen recht trübseligen Anblick darbot. Die ärmlichen Lehmhütten standen verlassen und verfallen, und nur an der mitten durch den Ort führenden Landstrasse befinden sich noch einige besser aussehende Holzhäuser und Buden, die wohl während des Wochenmarkts benutzt werden. Hier liegt auch der Han, in dem wir Rast machten. Während Otto von Richter,**) der im Jahre 1816 Kirili Kassaba berührte, die Wohlhabenheit der Bewohner und die hübschen Häuser mit ihren komfortabelen, teppichbelegten Diwans und ihren Kaminen besonders hervorhebt, entwirft Hamilton***) ein ganz

*) Nicetas Choniata. Histor. 50. ed. Becker, Bonn 1835, und Johan. Cinnamus. Epitome. ed. Meineke, Bonn 1836, pag. 22.

**) O. v. Richter. Wallfahrten im Morgenlande, pag. 354—57.

***) W. Hamilton. Researches in Asia Minor. II, pag. 322—358. Royal Geogr. Journ. of London. VIII, pag. 155—57.

anderes, der Gegenwart schon mehr entsprechendes Bild. Als dieser Reisende im August 1837 am Ostufer des Beischehir-Sees entlang zog, fand er die Stadt verödet und halb zerstört. Fast kein lebendes Wesen war zu erblicken; der grösste Theil der Bewohner war von der Pest dahingerafft, so dass nicht einmal Arbeitskräfte genug vorhanden waren, um die reife Ernte auf den Feldern zu besorgen. Denselben traurigen Eindruck empfingen auch wir von dem Orte und beschlossen deshalb, die Nacht nicht in der ungesunden Ebene zuzubringen, sondern das auf den östlichen Höhen gelegene Dorf Selki aufzusuchen.

Die Kirili Kassaba umgebenden Obst- und Gemüsegärten sind von niedrigen Erdwällen umgeben, woraus man schliessen darf, dass der von dem Gebirge südlich der Stadt herabkommende Bach, dessen breites Bett wir durchritten, in der Regenzeit grosse Ueberschwemmungen anrichtet. Am Ufer fanden sich zahlreiche antike Reste, die auf eine alte Ansiedlung schliessen lassen. Man hat hier die Stadt Karallis oder Karallia vermuthet, doch scheint dieser Ort, wie Ramsay (a. a. O. pag. 390) überzeugend ausführt, nicht am Ost- sondern am Südufer des Sees gesucht werden zu müssen. Der Name Kirili Kassaba (d. h. Kirili-Marktplatz) beweist hier nichts, da er sich auch im Süden des Sees findet, wo ein Dorf und ein Berg Kirili bekannt sind.

In südöstlicher Richtung gelangten wir über eine Reihe von Erdwellen, die sich vom Gebirge zum See herunterziehen, an das aus circa 30—40 Häusern bestehende Dorf Tschukurkend. Die Ernte war meist schon beendet und die Felder neu gepflügt. Beim Bergansteigen eröffnete sich uns bald eine umfassende Aussicht über den See, von dem nun auch der breite, südlichere Theil sichtbar wurde. Endlich erreichten wir gegen Abend Selki, ein grösseres Dorf. Die Hitze des Mittags war nach einem kurzen Gewitter und Regenfall gewichen, und ein heftiger, kalter Wind strich von Süden, vom See herauf; aber in dem behaglichen Raum des kleinen Unterkunftshauses hatten wir es uns bald bequem gemacht. Inmitten des weitläufig gebauten Dorfes erhebt sich eine Anhöhe, auf der sich jetzt das Schulhaus befindet, und die, falls sich hier eine antike Ansiedlung befunden hat, jedenfalls einst als Akropolis diente. Ramsay (a. a. O. pag. 334) vermuthet in oder bei Selki das antike Amblada, da letzteres zwischen Vasada (wahrscheinlich bei Jonüslar) und Misthia (Monastir ?) gelegen haben soll, eine Bischofsstadt, die unter dem Metropoliten von Ikonium stand. Die früher angenommene Lage am Ostufer des Egherdir Göl bei Gelendos sei deshalb unmöglich. Leider wären bisher keine antiken Reste in Selki gefunden worden. Nach Strabo*) lag die Stadt

*) Strabo C. 570. Ἄμβλαδα, ὅθεν καὶ ὁ Ἀμβλαδεὺς οἶνος ἐκφέρεται πρὸς διαίτας ἰατρικὰς ἐπιτήδειος.

in Pisidien und war berühmt durch ihren Wein. Eine andere Quelle (Philostorgius. Hist. eccles. V, 2) hebt die Unfruchtbarkeit ihres Bodens, die ungesunde Lage und die Rohheit der Bewohner hervor. Der scheinbare Widerspruch, der zwischen jenen beiden Nachrichten besteht, lässt sich erklären, wenn man die heutigen Kulturverhältnisse betrachtet. Während nach Sterrett (III, pag. 192) der sich nördlich von Selki hinziehende Gebirgsrand mit seinen vielen, in geschützten, sonnigen Thälern liegenden Dörfern ausserordentlich fruchtbar sein und den Markt von Konia mit Pflaumen, Kirschen und auch mit Wein reichlich versorgen soll, macht Selki und seine Umgebung selbst nicht den gleichen Eindruck. Auf der Höhe gelegen, besitzt es keine Obstgärten oder Weinberge und ist nur von Feldern umgeben. Wenn an der Stelle des heutigen Ortes im Alterthume die bedeutendste Stadt der Gegend gelegen hat, so würden doch auf ihrem Markte die Produkte der Umgegend verhandelt worden sein, und es wäre erklärlich, dass Strabo trotz der weniger fruchtbaren unmittelbaren Umgegend die Weintrauben von Selki hervorheben könnte. Vor der Djami fanden wir einen römischen Meilenstein.*) Es dürfte dieses Zeugniss antiker Kultur die Hypothese Ramsays, hierher das alte Amblada zu setzen, bekräftigen. Scherzes halber sei erwähnt, dass wir Gelegenheit hatten, auch eine Bemerkung des alten Kirchenhistorikers Philostorgius über die schlechten Sitten der Einwohner von Amblada bei denen des heutigen Selki bestätigt zu finden. Schon in Kirili Kassaba hatte man uns vor dem Ort gewarnt: wir sollten lieber anderswo Nachtquartier nehmen, denn die Leute wären dort »tschok fena« (sehr schlecht). Es wurde uns dort denn auch in der That, als wir am nächsten Morgen (12. Juli) unseren Wohnraum vorübergehend ohne Aufsicht liessen, um über den Ankauf mehrerer origineller Kelims im Dorfe zu verhandeln, ein Fernglas entwendet, dessen Verlust wir erst nach dem Verlassen des Ortes bemerkten. Zwar sandte der Kaimakam von Beischehir, der sich ebenfalls ungünstig über die Leute von Selki aussprach, sofort einen Zabtije dorthin; er kehrte jedoch unverrichteter Sache zurück, und wir kamen nicht wieder in den Besitz des Gestohlenen. Dies war übrigens der einzige Diebstahl, der uns während der Reise vorgekommen ist.

Von Selki aus führt ein direkt östlicher Weg über Jonüslar und Kyzylören nach Konia; er stösst im Thal des Baschara Su auf die Strasse Konia—Doghanhissar, die wir wenige Tage zuvor passirt hatten (Kap. VIII). Ersterer Weg ist die nächste Verbindung zwischen Jalowadj (Antiocheia) und Konia und muss, wie die Menge von seldjukischen Hanen beweist, die Sterrett (II, pag. 187) hier fand, im Mittelalter von grosser Bedeutung gewesen sein. Der amerikanische Gelehrte spricht auch von Räubern, die in dieser

*) Vgl. Anhang I, Nr. 24a.

Gebirgsgegend, besonders in der Nähe des Bagharzik Dere, seit Alters der Schrecken der Karawanen gewesen seien. (!)

Wir stiegen in entgegengesetzter Richtung zur Ebene hinab und suchten den an der direkten Strasse von Kirili Kassaba nach Beischehir gelegenen Eflatun Bunar zu erreichen. Nach einer Weile hatten wir jedoch in dem verdorrten Wiesenland, das sich von den Höhen hinabzieht, den Weg verloren, bis wir endlich am Ausgang eines kleinen, von Weiden bewachsenen Thales auf die Fahrstrasse stiessen und bald danach einen



Der Eflatun Bunar

kleinen Teich vor uns sahen, an dessen von Rinder- und Ziegenheerden belagertem Ufer sich ein Gemäuer erhob. Wir hatten das gesuchte Monument erreicht.

Der Eflatun Bunar ist schon mehrfach von Reisenden besucht und beschrieben worden.*) Er gehört zu den durch ganz Kleinasien verstreut liegenden Monumenten alt-kleinasiatischen Stils, den Denkmälern der »pseudohethitischen Kunst«. An der Westseite des nach Norden orientirten Bauwerkes sprudelt ein Quell aus dem Erdboden hervor und bildet, durch

*) Hamilton. Researches in Asia Minor II, pag. 350/51. Revue Archéol. 1885, pag. 257 ff. American Journal II, 1886, pag. 49 ff. Perrot, Histoire de l'Art. 1887, IV, pag. 734 ff. Humann und Puchstein, Reisen. 1890, pag. 65. Zeitschrift für Assyriologie. 1894, pag. 416.

eine Barre eingedämmt, einen kleinen See, über den die aus 14 Trachytblöcken bestehende Fassade emporragt (7,02 m lang, 3,30 m breit). Die Anordnung und Darstellung der mit Reliefs versehenen Steine ist folgende: Ein grösserer Baldachin oder eine Aedicula wird durch den obersten grossen Block, der mit einer geflügelten Sonnenscheibe versehen ist, und durch die vier seitlichen Steine mit ihren stützenden oder tragenden Figuren gebildet, während sich darunter und innerhalb der ersteren eine kleinere Aedicula befindet. Sie wird dreifach von je zwei kleineren Steinen getragen und enthält im Architrav-Balken zwei geflügelte Sonnenscheiben, die sich direkt über zwei darunter angebrachten, grösseren Steinen befinden.*)

Ueber die Darstellungen auf den Reliefs und deren Deutung habe ich an anderem Orte**) ausführlicher gehandelt. Hier möchte ich nur erwähnen, dass mir eine grosse Uebereinstimmung und Verwandtschaft mit den Reliefs von Boghas Köi vorhanden zu sein scheint. Am meisten Schwierigkeit verursachen die beiden hohen Steine in der Mitte, die sich schon durch ihre Stellung direkt unter den Sonnenscheiben als die bedeutungsvollsten und als die Hauptfiguren des ganzen Monuments kennzeichnen. Leider sind gerade sie am meisten verletzt. In dem vom Beschauer aus links befindlichen Relief möchte ich dieselbe Göttergestalt erblicken, die auch in Boghas Köi auf dem zum Sanctuarium führenden Korridor angebracht ist:***) eine Gottheit mit hoher, spitzer Mütze auf menschlichem Kopf. Der Brustkasten wird aus den Vordertheilen von zwei Löwen gebildet, deren Köpfe die Stelle der menschlichen Schultern einnehmen, während zwei andere Löwen zu beiden Seiten mit den Köpfen nach unten am Körper herabhängen, und das Ganze scheinbar in einem sich verjüngenden Pfeiler endigt. Die am Eflatun Bunar befindliche Relieffigur hat die gleiche hohe Mütze, jedoch fehlen ihr die Arme an den hohen, wie mit einem Ansatz versehenen Schultern; der Unterleib verjüngt sich auch hier pfeilerartig. Das als Gegenstück dienende Relief bietet wegen seiner ausserordentlichen Verstümmelung noch mehr Schwierigkeiten für die Deutung. Mir scheint die Darstellung keine Figur, wie bisher angenommen wurde, sondern ein Phallus zu sein. Für diese Deutung spricht wiederum die Analogie mit den Reliefs des alten Pteria, wo die erwähnte armlose Gottheit in Zusammenhang gesetzt ist mit einer Aedicula, unter der sich ein Phallus befindet (Perrot a. a. O. Abb. 321). Es wäre demnach hier, wie ich des weiteren in dem unten angegebenen Aufsatz ausgeführt habe, unter den neben einander gesetzten Aediculen erstens die Hauptgottheit von Pteria und zweitens eine andere Gottheit der schöpferischen

*) Aehnliche Aediculen zeigen die Reliefs von Boghas Köi, dem alten Pteria. Abgeb. bei Perrot a. a. O. Plan VIII. K. und Abb. 321. Humann und Puchstein a. a. O. Abb. 13, 14, 15.

**) Reise in Phrygien, Lykaonien und Pisidien. Archäologisch-epigraphische Mitth. 1896.

***) Perrot a. a. O. Abb. 320.

Naturkraft unter ihrem Sinnbild, dem Phallus, zur Darstellung gebracht. In ersterer sieht Perrot (a. a. O.) die seit Urzeiten auf dem Boden Kleinasiens verehrte Gottheit, in der sich die Erde und ihre ewig junge Schaffenskraft personifizirt, das Urbild der Göttermutter, der Kybele.

Wo aber könnte diesen Gottheiten mit grösserem Rechte eine Stätte der Verehrung errichtet sein, als an diesem Platze? Hier, wo dem sonst öden und steppenartigen Boden ein Quell entspringt, um Mensch und Thier zu erquicken, um Gedeihen und Fruchtbarkeit in der Natur zu erzeugen. Die kleinen Gestalten, die die Arme stützend emporheben, sind als die den Himmel d. h. die geflügelte Sonnenscheibe tragenden Atlanten zu deuten, »deren mythologische Bedeutung hier ganz vor der tektonischen und dekorativen zurücktritt«.*) Das Vorhandensein eines Altars, den Ramsay (a. a. O.) in dem untersten, mitten zwischen den Hauptfiguren stehenden Relief erkennen will, würde ein weiterer Beweis für die Deutung des Eflatun Bunar als einer Kultstätte sein.

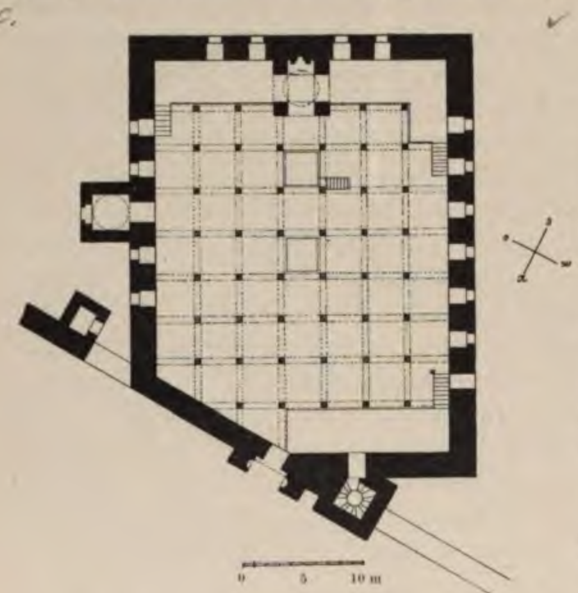
Das Monument, das ursprünglich jedenfalls eine grössere Ausdehnung hatte, ist bei Errichtung des Dammes zerstört worden, der den kleinen See an der Ostseite begrenzt. Das südlich gelegene Terrain ist mit einer Fülle unbearbeiteter roher Blöcke bedeckt, und die Anlage des Bauwerks wird erst sicher erkannt werden können, wenn man hier Ausgrabungen vornimmt und etwaige Fundamente freilegt. Man kann die Vermuthung hegen, dass es sich hier um eine tempelartige Anlage gehandelt hat, an deren Südseite sich ein Thor befand. Den Hauptschmuck hatte man der Nordfassade gegeben — der dem Wasser zugekehrten Seite — und hier die Gottheiten zur Darstellung gebracht, denen man den lebenspendenden Quell zu verdanken hat, und die nun in dem Tempel aus Dankbarkeit für dieses Geschenk verehrt wurden.

Der Eflatun Bunar liegt an der von den kilikischen Pässen kommenden Strasse, die an der Ostseite der Karalitis zum Mäanderthal hinaufgeht. An verschiedenen anderen Stellen dieser Strasse findet man ausserdem noch — z. B. in Ibriz (Kybistra-Herakleia) und Fassilar (Dalisandros) — Denkmäler alt-kleinasiatischen Stils. Der Name »Plato-Brunnen« stammt aus der seldjukischen Zeit, in der sich die persischen Gelehrten am Hof in Konia mit griechischer Philosophie beschäftigten. In Konia selbst wurde das Grab des athenischen Philosophen und zwar in der byzantinischen Kirche auf dem Burgberge vermuthet (vgl. pag. 34); galt doch Plato in den Sagen des Orients ebenso wie Alexander d. Gr. als ein machtiger Zauberer.

Nachdem wir uns mehrere Stunden am Eflatun Bunar aufgehalten, das Bauwerk gemessen und photographirt hatten, war noch ein Weg von drei Stunden zurückzulegen, ehe wir Beischehir erreichten. In der Mitte

*) O. Puchstein. Zeitschrift für Assyriologie 1894 a. a. O.

des Weges sieht man einer Insel gegenüber am Ufer das Dorf Kyr Stefan, dessen Name auf eine ehemalige christliche Ansiedlung schliessen lässt. Wir näherten uns dem See, an dessen östlicher Ecke zu beiden Seiten seines Ausflusses Beischehir (die Fürstenstadt) gelegen ist. Der nördliche Theil, diesseits des Flusses, heisst Itscherschehir (Binnenstadt). Von der ehemaligen Stadtmauer ist hier noch ein geringer Rest mit einem Thor erhalten (Taf. IL). Dahinter breitet sich eine jetzt theilweise unbebaute Fläche aus, in der sich zwischen mehreren jämmerlichen Häusern einige interessante Baudenkmäler seldjukischer Zeit erhalten haben.



Die Eschref Rum Djami in Beischehir
Grundriss

Die Eschref Rum oder Eski Djami (Taf. L—LII) ist, wie aus der Uebereinstimmung mit ähnlich datirten Bauten Konias hervorgeht, ein Bau des XIII. Jahrhunderts. Interessant ist der Grundriss, der mit dem der Moschee Ala eddīn in Konia übereinstimmt und den ältesten Typus des muhammedanischen Gotteshauses darstellt. Es ist ein achteckiger Raum, dessen flache Decke von 48 sich nach oben verjüngenden Holzsäulen getragen wird. Diese, jedenfalls aus den hochstämmigen Cedern des Anamas Dagh gefertigt, ruhen auf profilirten Steinbasen, während die Kapitäle aus holzgeschnitzten Stalaktitenzellen bestehen. Originell ist bei dem Gebäude der Umstand, dass seine nördliche Ecke abgeschnitten ist. Diese Unsymmetrie lässt sich daraus erklären, dass die Moschee nach Mekka, nach SO orientirt sein musste, und man von der im N vorüberführenden Strasse einen Zugang in das Gebäude herstellen wollte. Dadurch, dass man nun auch die an der Strasse, neben dem Portal in stumpfem Winkel abgehende Mauer durch den Unterbau des Minares verdeckt hat, wird diese Unregelmässigkeit dem Auge glücklich entzogen. Das Portal ist sehr reich gebildet, mit Stalaktitengewölbe in der tiefen, sich im Spitzbogen öffnenden Nische. Leider ist der Sandstein, den man zum Bau verwendet hat, sehr weich und porös, so dass die Borten und Ornamente, die aussen die Nischenöffnung umziehen, schon ganz zerstört und unkenntlich

geworden sind. Besser hatte sich im Innern der Nische die Dekoration erhalten, die in den naturalistischen Blatt-Verzierungen über dem Eingang an die Indje Djami und die Energhe Djami in Konia erinnern (Taf. XXVI bis XXX und pag. 61 Fig. 1). Eine alte Holzthür mit sauber ausgeführter ornamentaler Füllung und altem schmiedeeisernem Beschlag verdient noch besonders erwähnt zu werden (Taf. LI).

Im Innern sind der Mirab (die Gebetsnische), über dem ein Kegeldach emporsteigt, sowie die Decke der Turbe an der Ostseite, die mit einem gleichen Dach versehen ist, mit Fayence-Mosaik, wie wir es in Konia kennengelernt haben, geschmückt. An dem Mirab finden sich ausserdem noch in Relief ausgeführte und glasirte Fayencen. An den Schmalseiten, zwischen den Säulen, ziehen sich die für die Frauen bestimmten Gallerien hin, deren Geländer aus einem hübschen Holzgitterwerk gebildet wird, und vor der Gebetsnische führt eine Treppe zu einer Estrade empor, von der aus der Priester die Gebetsregeln hersagt. Die Mitte des ganzen Raumes wurde ursprünglich von einem Brunnenbassin eingenommen, über dem die reich verzierte, geschnitzte Holzdecke offen gelassen ist. Die Steinbekleidung dieses Bassins ist jetzt entfernt, und man sieht nur noch ein quadratisches Loch in dem Fussboden, das eine rohe Bretter-Umzäunung umgiebt. Das ganze Innere macht bei dem spärlichen Licht, das in den weiten, säulengetragenen Raum fällt, einen phantastischen Eindruck (LII). Die Eschref Rum Djami gehört zu den interessantesten mittelalterlichen Bauwerken, die wir im Innern Kleinasiens gesehen haben. Leider gelang es uns nicht, einen der schönen alten Teppiche, die den Boden bedeckten, käuflich zu erwerben.

Der Moschee gegenüber liegt eine Medresse, deren Holzthür wiederum Beachtung verdient, sowie ein prächtiger ehemaliger Han mit mächtigen Pfeilern im Innern. Hier hatte jetzt ein Töpfer seine Werkstatt aufgeschlagen. In scharfem Kontrast zu diesen imposanten Resten der Vergangenheit steht die moderne Umgebung. Die wenigen jämmerlichen Häuser, die sich in dieser Gegend der Stadt erheben, sind bewohnt von einer ärmlichen Bevölkerung, der man die furchtbare Wirkung der Fieberluft sofort ansieht. Fast alle Leute sind von gelber, kranker Gesichtsfarbe, und auch die Kinder haben schon die Gesichtszüge von alten Leuten, wenn auch der übrige Körper oft unnatürlich aufgedunsen erscheint. Ich erinnere mich noch besonders des seltsamen Anblickes eines jungen Burschen mit greisenhaft welken Zügen, der in einer der kleinen Portalnischen der Eschref Rum Djami regungslos, mit stieren, halb geschlossenen Augen dasass, indessen ein Rabe mit einem blauen Perlenhalsband auf seiner Schulter hockte.

Ein gepflasterter Damm führt durch sumpfiges, mit Weiden bestandenes Terrain zum Irmak (Fluss), dem breiten, mit reissender



Cedern am Südufer des Beischehir Sees

Geschwindigkeit dahin eilenden Ausfluss des Sees (Taf. LIII). Eine auf 7 Bogen ruhende Brücke, aus schönen Quadern errichtet, jetzt aber in verfallenem, kaum passirbarem Zustande, führt zum jenseitigen Ufer in die Stadt Beischehir, die ungefähr 600 Häuser zählen soll (Abb. pag. 118). Das am meisten in die Augen fallende Gebäude ist eine hoch über der Stadt im Süden gelegene Kaserne, ein nüchterner, moderner Bau. An einem grossen, öden Platz liegt der Han, in dem wir abstiegen; auf der anderen Seite sind in mehreren engen Gassen die Holzbuden des Bazars zusammengedrängt. Hier empfing uns auch, in einem nach der Strasse offenen Raume sitzend, der Kaimakam, ein alter Herr, an den wir uns, wie schon erwähnt, wegen des in Selki verübten Diebstahls wandten. Abgesehen von den in der Vorstadt Itscherischehir liegenden seldjukischen Bauten bietet Beischehir selbst nichts Bemerkenswerthes.

Am folgenden Morgen (13. Juli) fand auf dem grossen Platz vor unserem Han der Wochenmarkt statt. Durch aufgestellte Rohrmatten gegen die Sonnenstrahlen geschützt, sassen die Händler neben ihren Waaren, während eine grosse Volksmenge, aus den umliegenden Ortschaften stammend, sich zum Kauf drängte; sie waren zum Theil schon in Arabas oder zu Pferde am Tage vorher angekommen. Die Wohlhabenderen von ihnen waren in unserem Han abgestiegen, dessen sämmtliche Räume deshalb besetzt gewesen, während die übrigen im Freien kampirt hatten. Vergeblich versuchten wir noch einmal vor dem Aufbruch, die herrliche Moschee zu besuchen; der Hodja war jedoch nicht anwesend und hatte den Schlüssel mit sich genommen.

Nachdem wir die westlich der Stadt gelegenen Obst- und Weingärten passirt hatten, ging es am südlichen Seeufer entlang, das an einigen Stellen durch die von den Bergen herabkommenden Bäche sumpfig und unwegsam war. Viele Schaf- und Ziegen-Heerden weideten hier auf den Wiesen, während es die Büffel vorgezogen hatten, sich in das Wasser des

Sees zu legen, und hier, vor den quälenden Insekten geschützt, nur mit dem Kopf aus den vom Nordwind leise bewegten Fluthen hervorschauten.

Nach dreistündigem Marsch am Ufer entlang hielten wir auf einer Anhöhe unter dem schirmenden Dach mehrerer mächtiger Cedern eine längere Rast. Von hier aus bot sich ein prächtiger Blick über das weite Seebecken dar, das im Westen von den steil abfallenden Vorbergen des Anamas Dagh begrenzt wird, während im Norden hinter der von Inseln belebten Fläche die Gipfel des Kyzyl und Sultan Dagh herüberschauen. Gleich uns hatte eine Anzahl von Landleuten, die vom Markt in Beischehir in ihre Dörfer zurückkehrten, hier Halt gemacht, und ferner auch ein Kadi, der mit seinem kleinen Söhnchen und mehreren Dienern auf der Reise nach Tharsus begriffen war. Es bot einen belustigenden Anblick, alle diese bunt gekleideten Gestalten hier, in einzelne Gruppen getheilt, unter den schattigen Bäumen beisammen zu sehen, während sich die Pferde in der fruchtbaren Niederung ihr Futter suchten.

Nun verliessen wir den See, ritten in südlicher Richtung durch ein breites Wiesenthal, dessen wasserreicher Bach dem See zueilt, und erreichten am Nachmittag nach anderthalbstündigem Ritt über mehrere Höhen eine gut angebaute Ebene und in ihr das wiederum an diesem Bach gelegene grosse Dorf Ueskeles. Es macht einen stattlichen Eindruck mit seinen grossen, aus Stein errichteten Häusern, deren Vorderseite im ersten Stockwerk stets von einer geräumigen Veranda eingenommen wird. Eins der grössten Häuser wurde uns als Absteigequartier angewiesen. Vorerst mussten wir auf einem Altane mit dem Hodja und den Aeltesten des Dorfes eine Tasse Kaffee trinken und besahen dann unter Führung eines der letzteren den Ort näher. Erstaunlich war die grosse Menge von antiken Fragmenten, von Säulenstücken und anderen Skulpturen, die sich überall an den Mauern der Häuser vorfanden. Ein nicht schlecht gearbeitetes Relief, wohl von einem Sarkophag herrührend und zwei Gewandgestalten zu beiden Seiten einer thorähnlichen Architektur darstellend, entdeckten wir hoch oben in einer Hausmauer.*) Besonders viele antike Reste waren auf dem Friedhof sichtbar, der, im Süden gelegen, die höchste Stelle des Ortes einnimmt. Trotz eifriger Nachforschung und vielen Fragens war es uns jedoch nicht möglich, eine Inschrift ausfindig zu machen. Jedenfalls befanden wir uns auf dem Boden einer bedeutenderen antiken Ansiedlung. Wie uns die Bewohner versicherten, ist diese südlich vom Beischehir-See gelegene Gegend noch von keinem Reisenden besucht und näher untersucht worden.**) v. Luschan ist von Baulo und Kazaklü aus direkt nach Beischehir gegangen, während Hirschfeld das Westufer auf

*) Abgebildet in den Archäolog.-Epigr. Mitth. XIX, I. pag. 24.

**) Ramsay (a. a. O.) pag. 390: »This side (das südliche Ufer des Sees) has been seen by no traveller, but has been reported to Sterrett and to myself.«

geradem Wege von Süden aus erreichte. Wie Ramsay (a. a. O.) auseinandergesetzt hat, muss die bedeutendste Stadt der Gegend, Karallis, von der der See den Namen erhalten hat, am Südufer des Sees gestanden haben, und die Vermuthung liegt nahe, dass Ueskeles mit seinen vielen Resten eines antiken Ortes die Stelle von Karallis bezeichnet. Ein Anklang in den beiden Namen ist jedenfalls vorhanden.*)

Hier in Ueskeles gelang es uns, mehrere bessere Stickereien zu erwerben (Taf. LXXI). Einen prachtvollen Abend verbrachten wir auf der geräumigen, nach Norden gerichteten Veranda unseres Hauses, von wo der Blick über eine reiche, üppig angebaute Ebene bis zu den fernen, schneebedeckten Gipfeln des Anamas Dagh schweifte.

*) In modernen türkischen Ortsnamen findet man häufig die Vorsilbe Is (hier diaektisch Ues), welche dem umgewandelten antiken Namen vorgesetzt ist. So lautet der moderntürkische Name von Nicaea Isnik, von Nikomedia Ismid, von Baris Isparta; entstanden aus εἰς Νίκαιαν, εἰς Νικομήδειαν, εἰς Βαρίδα. Auf diese Weise ist vielleicht aus εἰς Καρραλίν Ueskeles entstanden.



Ueskeles Köi



X. KAPITEL

IM GEBIET DER EURYMEDON-QUELLEN

Als wir am 14. Juli Morgens Ueskeles verliessen, war unser Ziel Zekeria Köi, das nach der Sterrettschen Karte ungefähr in südlicher Richtung von Ueskeles gelegen sein musste. Wir befanden uns in gebirgiger Gegend, in den nördlich bis zum Beischehir-See reichenden Ausläufern eines Bergzuges, der, in nordwestlicher Richtung von dem Hauptstock des Tauros ausgehend, auf der östlichen Seite von dem Soghla Göl und dem Irmak (der die Verbindung zwischen diesem See und dem von Beischehir bildet), auf der westlichen Seite von dem Lauf des Melas begrenzt wird. Es sind hohe Kalkgebirge, zum Theil bewaldet und von tief einschneidenden Thälern durchzogen. Anfangs im fruchtbaren und gut kultivirten Thal des Ueskeles Tschai emporsteigend, erreichten wir nach zwei Stunden das hoch im Gebirge liegende Dorf Monastir, dessen sonnige Abhänge mit Weinpflanzungen bedeckt sind. Es ist, ähnlich wie Ueskeles ein grosses, etwa 600 Häuser umfassendes Dorf; einige in den Mauern verbaute, antike Fragmente lassen ebenso wie der Name, der wohl aus Monasterium entstanden ist, auf eine alte Ansiedlung schliessen. Einer der Bewohner zeigte uns ein kleines, antikes Grabrelief mit zwei roh ausgeführten Porträtköpfen; da er es jedoch nur gegen eine hohe Ent-

Kopfleiste: Der Kirili und der Ak Dagh, vom Pass bei Monastir aus gesehen.

9*

schädigung abzeichnen lassen wollte, standen wir davon ab und folgten einem anderen, der sich erbot, uns zu einem in nächster Nähe des Dorfes befindlichen Jazili Tasch (Inschrift-Stein) zu führen. Bergauf und bergab ging es, bis wir endlich nach einem Marsche von mehr als einer Stunde vor einer Felswand Halt machten, an der es uns mit Mühe gelang, zwei in den Felsen eingegrabene, undeutliche Buchstaben zu entziffern, von denen der eine ein M, der andere ein Ω oder O zu sein schien. In letzterem Falle bedeutet diese Inschrift vielleicht die Grenze des Ortsgebiets: M(οναστηρίου) "O(ρος). Das Erdreich war vor der Felswand aufgewühlt; vermuthlich hatte man nach Schätzen gegraben. Dass wir von diesem Funde,



Das Dorf Monastir

den wir mit einem ermüdenden, zweistündigen Marsch in der Mittagshitze hatten erkaufen müssen, nicht gerade übermässig begeistert waren, kann man sich denken.

Von Monastir stiegen wir in einem reich bewaldeten Thal zu einer Passhöhe (1620 m) empor, wo sich eine umfangreiche Aussicht nach allen Himmelsgegenden eröffnete. Von Norden her glänzte in sattem, tiefem Blau der Beischehir-See herauf, der mit seiner malerischen Umgebung von Bergzügen einem Schweizer Alpensee glich und, von hier oben aus gesehen, seine graue Farbe ganz verloren zu haben schien; im Süden und Süd-Osten starrten die kahlen Felsgipfel des Kirili und Ak Dagh (weisser Berg) jäh empor. Nun ging es nach Süden durch ein mit Tannen und Eichen

bestandenes Waldthal zu einem grösseren Thalkessel hinab, dessen südlicher Abschluss von der steil aufragenden Wand des letztgenannten Berges gebildet wird. Hier fanden sich auf einem Hügel, der von Dr. Osborne bestiegen wurde, bedeutendere antike Mauerreste. Einen Namen für diese Ruinen konnten wir nicht erfahren. Nun umgingen wir den westlichen Fuss des Ak Dagh und erreichten so endlich nach über fünfstündigem Marsche das hoch über einem tief unten fliessenden Bach, am Rande des engen Gebirgsthales gelegene Dorf Zekeria Köi (Zacharias-Dorf). Der nur aus 60 Häusern bestehende Ort macht mit seinen rohen, aus Baumstämmen gezimmerten Hütten, deren Schindeldächer durch Steine belastet sind, vollständig den Eindruck eines europäischen Alpendorfes.

Eine senkrechte Felswand am Südende des Dorfes ist mit sieben stelenartigen Reliefs bedeckt, die sämmtlich einen gepanzerten Mann zu Pferde darstellen und mit Weih - Inschriften an Ares versehen sind. G. Hirschfeld, oder vielmehr sein Reisegenosse Eggers hat im Jahre 1878 Zekeria Köi besucht, kann jedoch die Inschriften nicht genauer geprüft haben, da er hier »in den lebendigen Fels gemeisselte Reliefs sieht, meist Reiter, nach den bisweilen erhaltenen Inschriften naturfeste Grabstelen, wie sie nun schon an mehreren Punkten Kleinasiens in grosser Fülle zu Tage gekommen wären«.*) Der Kult eines reitend dargestellten Gottes ist auf der ganzen Halbinsel sehr verbreitet, vor Allem in Pisidien, Phrygien, Karien, Pamphylien und auch in Lykien. Oft ist die Gottheit als Apollo, als Helios und als Mithras direkt bezeichnet oder durch beigegebene Attribute (Doppelbeil, Keule, Strahlenkranz um den Kopf) als solche kenntlich gemacht.**) Eine vierte, bisher noch nicht unter dem Bilde einer Reiterfigur dargestellte Gottheit findet sich in diesen Reliefs von Zekeria Köi: Ares. Wahrscheinlich liegt allen diesen verschiedenen Göttern ursprünglich eine seit uralter Zeit in Kleinasien verehrte Gottheit, der Θεὸς Σώζων, der »Retter«, zu Grunde.

Dass eine grössere Anzahl von derartigen Reliefs eines reitenden Gottes wie hier an einer Felswand neben einander angebracht sind, kommt auch sonst noch mehrfach vor.***)

Ein Beweis dafür, dass sich diese Darstellung bis in das Mittelalter erhalten hat, ist der »Heilige Georg«, den, wie wir oben (pag. 69) erwähnten, einige seldjukische Fürsten als Wappen auf ihre Münzen prägen liessen.

---

*) Sitzungsbericht der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 20. März 1879.

**) Die Litteratur hierüber sowie Zeichnungen und photographische Aufnahmen der Reliefs von Zekeria Köi finden sich in meinem oben erwähnten Aufsatz in den Archäolog.-Epigr. Mittheilungen XIX.

***) Kodja Tasch bei »Djouk Ovarlak« in Pisidien. Vgl. M. Collignon. Bullet. de Corr. Hell. 1880, pag. 291. Felsen bei Tefeny in Pisidien. Vgl. A. H. Smith. Journal of Hell. Stud. VIII, pag. 235.

Die genaue Untersuchung dieser Skulpturen und ihre photographische Aufnahme, sowie das Abklatschen der Inschriften*) nahmen bei der schlechten Erhaltung der Reliefs noch mehrere Stunden des nächsten Tages (15. Juli) in Anspruch, ehe wir an den Aufbruch denken konnten. Wir beschlossen, nunmehr an das Westufer des Beischehir Göl zurückzukehren, um von dort aus durch den Anamas Dagh und das Gebiet der Eurymedon-Quellen den zweiten Alpensee Pisidiens, den See von Egherdir, zu erreichen.

In dem engen Thal von Zekeria Köi stiegen wir abwärts und stiessen nach einem $2^1/_2$stündigen Marsche in nordwestlicher Richtung auf das kleine Dorf Tschetme. Der Besitzer des freundlichen, sauberen Hauses, in dem wir rasteten, zeigte uns eine grosse polirte Marmorplatte, die er in der Nähe gefunden haben wollte. Auch sonst sahen wir auf dem Friedhof und in den Mauern der Häuser viele antike Fragmente. Wir beschlossen, den Fundort dieser Steine aufzusuchen, und wurden nach einem etwa eine halbe Stunde entfernt liegenden, ausgedehnten Ruinenfelde geführt, dessen Name man uns als Paris Belaeni Tscholuk angab. Die Stelle ist in einem breiteren Thal auf einer kleinen Anhöhe gelegen und mit niedrigem Strauchwerk und Gebüsch bewachsen. Der Boden war theilweise stark durchwühlt, und man hatte anscheinend alle irgendwie bearbeiteten oder skulpirten Steine schon fortgeschleppt, während sich noch hie und da grosse Quadern und Mauerzüge, sowie Fundamente wahrnehmen liessen, ohne dass man jedoch den genauen Grundriss der Gebäude noch hätte erkennen und feststellen können. Wir befanden uns hier auf der Stelle einer grösseren antiken Ansiedlung, die ich mit Parlais, einer pisidischen Kolonie des Augustus, identifiziren möchte. Ramsay (a. a. O. pag. 395) will im Gegensatz zu H. Kiepert, der den Ort an der Stelle des heutigen Barla am Westufer des Egherdir Göl vermuthete, die Lage von Parlais nach den von ihm angeführten Quellen nur in einem Gebiete annehmen, das bald zu Pisidien, bald zu Isaurien oder Lykaonien gehört hat. Dies ist bei dem südlich vom Beischehir Göl gelegenen Gelände der Fall. Ueberdies musste Parlais als Festung an einer der Hauptstrassen liegen, die vom See über das Gebirge zum Meer führten. Und so hat denn der englische Forscher, auf diese Gründe gestützt, Parlais in der seinem Werk beigefügten Karte (pag. 330) ungefähr an der Stelle verzeichnet, wo von uns die Ruinen von Paris Belaeni Tscholuk gefunden wurden, in deren moderner Bezeichnung sich der antike Name meiner Ansicht nach deutlich genug erhalten hat.

Nicht weit von diesen Ruinen stiessen wir auf ein sumpfiges Thal, das sich nördlich bis zum Beischehir Göl erstreckt. Es wird von einem wasserreichen Bach durchschnitten, der zur Zeit unseres Aufenthalts an einigen Stellen über den westlichen Uferrand ausgetreten war und die

*) Vgl. Anhang I, No. 25—27.

Thalsohle auf eine weite Strecke hin in einen See verwandelt hatte. Beim Passiren dieses schwierigen Terrains geschah es, dass sich zwei von unseren Packpferden in das etwa metertiefe Wasser legten und nur mit grosser Mühe wieder auf die Beine gebracht werden konnten. Unter diesen Umständen suchten wir thunlichst schnell unser nächstes Ziel, das Dorf Kazakly (Räuberdorf), zu erreichen, um das Gepäck, das sich voll Wasser gesogen hatte, baldigst einer Trocknung zu unterziehen.

Kazakly ist ein kleines Dorf von ungefähr 150 Häusern, dessen südliche Seite von einem äusserst breiten, jetzt trockenen Flussbett begrenzt wird. Auf dem Friedhof fanden sich einige Inschriften. Die Luft schien hier, in unmittelbarer Nähe der sumpfigen, sich bis zum See erstreckenden Niederung, ungesund und fiebererzeugend zu sein.

Von Kazakly aus führen zwei Wege nach der an der Westseite des Beischehir Göl gelegenen Ebene von Hoiram, die wir erreichen wollten, um von dort aus über das Gebirge zum Egherdir-See hinüberzugehen. Der eine, weitere Weg führt zwischen dem Gebirgsstock des Anamas Dagh und seinen östlichen Vorbergen hindurch nach Norden, während der andere, kürzere, aber schwierigere diese Vorberge selbst, die steil zum Meer hinabfallen, passirt. Wir brachen am nächsten Morgen (16. Juli) auf letzterem Wege auf. Anfangs ging es auf welligem, mit niedrigem Strauchwerk bewachsenem Terrain in nordwestlicher Richtung ungefähr bis zu der Stelle empor, wo rechts unten das sumpfige Thal sein Ende erreicht, und sich der Bach in den See ergiesst. Die das Thal im Osten begrenzenden Höhen schieben hier eine bewaldete Landzunge in den See vor und finden jenseits eines Wasserarms in einer langgestreckten Insel ihre natürliche Fortsetzung. Die Insel ist ebenfalls bewaldet und gliedert sich in zwei Bergkuppen.

Nun begann in einer engen Schlucht, in einem steinigen, trockenen Wasserlauf das mühsame Aufwärtsklimmen. Wir stiegen von den Pferden und liessen sie sich selbst ihren Weg zwischen den über einander gethürmten Felsblöcken suchen. Nach ermüdendem Marsche wurde endlich ein malerisches Hochthal erreicht, mit Laub- und Nadelhölzern dicht bewachsen und mit einer selten grossen Schaar von Vögeln bevölkert. Neben Drosseln, Nusshähern und den blau gefiederten, prächtigen Mandelkrähen halten sich hier auch viele Feldhühner (Keklik) auf, von denen einige erlegt wurden. Nachdem wir einen Pass überstiegen hatten, ging es durch prächtigen Laubwald am westlichen Rande des Gebirges entlang. Gegenüber thürmte sich, durch ein Thal getrennt, der Felsstock des Anamas Dagh empor; aus seinen Schluchten und Abhängen glitzerten blendend weisse Schneeflächen herüber (Taf. LIV). Endlich war gegen Mittag die nördliche Spitze des Gebirges erreicht, und vor uns lag tief unten die mit mehreren Dörfern besetzte Ebene von Hoiram, die sich Maremmen bildend, weit in den See vorschiebt. Aus der weiten Wasserfläche des Sees, über

der fern am andern Ufer die Höhen des Sultan und Kyzyl Dagh sichtbar wurden, tauchte eine Anzahl bergiger Inseln auf. Am flachen östlichen Uferrande war Kirili Kassaba inmitten seiner grünen Obst-Gärten zu erkennen.

Nur mit der grössten Schwierigkeit ging der Abstieg zur Ebene an dem steilen Hange herab von statten. War es schon für uns nicht leicht, auf dem jäh abfallenden Terrain fortzukommen, so schien es für die Pferde nahezu eine Unmöglichkeit; denn die Sättel mit dem schweren Gepäck fielen den Thieren alle Augenblicke auf den Hals und drohten, sie mit in die Tiefe zu reissen. Unser Zabtije hatte in dieser kritischen Lage vollständig den Kopf verloren; er setzte sich, als es nicht weiter zu gehen schien, verzweifelt auf einen Stein und zerriss laut klagend sein Hemd auf der Brust; dann wollte er dem Jürüken-Jungen, der von Kazakly aus als Wegführer mitgekommen war, und den er für den schlechten Weg verantwortlich machte, zu Leibe gehen. Endlich, nach einstündigem Klettern kamen wir glücklich unten an, wo ein gerader Weg durch die fruchtbare Ebene uns in kurzer Zeit zum Dorf Kurdjowa führte. Hier wurde eine Rast von mehreren Stunden gemacht, ehe wir wieder aufbrachen, um dann schnell die kurze Strecke bis zu dem am jenseitigen Gebirgsabhang liegenden Bajamly Köi zurückzulegen.

Die Bauart der aus Baumstämmen zusammengefügten Häuser erinnerte hier wiederum daran, dass wir uns in einer holzreichen Gegend befanden. Ein geräumiges, auf der höchsten Stelle des Ortes gelegenes Haus wurde uns als Quartier angewiesen. Von dem Altan aus sah man über das Dorf und die Ebene von Hoiram hinweg den weiten Spiegel des Sees glänzen, während sich gegenüber, im Süden, der Felskoloss des Anamas Dagh in seiner ganzen Majestät und mit dem gürtelartigen Schmuck seiner dunkelen Cedernwaldungen umgeben präsentirte. Wie uns die Bewohner erzählten, soll es noch hoch hinauf, bis in die Nähe des nie schmelzenden Schnees, Weiden und Jailas geben, die in den Sommermonaten für kurze Zeit besucht werden.

Als wir am nächsten Morgen (17. Juli) in aller Frühe aufbrachen, ging es erst eine Weile neben dem Bach im Thal entlang, bis uns ein hochstämmiger Wald aufnahm, und wir auf gewundenem Pfade steil am Abhang emporstiegen. Je höher wir kamen, um so prächtiger ward die Aussicht, die der Rückblick auf die blau emporschimmernde Seefläche oder auf den gewaltigen Felskoloss des Anamas Dagh darbot, ein Landschaftsbild, wie es prächtiger nicht gedacht werden kann (Taf. LV). Immer dichter wurde der uns umgebende Wald, immer höher der Baumwuchs, immer schwieriger der Pfad, wenn der Stamm eines gestürzten Waldesriesen den Weg versperrte. Neben der prächtigen Silbertanne und der dunkelen Schwarzföhre bestimmt hier vor Allem die Ceder mit der lichtgrünen Färbung ihrer Nadeln den Charakter der Landschaft. Während die Tanne in regel-

mässigem Wuchse pyramidenförmig emporwächst, und auch die grössten und ältesten Bäume stets die Schönheit der Form und des Wuchses bewahren, gewährt die Ceder mit ihren wagerecht stehenden, knorrigen Aesten einen mehr malerischen Anblick. Oft sind ihre Zweige des grünen Schmuckes schon entkleidet, und nur an der Spitze noch wölbt sich schirmförmig eine dichte Krone. Und zwischen den hoch aufragenden Stämmen hindurch sah man in blendender Weisse jenseits des tief abfallenden Thales die Schneefelder des Anamas Dagh (Taf. LVI). Nach dreistündigem Aufstieg war die Passhöhe (1830 m) erreicht, und nun ging es steil in ein enges Gebirgsthal hinab. Der landschaftliche Charakter hatte sich wie mit einem Schlage geändert. Dort die mächtigen Formen des Hochgebirges und ein ernst stimmender Urwald; hier ein lustig plätschernder Bach, beschattet von Platanen und umgeben von Wiesenblumen. Wir hatten das Gebirgsland betreten, das sich nordwestlich vom Anamas Dagh in waldbedeckten Bergzügen von geringer Höhe und in fruchtbaren Thälern bis zum See von Egherdir hin erstreckt. In dem kleinen Dorf Jaka (Seite), das, unter Nuss- und anderen Obstbäumen halb versteckt, in einer fruchtbaren Thalsenkung liegt, wurde in dem Haus des Hodja Halt gemacht

Nach einem heissen Marsch von einigen Stunden erreichten wir dann am späten Nachmittag Afschar.*) Das Dorf ist in einem breiten Thalkessel gelegen, den ein nicht unbedeutender Zufluss des Eurymedon durchströmt. Auch hier wieder grosse Fruchtbarkeit, Getreide- und Maisfelder und prächtige Wallnussbäume (Taf. LVII). In um so grösserem Gegensatz zu dieser üppigen Vegetation standen der Schmutz und die Unsauberkeit des kleinen Bretterhauses, das uns als Nachtquartier angewiesen wurde. Auf dem malerisch unter hohen Bäumen gelegenen Begräbnissplatz fanden wir noch am späten Abend einen Stein mit einer griechischen Inschrift, in welcher der Ortsname Gynada erwähnt ist.**) Da sich sonst keine Inschriften oder andere antike Steinfragmente in Afschar vorfanden, war anzunehmen, dass der Stein hierher von einer anderen Stelle verschleppt worden ist. Wir erfuhren denn auch, dass nicht weit von Afschar entfernt, bei dem Orte Terziler (Schneider) »viele Schriftsteine« vorhanden wären.

Dorthin machten wir uns am nächsten Morgen (18. Juli) auf. In Terziler wies man uns auf den Siwri Dagh (Spitz-Berg), einen steil aufragenden Bergkegel. Nach einigem Zaudern, ob wir wirklich den Leuten Glauben schenken sollten, entschlossen wir uns, die Höhe zu erklimmen, und wir sollten es nicht bereuen. Nach einem halbstündigen Anstieg lag

*) Wohl nach dem türkischen Stamm der Afscharen benannt.

**) Vgl. Anhang I, No. 29.

eine umfangreiche, mit Ruinen bedeckte Terrasse vor uns: die Trümmer einer antiken Ansiedlung, die bisher noch nicht bekannt ist; von der heutigen Bevölkerung Siwri Kalessi (das spitze Schloss) genannt. Das Plateau erstreckt sich 250 m über Terziler ungefähr 150 m unterhalb der erst leise, dann schroff ansteigenden Felsspitze des Siwri Dagh ca. 75 m in Südost-Richtung hin; es ist ca. 45 m breit; die Ränder fallen steil zum Thal ab. Diese ganze Terrasse ist mit Trümmern bedeckt und mit reicher Vegetation von Cedern und Laubbäumen überwuchert. Das am besten erhaltene Gebäude ist ein kleiner Tempel in Antis, mit Pronaos und Cella, aus dunkel-



Tempel-Ruine in Siwri Kalessi (Gynada)

braunem Sandstein (Taf. LVIII). Die Umfassungsmauern sowie auf der einen Seite ein Stück vom Giebel stehen noch aufrecht. Von den beiden Eingangssäulen lag ein Stück mit 32 flachen Kannelirungen vor dem Tempel. Die ohne Mörtel an einander gefügten Quadern sind in abwechselnd höheren und niedrigeren Streifen auf einander geschichtet und äusserst sorgfältig bearbeitet, indem jedesmal ein schmaler glatter Rand die rauhe Mittelfläche des Steines umgiebt. Die Giebelnische scheint mit Skulpturenschmuck versehen gewesen zu sein, wie man aus Bohrlöchern an der Innenwand der ersteren schliessen kann. Der Giebel selbst trägt eine Maske als Bekrönung und Löwenköpfe als Wasserspeier an den Ecken.

Rechtwinkelig geht von der Ostwand des Tempels ein Mauerzug ab, der wahrscheinlich eine Terrasse abschloss. In der Mitte des Plateaus liegt ein rechteckiger, von einer Mauer umfriedeter Platz. An diesen stösst eine in den lebendigen Fels gehauene Exedra (Taf. LIX); doch ist der grosse Felsblock jetzt in der Mitte auseinander geborsten. Auf einer der frei herausgearbeiteten Seitenwangen, die jedenfalls zur Aufnahme von Skulpturen dienten, ist ein rundes Medaillon mit einer Triquetra in Relief angebracht.

Von anderen Skulpturen fanden wir unterhalb des Tempels auf dem abfallenden Terrain einige roh ausgeführte Sarkophage und auf dem Plateau



Das Ruinen-Feld von Siwri Kalessi (Gynada)

selbst das Stück eines Frieses mit Trophäen. Ein kleines Grabrelief mit Porträtfiguren und einem Adler im krönenden Dreiecksfeld erinnerte an ähnliche Arbeiten, die wir in Afschar und in Kurdjowa gesehen hatten. Ein hier gefundenes Relief hatte auch dieselbe Triquetra, wie an der erwähnten Exedra. Die Triquetra soll das Symbol von verschiedenen Städten in Pamphylien und Pisidien gewesen sein und findet sich vor Allem auf den Münzen von Selge, einer der bedeutendsten Städte Pisidiens. Wir entdeckten mehrere Inschriften in dem Trümmerfelde, die jedoch nichts Bemerkenswerthes über den vorliegenden antiken Ort ergaben; um so wichtiger war aber die Inschrift, die wir am Tage vorher in dem nahen Afschar gefunden hatten. Hier wird, wie schon erwähnt,

das Volk von Gynada genannt, und Gynada mag denn wohl auch der Name dieser antiken Ansiedlung gewesen sein.

Von 9 Uhr Morgens bis $4^1/_2$ Uhr Nachmittags hatten wir uns in Siwri Kalessi aufgehalten, eine grosse Anzahl von photographischen Aufnahmen angefertigt und die bemerkenswerthesten Ruinen ausgemessen.*) Wir stiegen nun den steilen Abhang wieder zum breiten und fruchtbaren Thal (Kara Abeli Owa) hinab und gelangten über einen prächtig bewaldeten Hügel in ein zweites, noch breiteres Thal, Jilan Owa (Schlangen-Thal) genannt. Aus einer engen Schlucht des nördlich die Ebene begrenzenden hohen Gebirges bricht hier bei dem kleinen Dorfe Budjak ein mächtiger, rasch fliessender Gebirgsbach hervor, der Zindan Su, einer der Haupt-Quellflüsse des Eurymedon. Hier zuerst überspannt ihn eine primitive Holzbrücke, die wir passirten, um bald das freundlich im Grün seiner Obstbäume versteckt liegende Dorf Imrohor (Stallmeister) zu erreichen. Der Begräbnissplatz war ganz besät mit antiken Architektur-Fragmenten, ohne dass sich eine Inschrift entdecken liess. Sterrett vermuthet hier die Stelle des antiken Timbrias (Sterrett [a. a. O.] III, pag. 280).**)

Am nächsten Morgen (19. Juli) hatten wir fast zwei Stunden durch die Hochebene Jilan Owa, die von mehreren Quellflüssen des Eurymedon durchschnitten wird, zu reiten, ehe wir das kleine Dorf Jilanly (Schlangen-Dorf) erreichten und bald hernach auf einem niedrigen Sattel die Wasserscheide zwischen dem Meere und dem Egherdir-See überschritten. In engen, mit niedrigem Unterholz bewachsenen Thälern windet sich der Weg nun zu einer fruchtbaren Ebene hinab. Ein prächtiger, grosser Maulbeerbaum stand hier am Wege, und es dauerte nicht lange, so sassen wir Alle, die Diener eingeschlossen, in den Zweigen und erquickten uns an den erfrischenden, saftigen Früchten, einem lang entbehrten Genuss. Bei der ausgedehnten Ortschaft Bunarbazar tritt man in die sich vom Egherdir-See südlich erstreckende Ebene ein, die der Boghaz Su, der Ausfluss des Sees, durchströmt. Ueberall sieht man fruchtbare Felder, Weinanpflanzungen und Obstbäume. Kurz vor dem See führt eine Brücke über den breiten, rauschenden Fluss, und nun geht es am westlichen See-Ufer entlang, auf schmalem Wege, den rechts die Wellen bespülen, während links die Bergwand steil emporsteigt. Vor uns liegt auf einer weit in den See vorgeschobenen Landzunge unser Ziel, die Stadt Egherdir, und davor, mitten aus dem Wasserbecken, tauchen zwei kleine Inseln malerisch empor. Abgeschlossen wird dieses einzige Landschaftsbild durch die Bergkette, die

*) Diese Aufnahmen sind publizirt in den Archäolog.-Epigr. Mittheilungen XIX, 1. Taf. III, IV und Fig. 8—12.

**) Ueber diese Vermuthung vgl. die Besprechung des Sterrett'schen Buches durch G. Hirschfeld. Göttinger gelehrter Anzeiger. 1888. pag. 592.

das östliche Seeufer mit ihren senkrecht abfallenden Felsen begrenzt (Taf. LX). Die ganze Scenerie erinnert an die oberitalienischen Seen, an den Lago Maggiore mit den Borromeischen Inseln; aber die Farben sind hier noch wärmer und abgetönter und die Konturen zarter und weicher, als unter italienischem Himmel.*)

*) Rev. F. V. I. Arundell, Discoveries in Asia Minor. London 1834. I. pag. 329 ff. »The view of the lake of Egerdir is indiscribably beautiful and may compare with any of the celebrated lakes in Italy.«



Die Inseln im See von Egherdir



XI. KAPITEL

EGHERDIR

Der See von Egherdir erstreckt sich nordsüdlich in einer Ausdehnung von ungefähr 50 km. Durch einen Vorsprung des westlichen Ufers, von dem Gebirgsstock des Borlu Dagh gebildet, der sich bis auf 2 km dem östlichen Ufer nähert, entstehen zwei getrennte Becken, von denen das kleinere, nördliche Hoïran Göl, das grössere, südliche Egherdir Göl im eigentlichen Sinne genannt wird. Hier erreicht der See eine Breite von etwa 15—20 km. Sein Ausfluss ist der Boghaz Su, der von dem Süd-Ende aus in einem weiten, fruchtbaren Thal nach Süden fliesst, um nach einem Lauf von ungefähr 20 km in vielen Katavothren — von den Türken Duden genannt — im Boden zu verschwinden und weiter südlich einen neuen, kleineren See, den Gokhada Gölü, zu bilden. Der Egherdir-See im eigentlichen Sinne trägt einen vollständig alpinen Charakter und ist bis auf die sich nach Süden öffnende Ebene von hohen Bergen aus Schiefer und Kalkstein eingeschlossen, die an vielen Stellen senkrecht nach dem Wasserspiegel abfallen. So ist vor Allem das Ostufer von zerrissenen, steilen Felsklippen begrenzt, über welche und an denen entlang ein gefährlicher Saumpfad von Jalowadj und Gelendos aus nach Egherdir führt. »Der furchtbarste Steilpass geht über die Klippen des Felsvorsprunges, die sich senkrecht über den See erheben, zu dem ein einziger Fehltritt unwiederbringlich in die Tiefe hinabstürzen würde.«*) Diese Stelle wird Ejerim Beli genannt und war früher durch ein Wachthaus mit 5 Mann Besatzung gesichert. An der gegenüberliegenden Westseite bilden die Ausläufer des Davras Dagh die steile, wohl 700 m hohe Felswand des Djamilü Dagh (Οὐιαρός oder Viarus M.),

Kopfleiste: Das Kastell in Egherdir.

*) Arundell (a. a. O.) I. pag. 328.

zu dessen Füssen auf einer weit vorgeschobenen Halbinsel die Stadt Egherdir liegt. Nach ihr wird auch der Berg heute Egherdir Dagh genannt. Auf ihm befand sich zu den Zeiten des Hadji Chalfa*) eine Festung, in 6 Stunden von der Stadt aus erreichbar, die einst der türkische Held Battal Ghazi den Ungläubigen entrissen hatte. Nördlich vom Djamilü Dagh führt über einen Pass die Strasse nach dem südwestlich gelegenen Isparta.

Der See ist ausserordentlich reich an Fischen; es soll deren fünf verschiedene Sorten geben. Wegen ihrer Fruchtbarkeit wird übrigens die Umgegend von Egherdir stets von den Schriftstellern gerühmt. Hadji Chalfa berichtet, dass dort 36 Arten von Weintrauben gedeihen. Auch wir konnten uns von dem Reichthum und der Ueppigkeit der Gegend überzeugen. Hatte uns schon die Fruchtbarkeit der südlich vom See gelegenen Ebene mit ihren Weinpflanzungen und allerhand Obstbäumen überrascht, so war unser Erstaunen beim Anblick der nördlich der Stadt am Seeufer gelegenen Obstgärten noch grösser. Pflaumen, Aepfel, Aprikosen, Feigen wuchsen hier in wunderbarer Fülle und schienen sorgsam gepflegt zu werden. Auch die sonstige Vegetation war reich an prächtigen, immergrünen Pflanzen und Sträuchern; unter den Bäumen fielen uns hauptsächlich Platanen auf, deren wir viele besonders alte und schön gewachsene Exemplare bewundern konnten (Taf. LXI, LXVII).

Inmitten dieser üppigen Vegetation und einer Temperatur, deren Höhe durch den erfrischenden, von Norden über den See kommenden Wind gemildert wurde, wollten wir den Angaben der Einwohner kaum glauben, dass es in den Wintermonaten öfter starken Schneefall gäbe, ja dass der See manchmal gefriere, und man zu Fuss die Inseln erreichen könne. Freilich liegt Egherdir fast 1000 m über dem Meere. Schon die Regenperiode im Herbst muss nach dem Berichte Schönborns,**) der Mitte November die Stadt besuchte, wenig angenehm sein. »Ein kalter Wind wehte durch die engen, verödeten Gassen. Heftige Südstürme empörten die Wasser des Sees zu Wogen, so dass jede Verbindung mit den Inseln gehemmt war.«

Nachdem zuerst Hirschfeld (a. a. O. pag. 304) die Vermuthung ausgesprochen hatte, dass Limnai der antike Name des Egherdir Göl sei, ist dies von Ramsay (a. a. O. pag. 414) überzeugend nachgewiesen und durch Inschriftenfunde von Sterrett bestätigt worden. Der Bischofssitz von Limnai, wo die Ἁγία Θεότοκος Λίμνας, die christliche Repräsentantin der einst hier sehr hochgehaltenen (Parthenos) Artemis, verehrt wurde, befand sich wahrscheinlich auf Nis, der noch heute von Christen bewohnten, grösseren der beiden vor Egherdir liegenden Inseln.

*) Die türkische Geographie des Hadji Chalfa, unter dem Titel Djihan-numa (Spiegel der Welt) im Jahre 1648 publizirt. Vgl. Ritter (a. a. O.) I. pag. 484.

**) A. Schönborn. Nachlass. Mscr. 1841. Bl. 41. Mitget. bei Ritter (a. a. O.) I. pag. 485.

Eine Kapelle der Gottesmutter selbst liegt, wie Ramsay erzählt, in dem von den Christen Pisidiens und Lykaoniens auch jetzt noch viel besuchten Wallfahrtsorte bei dem Dorfe Kaziri am nordöstlichen Seeufer.

Auch den antiken resp. byzantinischen Namen der Stadt Egherdir festzustellen, ist Ramsay gelungen: Prostanna. Dies war gleichfalls ein Bischofssitz, der jedoch wahrscheinlich gegen Ende des vierten Jahrhunderts mit dem bedeutenderen und unmittelbar benachbarten von Limnai vereinigt wurde, so dass der Name Prostanna von nun an in den Bischofslisten aufhört. Die Münzen von Prostanna zeigen einen spitzen Bergkegel, die markante Form des sich über der Stadt erhebenden Viarus Mons (Taf. LXIII, LXVIII).

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts fiel Prostanna in die Gewalt der seldjukischen Türken, der Sultane von Ikonium. Nach der Auflösung dieses Reiches gehörte die Stadt zum Gebiet des Fürstenthums Hamid, das ausser Theilen von Pisidien auch Isaurien, das um die Seen von Beischehir und Egherdir liegende Land, umfasste und war zu Zeiten im Besitz von eigenen Sultanen. Als Ibn Batuta ungefähr im Jahre 1330 Egherdir, das er Akridur*) nennt, besuchte, herrschte hier Abu Ishak Bey, der Sohn des Addendar Bey, »einer der bedeutendsten Fürsten des Landes«. Ibn Batuta**) beschreibt Akridur als eine grosse, stark bevölkerte Stadt mit schönen Märkten, gut bewässert und von Obstgärten umgeben. Der See vermittelte in zwei Tagen den Verkehr nach Akschehir, Beischehir und anderen Städten der Umgebung. Ibn Batuta wohnte in der Medresse des berühmten Gelehrten Moslich eddīn, die der Haupt-Moschee gegenüber lag. Hierher kam alltäglich der Sultan, um sein Gebet zu verrichten und den Vorlesungen aus dem Koran zuzuhören, die »den Geist bewegen, das Herz demüthigen, den Körper erschüttern und das Auge mit Thränen füllen.« Es war gerade der heilige Monat Ramasan, und am Abend ging Ibn Batuta in den Palast des Sultans, wo dieser neben dem Moslich eddīn auf einem Teppich und gestützt auf ein Kissen dasass und den Schluss des Fastens erwartete. Da kamen dann die Grossen des Reiches und die Emire seines Hofes, und man setzte sich zum gemeinsamen Mahle nieder, bei dem die Lieblingsspeise des Propheten nicht fehlte. Zu der Zeit starb gerade ein Sohn des Sultans, und als der Sultan den Pilger bei dem allgemeinen Gebet bemerkte, das am Grabe des Verstorbenen verrichtet wurde, sandte er ihm ein Pferd als Geschenk und fügte später noch ein Gewand und eine Summe Geldes hinzu.

*) Der Name Akridur ist wohl die Umschreibung einer griechischen Bezeichnung, die aus Ἄκρον, Ἀκρωτήριον = Spitze, Vorgebirge, entstanden ist. Der heutige Name Egherdir ist dann eine Weiterbildung.

**) a. a. O. II. pag. 266.

Im Jahre 1402 wurde Egherdir von Timur nach seinem Siege über Bajazid bei Angora eingenommen.*) Als sich das Heer der Mongolen näherte, suchten die Einwohner der Gegend hinter den festen Mauern von Egherdir für sich und ihre Habe vergeblich Schutz, und auch die vor der Stadt liegenden Inseln, worauf viele geflohen waren, wurden von Timur in Besitz genommen und ausgeplündert. Auf Flössen, die man aus Schläuchen gebildet hatte, war das Heer Timurs dorthin übergesetzt worden.

Heute ist Egherdir eine Stadt von einigen Tausend Einwohnern und der Sitz eines Kaimakams. Die Bevölkerung ist rein türkisch, während auf



Thor in Egherdir

der Insel Nis fast nur Griechen angesessen sind. Der Ort macht einen wohlhabenden, sauberen Eindruck. An dem von Süden zur Stadt führenden Wege lassen umfangreiche Trümmer erkennen, dass dieser schmale, im Westen von der steil aufragenden Wand des Djamilü Dagh, im Osten durch den See begrenzte Zugang durch Befestigungen gesperrt war. Hier waren noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts eiserne Thore vorhanden.**)

*) Cheref eddin. Histoire de Timur Bey; trad. par de la Croix. Delft. Vol. IV.

**) Vgl. Voyage du Sieur Paul Lucas fait en 1714; par Ordre de Louis XIV. dans la Turquie, l'Asie, Sourie etc. Amsterdam 1720. Lucas spricht von einer »Porte de fer« am Eingang von »Egridi, ville, peu considérable aujourd'hui, paroit avoir été très-forte autrefois, surtout par sa situation, puisqu'on n'y peut arriver que par les défilez fort étroits et qu'il serait fort aisé de fortifier.«

Auf einer Hauptstrasse, von der aus enge, winkelige Gassen links zu den sich an den Bergabhang lehnenden Terrassen emporziehen und rechts zum Seeufer hinabführen, gelangten wir auf einen freien Platz, der von Kaffeehäusern und Verkaufsläden umgeben war. Hier hatte sich anlässlich des Feiertages — es war gerade Freitag — eine grosse Menschenmenge versammelt, die, im Kreise geschaart, andächtig den Worten eines Märchenerzählers und den monotonen Vorträgen einiger Musikanten lauschte. Hier liegen auch zwei alterthümliche Gebäude einander gegenüber, eine Moschee und eine Medresse, zwischen denen die Strasse durch ein Thor zu der weit in den See vorgeschobenen Landzunge und dem Kastell hinabführt. An dieser Strasse war das Haus unserer Gastfreunde, der Söhne des kurz vorher verstorbenen Ismail Hadji Murad, wohin uns der Kaimakam durch einen Gendarmen geleiten liess, und wo wir während mehrerer Tage gastliche Aufnahme fanden (Taf. LXIII).

Nach einem Besuche beim Kaimakam, einem liebenswürdigen, jüngeren Beamten, der uns jedweden Schutz und jede Unterstützung während unseres Aufenthaltes in der Stadt in Aussicht stellte, schickten wir uns an, die alterthümlichen Gebäude näher zu betrachten und photographische Aufnahmen derselben anzufertigen. Diese wurden nicht gerade erleichtert durch die Neugier der Bewohner, die nur durch das energische Eingreifen einiger Zabtijes einigermaassen in Schranken und von unserem Apparat etwas entfernt zu halten waren.

Die Haupt-Moschee von Egherdir weist wiederum die allen Moscheebauten dieser Gegend gemeinsame Anlage auf: einen fast quadratischen, von Pfeilern getragenen Saal, in dessen Mitte sich unter einer Oeffnung in der Decke eine Brunnen-Anlage befindet. Das Gebäude ist aussen und innen vor kurzer Zeit einer Renovation unterzogen worden, infolge deren irgend welche älteren Kunstformen nicht mehr zu erkennen sind. Zu dem Portal, das im Stalaktitengewölbe geschlossen ist, führen von dem im Laufe der Zeit erhöhten Strassenpflaster Stufen hinab. Von gleicher Anlage, aber reicher in der Dekoration ist der Eingang zu der gegenüberliegenden Medresse (Taf. LXIV). Breite Borten mit geometrischem Flächen-Ornament und Inschriftbänder umziehen die Portalnische, die von kleinen Säulen flankirt wird. Durch das Portal gelangt man in einen rechteckigen Hof. Hier öffnet sich auf der gegenüberliegenden Seite, wiederum von einem Inschriftband umgeben, eine weite Nische, die früher offen, jetzt durch eine Bretterwand abgeschlossen ist. Auch die Brunnenanlage in der Mitte des Hofes stammt aus neuerer Zeit, während der Bogengang auf der einen Seite durch die byzantinischen Kapitäle über den runden Säulen grösseres Interesse erweckt. Die Dekoration besteht hier in originellem Blätter- und Blumenornament, das in flachem Relief die Seiten der Würfel-Kapitäle bedeckt; bei einer Säule sind an den Ecken Vögel mit ausgebreiteten Flügeln an-

gebracht (Taf. LXV). Nach dem See zu wird der vor der Moschee und der Medresse liegende Platz durch eine Mauer abgeschlossen; über dem hier hindurchführenden Portal erhebt sich ein Minare, während in einer Ecke des Platzes, von einem weit vorspringenden Dach bedeckt, ein Brunnenhaus für die rituellen Waschungen erbaut ist.



Geschnitzte Holzthür in Konia

Die Dekoration des Portals zeigt so grosse Uebereinstimmung mit den Bauten der seldjukischen Zeit aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, wie wir sie in den Denkmälern Konias und vor Allem im Sultan Han kennengelernt haben, dass wir beim ersten Blick eine gleiche Entstehungszeit annehmen mussten. Bestätigt wird diese Vermuthung durch die am Schluss des Kapitels angeführte Bauinschrift, die den Sultan Kai Chosro II als Bauherrn bezeichnet. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe Medresse, in der zur Zeit Ibn Batutas um 1330 der berühmte Gottesgelehrte Moslich eddin unterrichtete, und wo auch der Pilger selbst Unterkunft fand; wenigstens erzählt er, dass die Medresse, wie noch heute, der grossen Moschee gegenüber lag, worin der Sultan täglich sein Gebet verrichtete (vgl. oben).

Ein muthmaasslich aus späterer Zeit, wahr scheinlich dem 15. Jahrhundert, stammender Bau ist das zierliche Bibliotheks-Gebäude in der Mitte des Hofes einer sonst uninteressanten, weitläufigen Schul-Anlage in der Nähe des Kastells (Taf. LXVI). Der quadratische Raum wird von einer flachen Kuppel über einem sechzehneckigen Tambur bedeckt. Vor dem Eingang ist die auf zwei Säulen ruhende Vorhalle gleichfalls durch eine Kuppel gekrönt. Das Ganze macht einen künstlerisch harmonischen Eindruck und erinnert an gleichzeitige italienische Central-Bauten, an die Schöpfungen eines Bramante und anderer Meister der Früh-Renaissance. Eine in dunkelem Holz reich geschnitzte Thür führt in das Innere, das leider bis auf einige wenige Bücher vollständig leer steht. Aehnlich schön gezeichnete und sauber geschnitzte Holzthüren hatten wir an älteren Bauten öfter zu bewundern Gelegenheit. Meistens sind die Ornamente aus dem

10*

vertieften Grunde herausgearbeitet; nicht selten findet man auch hier in kufischer oder arabischer Schrift religiöse Sprüche, so lautet z. B. die doppelt angebrachte Inschrift auf einer sehr schönen Holzthür in Konia: »O Verursacher der Ursachen! O Urgrund! d. h. Allah«. [B. M.]

Die Mitte der sich weit in den See erstreckenden Landzunge nehmen die Trümmer eines Kastells ein, dessen Erbauung dem grössten der seldjukischen Sultane, dem Ala eddīn Kai Kobād I, zugeschrieben wird. An vielen Stellen ist nur noch ein Trümmerhaufen von eingestürztem oder absichtlich zerstörtem Mauerwerk vorhanden; denn die Bewohner der Stadt haben wohl schon seit Jahrhunderten — wie es noch heute geschieht — die ehemalige Festung als Steinbruch benutzt (Kopfleiste pag. 142). Am besten ist die nach der Stadt hin gelegene Seite des Kastells erhalten (Taf. LXI). Hier steht das Mauerwerk wohl noch 10—15 m hoch; davor recken uralte, prächtige Platanen ihre breiten, weit ausladenden Aeste empor. Wie man noch deutlich erkennen kann, war hier die Landzunge durch einen Graben durchstochen, so dass die Festung eine vollständige Insel bildete. Zu beiden Seiten des niedrigen Portals und auch an anderen Stellen springen halbkreisförmige Thürme aus der Mauer hervor, ähnlich den Wartthürmen, die den Sultan Han umgeben. Das äussere Mauerwerk ist aus Quadern und Ziegeln gemischt, in der Art, dass die quadratischen oder rechteckigen natürlichen Steine rings von zwei Reihen schmaler Ziegelsteine umgeben sind. Eiserne Thorflügel und Kanonen, die Arundell (a. a. O.) hier noch sah, sind nicht mehr vorhanden; aber gleich ihm ist auch heute der Reisende entzückt von der herrlichen Aussicht, die sich dem Auge von dem höchstgelegenen Mauerwerk aus — zu dem ein Pfad über Schutt und Trümmerhaufen emporführt — nach allen Seiten hin bietet. Gegenüber, im Westen, steigt die kahle Felswand des Djamilü Dagh jäh empor. Zu ihren Füssen liegt, von einzelnen Baumgruppen unterbrochen, die Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern, aus denen einsam das schlanke Minare der Haupt-Moschee in blendender Weisse hervorragt. Auf der anderen Seite schweift der Blick über das enge Häuser-Gewirr, das hinter dem Kastell die Spitze der Halbinsel bedeckt, nach den beiden kleinen, inmitten der weiten, blauen Wasserfläche schwimmenden Inseln hinüber (Taf. LXII). Im Westen, Süden und Osten begrenzen Bergzüge den See, und nur nach Norden zu entschwindet das Ufer dem Auge. Hier tauchen in ganz weiter Ferne die zarten Umrisse von Gebirgen auf und lassen ahnen, dass auch in dieser Himmelsrichtung der See durch Gebirge abgeschlossen wird.

Am nächsten Morgen beschlossen wir, die beiden Inseln zu besuchen, zu welcher Expedition unsere türkischen Gastfreunde ihre Begleitung zugesagt hatten. Unsere Erwartung war aufs Höchste gespannt; denn nur wenige Reisende haben bisher die Inseln aufgesucht, und Schönborn (a. a. O.)

allein eine Beschreibung von seinem Aufenthalt auf der grösseren im November des Jahres 1841 hinterlassen. Ein grosser, flacher Kahn, dessen beide Seiten mit dicken Wülsten von Rohr gegen das Einspülen der Wellen geschützt sind (Taf. LXVIII),*) brachte uns, von zwei Ruderern geführt, in einer halben Stunde zum Ufer der ersten, kleineren Insel, die von den Eingeborenen Djan Ada**) genannt wird. Hadji Chalfa (a. a. O.), der ihr den Namen Gülistan d. h. Rosengarten beilegt, giebt an, dass sie unbewohnt und mit Reben bepflanzt sei. Otto v. Richter***) bemerkt, die Insel »Dschennada« gehöre dem Statthalter, der hier sein Wohnhaus und Garten habe, und Schönborn sah beim Vorbeifahren — die Insel selbst betrat er nicht — noch Gärten und Gartenhäuser, doch keine antiken Architekturreste. Jetzt ist die runde, ungefähr 3 Morgen grosse Insel unbewohnt; nur an einzelnen Stellen sieht man Trümmerhaufen von türkischen Bauten, die jedenfalls wohl die einstigen Kioske und Gartenhäuser gewesen sein mögen. Den Uferrand des sich nur wenig über dem Seespiegel erhebenden Eilandes umsäumen Weiden und altehrwürdige Platanen, deren knorrige, umfangreiche Stämme von den heranrollenden Wellen bespült werden, oder die auch mitten aus dem Wasser hervorragen (Taf. LXVII). Es ist ein originelles Fleckchen Erde inmitten der gleichförmig brandenden Wogen, umspielt von dem kühlenden Nordwinde. Die vorhandenen Trümmer und der einstige Name »Rosengarten« erinnern wohl an die Zeit, wo hier reiche Paschas ihre Lusthäuser hatten und in üppigen Gärten die heisse Jahreszeit verträumten —

Doch unsere Gastfreunde wurden ungeduldig, und so stiessen wir alsbald wieder vom Strande ab und gelangten in kurzer Zeit zu der zweiten, grösseren Insel, Nis Ada (aus Νησίον entstanden) genannt. An ihrer Südseite befindet sich der Landeplatz, der von hochstämmigen Bäumen beschattet ist (Taf. LXVIII). Die Insel hat etwa eine halbe Stunde im Umkreis und ist dicht mit Häusern bedeckt, die von engen Gassen durchschnitten werden und nur wenig Platz für Bäume und Anpflanzungen übrig lassen. In ihrem Aeusseren erinnerte sie mich an die volkreichen, in den Lagunen Venedigs liegenden Ansiedlungen, an Murano, Burano oder Torcello. Die Bewohner, ungefähr Tausend an der Zahl, sind — wie schon erwähnt — bis auf wenige Türken, die eine eigene Moschee mit hochragendem Minare besitzen, griechischer Abstammung und Religion; sie haben jedoch inmitten der türkischen Bevölkerung ihre eigene Sprache

*) Dieselben hohen Wülste von Schilfrohr bei den Kähnen der Eingeborenen bemerkte Hamilton (a. a. O. I. p. 476) am Nordende des Sees.

**) Djan (?) Insel; vielleicht, wie H. Kiepert meint, aus Tschan Ada d. h. Glockeninsel entstanden.

***) a. a. O. pag. 363.

verlernt und reden und verstehen nur Türkisch. Hauptsächlich ernähren sie sich durch Fischerei, einige treiben auch Weinbau auf dem Festlande. Die grossen Segel ihrer Schiffe fertigen sie selbst.

Unsere Gastfreunde brachten uns in das Haus eines der angesehensten Leute, das einen freundlichen Eindruck machte und sich in nichts von den in Kleinasien üblichen griechischen Behausungen unterschied. Der Wein, der uns vorgesetzt wurde, war freilich von einer seltenen Herbheit und Säure und keineswegs »angenehm und mild« wie jener, mit dem Schönborn vor 54 Jahren hier erfreut und erquickt wurde.

Dann führte man uns zu den beiden Kirchen, die am Ostufer der Insel gelegen sind, und von denen die ältere wegen Baufälligkeit jetzt unbenutzt, aber von besonderem kunstwissenschaftlichen Interesse ist. Der Grundriss des kleinen Gebäudes zeigt die bei byzantinischen Kirchen übliche Form: einen quadratischen Raum, der durch eine von vier Tonnengewölben umgebene Kuppel gekrönt wird. Vor der Westseite liegt eine gleichfalls im Tonnengewölbe geschlossene Vorhalle (Νάρθηξ), ungefähr ein Viertel des Kirchenraumes betragend; im Osten, durch einen Bogen abgeschlossen, der Altarraum mit halbkreisförmiger, vorspringender Apsis. Die Wände des Hauptraumes sind vollständig mit Malereien bedeckt, die leider bei dem geringen Lichte, das durch die kleinen Fenster fiel, schwer zu erkennen und auch durch Rauch vollständig geschwärzt waren. Soweit wir feststellen konnten, bildeten einige Scenen aus dem neuen und alten Testamente und das jüngste Gericht den Gegenstand der Darstellung. »Die Porträts des Kaisers Konstantin und der Helena« (nach Schönborn), welche die Gründer der Kirche sein sollen, habe ich nicht entdecken können; dagegen befindet sich auf der nördlichen Seite dicht unter dem Fenster ein Medaillon mit dem Christuskopf, das ziemlich gut kenntlich ist. Sofern bei der äusserst mangelhaften Erhaltung dieser Wandmalereien ein Urtheil gefällt werden kann, dürften sie etwa dem XI. bis XII. Jahrhundert angehören; doch scheinen mir die Bilder nicht einer und derselben Zeit anzugehören, vielmehr unterscheidet man deutlich eine frühere und eine spätere Arbeit. Rechts vom Eingang steht ein grosser Marmorstuhl mit dem Kreuz auf der Rücklehne, dem Monogramm des Namens Jesu Christi und dem Worte NIKA. Der Altarraum ist, wie üblich, durch die Bilderwand (Τέμπλον) abgeschlossen, an der sich einige werthlose byzantinische Tafelbilder befinden. Um die Apsis läuft eine halbkreisförmige Bank mit dem erhöhten Bischofsstuhl in der Mitte. Die Kapitäle der Säulchen, welche die kleinen Fensterbogen tragen, sowie einige Architrave mit Akanthus-Ornament sind gute byzantinische Arbeiten. Die dem Heiligen Stephanos geweihte Kirche ist jedenfalls ein interessanter mittelalterlicher Bau und verdiente, besonders der Malereien wegen, ein eingehenderes Studium, als es mir bei unserer beschränkten Zeit leider möglich war.

Die Insel Nis ist aller Wahrscheinlichkeit nach, wie wir oben schon erwähnt haben, der Bischofssitz von Λίμναι gewesen, wo die Ἁγία Θεότοκος die grösste Verehrung genoss. Viele Bücher hätte die Kirche früher gehabt — so erzählte man uns —, doch hätten die Franken sie gekauft und fortgeschleppt. Auf einer Insel im Egherdir-See, womit jedenfalls wohl die Insel Nis gemeint ist, hat Hirschfeld während seiner Reise im Jahre 1874 die »traurigen Reste einer Klosterbibliothek« aufgefunden und angekauft. Ein Theil davon ist die sich auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befindende Vita Euthymii, die vor einigen Jahren publizirt worden ist.*)

Die zweite auf Nis befindliche Kirche, gleichfalls dem Heiligen Stephanos geweiht, ist jüngeren Datums und stammt wohl frühestens aus dem XIV. Jahrhundert; sie hat bis in das vergangene Jahrhundert hinein Umbauten und Veränderungen erfahren und ist architektonisch von geringem Interesse.

Als ich durch die südliche von den drei Thüren der Bilderwand in den zum Aufenthalt der Priester bestimmten Raum (Διακονικόν) getreten war, sah ich auf dem Tisch ein Becken liegen und bemerkte ein an der Wand hängendes silbernes Räuchergefäss sowie mehrere Gürtel mit schön gearbeiteten Schnallen. Das Verlangen, diese allem Anschein nach nicht werthlosen Kirchengeräthe zu besitzen, war so gross, dass ich schnell entschlossen das Räuchergefäss und die Gürtel in die Schüssel legte und, mit den Sachen wiederum in den Hauptraum der Kirche zurückkehrend, die uns begleitenden Priester fragte, was sie für dieselben haben wollten. Sie versicherten unter grossem Geschrei, dass diese Gegenstände überhaupt nicht zu verkaufen seien, da sie beim Gottesdienst gebraucht würden. Unterdessen war ein älterer Mann, der Kirchenvorsteher, erschienen; er hiess die beiden Priester schweigen, bedeutete ihnen, dass sie nicht mitzusprechen hätten, und verlangte 30 türk. Pfund. Nach längerem Handeln, bei dem uns die beiden türkischen Gastfreunde energisch unterstützten, gelang es uns, den Preis auf 10 Pfund herunterzudrücken, die wir sogleich dem schmunzelnden Alten einhändigten. Er war sicherlich der Ansicht, dass er uns mit dem Verkauf dieser werthlosen Geräthe gründlich hineingelegt habe. Als wir jedoch mit unserem Schatz die Kirche verlassen wollten, traten die beiden Priester von neuem auf die Bildfläche und machten Miene, uns unter heftigem Drohen und Schelten die Gegenstände wieder zu entreissen. Da raunte uns der alte Grieche zu: »Gieb ihnen einen Bakschisch, ein Medschid ist genug«. Als jeder der beiden würdigen Priester ihren Thaler empfangen hatten, liessen sie uns ruhig passiren, und wir beeilten uns, das Boot zu erreichen, um den Hort endlich

*) Kgl. Bibliothek. Ms. Graec. Fol. 55. — C. de Boor. Vita Euthymii, ein Anecdoton zur Geschichte Leos des Weisen. A. 886—917. Berlin 1888. — Euthymius war von 907—912 Patriarch von Konstantinopel.

in Sicherheit zu bringen. Doch unsere beiden Türken führten uns statt an den Landeplatz, nach der kleinen, inmitten der Insel gelegenen Moschee; da wir in der Kirche der Christen gewesen, sagten sie, müssten wir uns auch ihre Djami einmal ansehen. Es war gerade die Zeit des Mittagsgebetes, und wir trafen die wenigen Muhammedaner der Insel dort versammelt; auch unsere Freunde traten in den schmucklosen Raum und begannen ihre Andacht, während wir an der Thür auf sie warteten. Der Ernst und die feierliche Ruhe, die in diesem muhammedanischen Gotteshause herrschte, und die aufrichtige Frömmigkeit, die sich in der Andacht der Gläubigen ausprägte, legten unwillkürlich einen Vergleich mit den turbulenten Scenen nahe, die wir soeben in der christlichen Kirche erlebt hatten, einen Vergleich, der keineswegs zu Gunsten der Christen ausfiel.

Liturgische Geräthe aus der Kirche des Heiligen Stephanos auf der Insel Nis im Egherdir-See

1. Runde Schüssel aus Zinn, 0,45 m im Durchmesser. In der Mitte des Fonds eine getriebene Rosette, umgeben von zwei ringsum laufenden Legenden, die fünfmal dieselbe Formel wiederholen. Diese räthselhaften Schriftreihen sind verschieden gedeutet worden; so hat man bei gleichen oder ähnlichen Exemplaren, die sich in den meisten grösseren kunstgewerblichen Museen finden, auch die Wiederholung der folgenden sieben Buchstaben MLUTHER (M. Luther) zu erkennen geglaubt.*) Derartige Schüsseln sind im Verlauf des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in Messing oder Zinn, von den Beckenschlägern der grossen mitteldeutschen Städte, vor Allem Nürnbergs und Augsburgs, in grosser Menge angefertigt und theils als Taufschüsseln, als Waschschüsseln in den Sakristeien, als Kollektenschüsseln oder zu häuslichem Gebrauch benutzt worden. Originell ist es, dass dieses, wie einige wollen, den Namen des Reformators tragende Erzeugniss des deutschen Kunstgewerbes seinen Weg bis in das Innere von Kleinasien gefunden hat, in eine orthodoxe Kirche türkisch sprechender Griechen.

Auf dem flachen, äusseren Rand der Schüssel finden sich ausserdem Inschriften in griechischen Buchstaben eingeritzt, deren Entzifferung besondere Schwierigkeiten**) macht, da die Worte selbst nur zum Theil griechisch sind. Durch Rosetten getrennt, zerfällt die Inschrift in vier verschiedene Theile. Zuerst wird der Kirchenheilige genannt: Ὁ ἅγιος Στέφανος; es folgt ein türkisches Wort mit der Jahreszahl 1772 (?); demnach der Name des Stifters (oder Kirchenoberen) Johannes (in der Abkürzung IΩ)

*) Den gütigen Hinweis hierauf verdanke ich dem Direktor des Museums in Schwerin, Herrn Professor Dr. Schlie. Vgl. ferner Otte-Wernicke, Handbuch der christlichen Kunstarchäologie. I. pag. 434. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit. 1819. 2 Bde.

**) Die angegebene Entzifferung und Erklärung verdanke ich der Güte des Herrn Professor Dr. Strzygowski in Graz.



Silbernes Räuchergefäss aus der Kirche des Heiligen Stephanos auf der Insel Nis bei Egherdir

mit dem türkischen Titel Chazi (χαζη); zum Schluss eine zweite Persönlichkeit Chazi Toan, mit einem verbundenen X und Γ davor.

2. Silbernes Räuchergefäss, 0,19 m hoch (vgl. Abbildung). Auf einem einfachen, niedrigen, runden Fuss ruht das sich ausbauchende Kohlenbecken, dessen Wandung aus sechs unten abgerundeten, geraden Flächen gebildet wird. Auf diesen sind unter auf Säulen ruhenden Rundbogen sechs Brustbilder mit hinzugefügten Namen eingeritzt: Christus zwischen Maria und Johannes d. T. und die drei für die Ausbildung der Messe wichtigen Kirchenväter: Basilius, Johannes Chrysostomos und Gregorios. Der durchbrochene Deckel ahmt die Architektur eines Centralbaues nach: Um einen hohen, sechseckigen, mit einer Halbkuppel gekrönten Thurm zieht sich ein Kranz von sechs kleinen Kuppel-Thürmchen herum. Gothische, mit Krabben besetzte Spitzbogen begrenzen die geraden Seitenflächen; auf ihnen ist ein jedesmal verschieden gestaltetes, durchbrochenes Rosettenmuster angebracht. An drei Ecken des Fusses sind Ketten befestigt, die, durch Oesen an den entsprechenden Stellen des Deckels gehend, sich mit einer vierten, von der Spitze des Deckels ausgehenden Kette in einer Handhabe vereinigen. Diese Ketten sind mit Schellen besetzt.

Dieses Räuchergefäss gleicht im ganzen Aufbau den mittelalterlichen Räuchergefässen des Abendlandes, wie sich deren viele aus Erz, seltener aus Silber gefertigt, erhalten haben. Auch die schon der gothischen Zeit entstammenden behalten die romanischen Formen im allgemeinen bei; nur ändert sich naturgemäss die Architektur des Deckel-Aufbaues, sowie die Form des Fusses, der nun meist als Vieleck gestaltet ist. Auch die Entstehung des vorliegenden Gefässes dürfte erst dem XV. Jahrhundert angehören; hierfür sprechen die gothischen Formen und auch die Inschriften, die freilich sammt den rohen Porträtzeichnungen später vom Käufer hinzugefügt sein können. Ob die Arbeit im Abend- oder Morgenlande gefertigt ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Das Vorkommen rein gothischer Formen spräche für das Abendland; anderes jedoch erinnert in hohem Maasse an arabische Architekturgebilde, vor Allem die gekuppelten Fenster mit einer Rundöffnung darüber. Erstere zeigen deutlich den Hufeisenbogen.*) Auch die durchbrochene Ornamentik in den Zwickeln mit ihren geometrisch gestalteten Rosetten könnte an orientalische Vorbilder gemahnen. Wir möchten uns am ehesten dahin entscheiden, dass das Räucherfass nach einem abendländischen Vorbilde von einem orientalischen Goldschmied gearbeitet ist.

3. Silbervergoldete Gürtelschnalle, 0,26 cm lang, 0,10 cm breit (vgl. Abbildung). Jede der beiden Platten zeigt in durchbrochener Arbeit

*) Als Vergleich könnten die Fenster der Moschee Kala'ūn zu Cairo dienen. Abgeb. bei Franz-Pascha, Die Baukunst des Islam. Fig. 116.

inmitten von Rankenwerk den byzantinischen Doppeladler, über dem eine Bischofskrone angebracht ist. Orientalische Arbeit unter abendländischem Einfluss aus der Zeit um 1700.

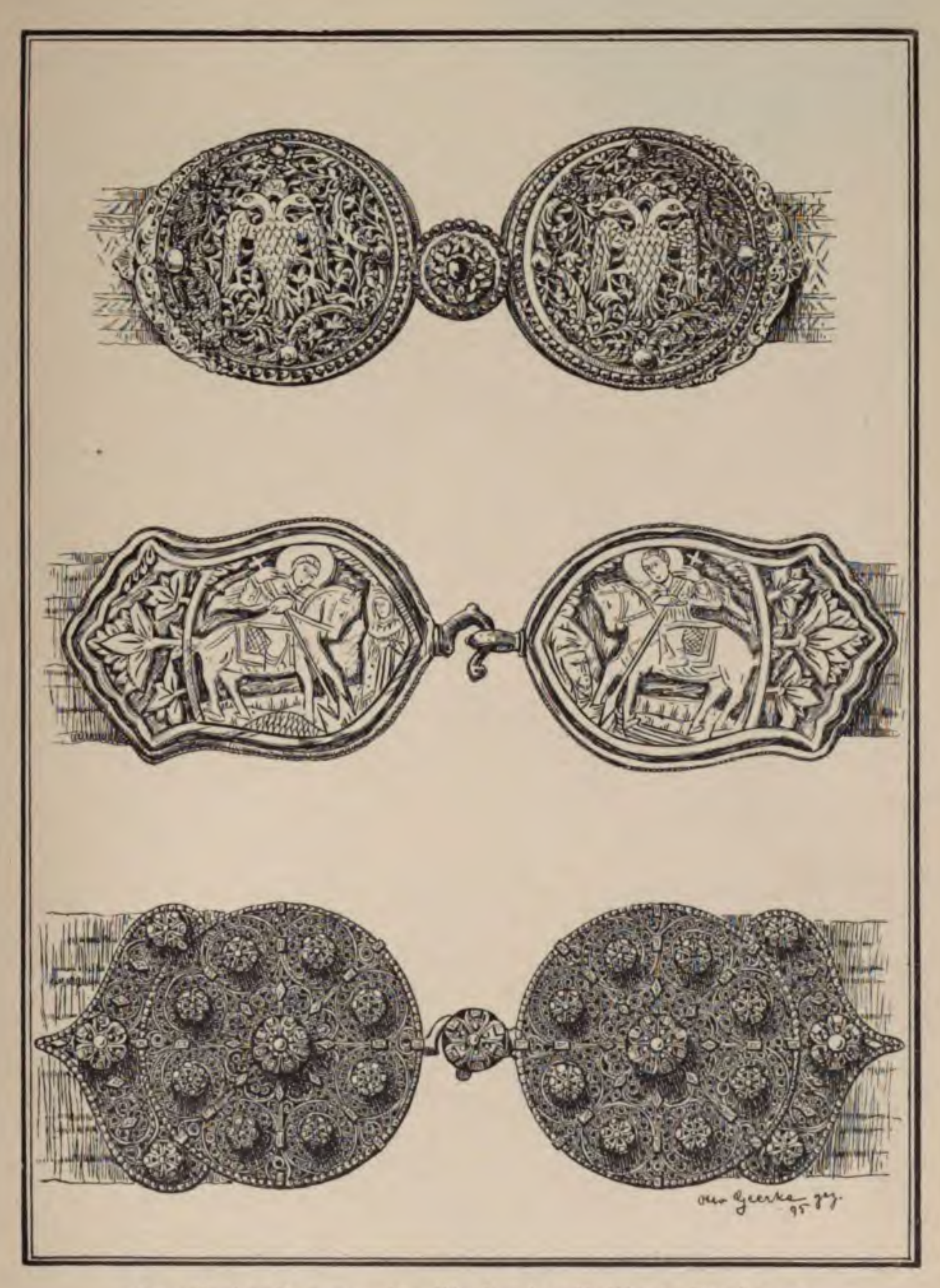
4. Gürtelschnalle, aus zwei in Silber gefassten, geschnitzten Perlmutter-Platten bestehend, 0,20 m lang, 0,06 m breit (vgl. Abbildung). Die eine Platte zeigt den Heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen; im Hintergrunde die befreite Prinzessin. Auf der anderen Darstellung ersticht der Heilige mit seiner Lanze, deren Spitze ein Kreuz schmückt, einen auf dem Boden liegenden älteren Mann mit langem Barte. Diese Figur ist aus dem Grunde eigenthümlich, weil sie mit einer Kopfbedeckung versehen ist, welche einem Turban nicht unähnlich sieht. Oder soll diese hohe Mütze der Sagavart, die armenische Priesterkrone, sein, mit der man auch eine Aehnlichkeit in der Zeichnung finden könnte? In jenem Falle würde die Darstellung den Sieg des Christenthums über den Islam, in diesem die Ueberlegenheit der orthodoxen über die armenische Kirche andeuten wollen. Neben diesem figürlichen Theile sind auf dem ausgeschweiften Abschluss jeder Tafel ornamentale Blätter oder Blumen angebracht. Die Zeichnung des Figürlichen ist befangen und schematisch und erinnert an die typischen Heiligen-Darstellungen spät-byzantinischen Stiles; in dem ornamentalen Blattwerk ist ein Zusammenhang mit dem orientalischen Blumenornament unverkennbar. Die Herkunft dieser interessanten Arbeit dürfte jedenfalls im Orient zu suchen sein; die Zeit ist wahrscheinlich das XV. bis XVI. Jahrhundert. Aus derselben Epoche stammen die geschnitzten Perlmuttertäfelchen, die in Deutschland und den Niederlanden als Schmuckstücke, Kusstafeln oder kleine Altärchen die Stelle der italienischen Plaketten einnehmen und eigentlich nur hier im Norden gefertigt worden sind.*) Vereinzelte derartige Arbeiten stammen aus Italien, und noch seltener kommen byzantinische Schnitzereien aus Perlmutter vor. Zu den wenig bekannten Beispielen (eins befindet sich im Museo Correr in Venedig) gehört die Gürtelschnalle von St. Stephano auf der Insel Nis.

5. Gürtelschnalle aus silbervergoldetem Filigran, 0,24 m lang, 0,09 m breit (vgl. Abbildung). Auf einer Platte, welche aus einem Muster von spiralförmig gewundenen Silberfiligran-Drähten gebildet wird, sind knopfartige Rosetten und rautenförmige kleine Plättchen, eine Eigenthümlichkeit orientalischer Silberschmiedekunst, aufgesetzt.**) Auch der in Form des Eselsrückens geschwungene Abschluss der Platten weist auf die Herkunft dieser älteren orientalischen Arbeit hin.

---

*) W. Bode und H. v. Tschudi. Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epoche im Berliner Museum. Berlin 1888. pag. 241.

**) Die gleiche Eigenthümlichkeit zeigt die oben (pag. 11) erwähnte Verzierung eines Fez, eine gleichfalls aus Silberfiligran gearbeitete, runde Platte (Tepelik genannt), welche ich in Denizli erwarb, und welche weiter unten (pag. 162) abgebildet ist.



Gürtelschnallen aus der Kirche des Heiligen Stephanos
auf der Insel Nis bei Egherdir

Die Bauinschrift der Medresse in Egherdir, nach photographischen Aufnahmen gelesen, übersetzt und erklärt von Dr. B. Moritz

Die Bauinschrift ist leider nicht vollständig; es fehlt der Anfang und, was empfindlicher ist, das Ende, welches das Datum enthalten muss. Ferner ist der mittlere Theil, über dem Thore, von dem darüberragenden Dache so beschattet, dass auf der Photographie nichts zu erkennen ist. Auch in den lesbaren Theilen finden sich kleinere Lücken.

امر بعمارة هذا ا]لخان المبارك السلطان الاع[ظم]شاهنشاه لالمعظم

مالك رقاب الامم سيد سلاطين العرب والعجم سلطان [البر و]

البحرين ذو القرنين الزمان صاحب خسرو ا[لعاد]ل اسكندر الثانى

سلطان سلاطين العالم المويد من السما المظفر على .... Mittlerer Theil

. . . .

الله سلطان بلاد الروم الا..من المسام وديار بكر والافرنج تاج ال سلجوق

غياث الدنيا والدين ابو الفتح كيخسرو بن كيقباد بن السلطان

السعيد قلج ارسلان بن مسعود بن قلج ارسلان

قسيم امير المومنين ملكه الله ...... ca. 4—5 Worte

»[Befohlen hat den Bau dieser gesegneten Medresse] der erhabene Sultan und hohe König der Könige, der die Hälse der Völker hält, der Herr der arabischen und persischen Sultane, der Sultan des Festlandes und der beiden Meere, der Dsu'l ḳarnēn der Zeit, der Chosro dem Gerechten gleicht, der zweite Alexander, Sultan der Sultane der Welt, der vom Himmel gestärkte, der siegreich ist über . . . . Sultan des Landes Rum . . . . . . und Diārbekr und der Franken, Krone der Dynastie der Seldjuken Ghiāth eddunja weddīn, der siegreiche Kai Chosro, Sohn des Kai Kobād, Sohnes des seligen Sultans Kylydj Arslān, Sohnes des Mas'ūd, Sohnes des Kylydj Arslān, Mitregent des Beherrschers der Gläubigen, Gott lasse ihn herrschen . . . .«

Der Anfang lässt sich aus den Paralleltexten ohne Schwierigkeit ergänzen, ebenso die verschiedenen, meist durch Beschädigung des Steines entstandenen kleineren Lücken des ersten Drittels. Das Wort المعظم beginnt mit الا, als ob der Steinmetz الاعاظم hätte schreiben wollen. Der erste Theil von العادل war ihm verunglückt, offenbar weil der Stein sich hier zu mürbe erwies; er nahm deshalb ein dreieckiges Stück aus der Platte heraus und ersetzte es durch ein gleich grosses, auf dem er aber die Schrift vergass nachzutragen. Der mittlere Theil, der durch das vorspringende Dach beschattet ist, enthält wohl nur Phrasen zur Selbstverherrlichung des Sultans. Ihr [hoffentlich nur vorläufiger] Verlust ist weniger zu bedauern als die Lücken des dritten Theils, in welchem die Titel des Sultans sich finden. Schon الروم ist nicht sicher. Das Original bietet: ..الرومَا, was wohl nur eine Flüchtigkeit des Steinmetzen ist für الرومَو. In dem folgenden Wort الأمَن fehlten 1—2 Buchstaben; vielleicht ist es zu ergänzen zu الأَرْمَن »Armenien«. Noch schwieriger ist das folgende المسام; nach der Photographie lässt sich nicht ausmachen, ob وَ vorhergeht. Man könnte bei diesem Worte an الشام »[Nord-]Syrien« denken; der Titel »Sultan von Syrien« wäre insofern erklärlich, als in Aleppo nach der Verheirathung Kai Chosro's mit der Tochter des dortigen Ejubidenfürsten die Chutbe für ihn abgehalten wurde (635 = 1237/8 n. Abûlfeda 3, 170). Die Lesung von Diârbekr und el Afrang̃ ist zweifelsohne. Freilich ist wenig ersichtlich, wie Kai Chosro sich Sultan der Franken nennen konnte. Allerdings hatte der lateinische Kaiser von Byzanz eine Stütze gegen die Griechen bei den Türken gesucht und thatsächlich auch ein freundschaftliches Verhältniss mit Kai Chosro herzustellen verstanden, das durch eine Verschwägerung der beiden Höfe besiegelt werden sollte. Als aber die Mongolengefahr immer drohender wurde, schloss Kai Chosro mit dem Kaiser Vatatzes zu Tripolis am Mäander eine enge Allianz, die zur Auflösung der lateinisch-türkischen Freundschaft führte.*) Sollte dieser Umstand den anscheinend allerdings sehr eitlen Sultan verleitet haben, sich jenen Titel anzumaassen?

*) Hertzberg, Geschichte der Byzantiner, S. 406 ff. Huart (zu Inschrift No. 9) verlegt nach Lebeau diese Annäherung der beiden Mächte in die Zeit nach der Niederwerfung Kai Chosro's durch die Mongolen, was wenig wahrscheinlich klingt. Dagegen verdienen die durch Huart's Untersuchungen gewonnenen Daten über die Seldjuken entschieden den Vorzug vor Hertzberg's diesbezüglichen Angaben.

Die Nachrichten über Kai Chosro sind zu dürftig, um die Frage zu beantworten, ob er ein Anrecht auf diesen langen Titel »Sultan von Rum, Armenien, Syrien (?), Diârbekr und der Franken, Mitregent des Beherrschers der Gläubigen« hatte. Sein Vater, Kai Kobād I, hatte allerdings von dem Chalifen Nâsir eddīn lidīn Allah bei seinem Regierungsantritt die Titel »Sultan von Rum, Armenien und Diârbekr,*) sowie den eines Mitregenten des Beherrschers der Gläubigen«**) erhalten. Es scheint nun, dass derselbe Titel in erweiterter Form auf seinen Sohn übertragen worden ist, obwohl wir von einer diesbezüglichen Gesandtschaft des damaligen Chalifen Mustansir nichts wissen. Oder sollte sich Kai Chosro diese Titel eigenmächtig beigelegt haben?

Eine gewisse Antwort auf diese Fragen könnte die Jahreszahl der Erbauung liefern. Leider ist sie, wie schon bemerkt, durch das erhöhte Strassenpflaster verdeckt; hoffentlich ist sie darunter noch erhalten.

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass der Bau aus der Zeit vor dem Mongoleneinfall, also vor 641 (= 1243/4) stammt; nach diesem dürfte der Sultan oder einer seiner Beamten wohl kaum mehr Zeit und Lust zu solchen Bauten gehabt haben.

Aber auch noch aus einem anderen Grunde wäre die Aufdeckung dieser Jahreszahl erwünscht. Ueber das Ende der Regierungszeit Kai Chosros II herrscht ein gewisses Dunkel. Hier stehen die Angaben der Historiker in auffallendem Widerspruch zu dem Münzbefunde. Die ersteren (Abûlfeda, Ibn Chaldûn und Ḳara Tschelebi Zâdeh)***) geben übereinstimmend als Todesjahr des Sultans an 654 (= 1256), Ibn Schutbe gar 661 (= 1262/3). Nach den Münzen dagegen und dem türkischen Geschichtswerk Tarîch-i-Muneǧǧim-baschi muss sein Nachfolger Kai Kāūs II schon 644 (= 1246/7) zur Regierung gekommen sein.†) Dass diese Angaben den Vorzug verdienen, lehrt eine Bau-Inschrift,††) die Kai Kāūs als Sultan für das

---

*) Huart zu No. 23, pag. 325. Von der Ausübung einer Herrschaft über Armenien und Diârbekr war natürlich keine Rede, wenngleich er auch einige kleine Festungen, Ḥiṣn Manṣûr und Kiachta, in beiden Ländern besass. Für Kai Kāūs, den Vater von Kai Kobād und Kai Chosro, war seit 615 (= 1218) in Diârbekr (ebenso in Mardīn und Ḥiṣn Kêfa) die Chutbe gehalten worden; Ibn il Atîr 12, 131.

**) id. zu No. 12, pag. 126.

***) Huart l. pag. 71 ff.

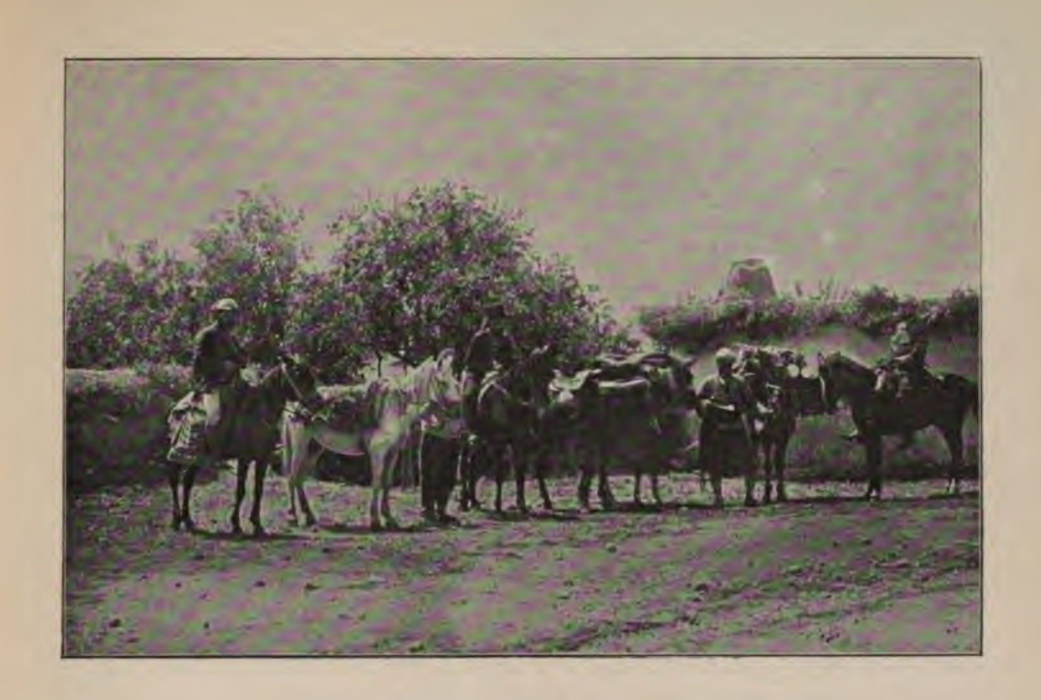
†) Dieser Widerspruch zwischen den Angaben der genannten drei Historiker ist um so auffallender, als die ersteren den Beginn der Regierung Kai Chosros II übereinstimmend richtig in das Jahr 634 verlegen. Oder sollten Ibn Chaldûn und Tschelebi Zâdeh einfach auf Abûlfeda zurückgehen? Es ist nicht unmöglich, dass die Angabe des letzteren auf einem zufälligen Irrthum beruht; in einem Paralleltexte (Band 3, 89. ed. Constpl.), der eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Seldjuken von Rum giebt, fehlt leider das Datum des Todesjahres.

††) Huart No. 12; eine andere, Huart 35, für 649 (= 1251).

Jahr 647 (= 1249) nennt. Immerhin wären noch weitere datirte Inschriften aus der Zeit der beiden Sultane sehr erwünscht. Von Kai Chosro sind bisher nur drei bekannt, Huart No. 9 aus Tschai bei Bulawadyn, die vorliegende und die des Hans von Indjir. Die erstere trägt die sicher nicht richtig gelesene Jahreszahl 657 (= 1259), die vorliegende muss einstweilen als undatirt gelten, die dritte (siehe S. 88 ff) stammt aus dem Jahre 636 (= 1238/9). Vielleicht finden sich noch weitere Inschriften, welche eine Bestätigung der Zahl 644 als Todesjahr von Kai Chosro II bringen.



Schlussvignette: Tepelik, silberne Verzierung eines Fez's, aus Denizli.



XII. KAPITEL

VON EGHERDIR ZURÜCK NACH DINER



Unsere Wirthe, deren Gastfreundschaft wir während unseres Aufenthalts in Egherdir genossen, waren zwei wohlhabende und angesehene Brüder, Söhne des Ismail Hadji Murad. Sie besitzen Weinberge und Ländereien und in der Stadt selbst zwei stattliche Häuser, die an der vom Marktplatz zum Kastell führenden Strasse einander gegenüberliegen (Taf. LXIII). Das eine dient als Wohn- und Gasthaus, das andere ist der Harem, das Frauenhaus; hier lebt unter der Zucht ihrer Mutter die Familie: Die Gattinnen, die Schwestern, die minderjährigen Kinder und die weiblichen Dienstboten. Jeder der beiden Männer ist mit zwei Frauen verheirathet, ein Beweis, dass sie sich in guten Verhältnissen befinden; denn nur reiche Leute können sich bekanntlich im Orient den durchaus nicht mehr häufig vorkommenden Luxus mehrerer Gattinnen wegen der durch den vergrösserten Haushalt bedingten Kosten gestatten. Allen beiden hatte erst

Kopfleiste: Unsere Karawane am letzten Reisetage.

11*

die zweite Eheschliessung Nachkommenschaft gebracht; jeder besass ein Kind, der eine einen 7—8 Jahre alten Sohn, der andere ein mehrere Jahre jüngeres Töchterchen, die beide von ihren Vätern abgöttisch geliebt wurden. Gleich am ersten Tage mussten wir eine photographische Aufnahme von den beiden Brüdern, ihren Kindern, sowie von einem Onkel und dessen Sohn anfertigen (Taf. LXX). Als dann der Oheim am nächsten Tage zufällig erkrankte, glaubte er allen Ernstes, durch das Photographiren behext worden zu sein. Dr. Osborne gelang es jedoch, ihn bald wieder herzustellen; trotzdem liess er es sich nicht ausreden, dass seine Erkrankung die Folge des Photographirens gewesen sei.

Hier hatten wir auch Gelegenheit, das Leben in einem reichen, echt türkischen Hause etwas näher kennenzulernen. Das Gebäude, in dem wir wohnten, bestand aus einem massiven Untergeschoss, worin sich Stallungen und Wirthschaftsräume befanden, und einem aus Holz errichteten Stockwerk, in dem von einer breiten, die ganze Langseite einnehmenden Gallerie der Zugang zu den einzelnen, auf sie mündenden Zimmern stattfand. Hier wurden uns zwei Räume angewiesen, deren einziges Meublement in den auf der Erde liegenden Matratzen und Decken bestand. Alles war äusserst sauber und schmuck gehalten. Als eigentlicher Aufenthaltsort diente die grosse Gallerie. Hier wurden auch auf einer erhöhten Estrade die Mahlzeiten eingenommen, die zweimal am Tage, Mittags und Abends, für unsere Wirthe, den kleinen Sohn und uns auf einer grossen runden Messingplatte aufgetragen wurden. Es gab stets eine Unzahl von Gerichten; farcirte Fleischspeisen, Gemüse und süsse Sachen wechselten mit einander ab, und wir athmeten jedesmal auf, wenn endlich die letzte Schüssel an die Reihe gekommen war, und der aufwartende Diener eine Wasserkanne zum Abspülen der Hände und ein reich besticktes Handtuch (Peschkir genannt) herumreichte. Weder die Zubereitung der Speisen noch auch die Art des Essens, bei der Messer und Gabel nicht gebraucht werden und ein gefaltetes Stückchen Brotfladen den Löffel ersetzt, sind für den Europäer sonderlich angenehm und appetitlich.

Von besonderem Interesse war für uns der Harem, das Frauenhaus, wohin uns unsere Freunde führten, nachdem die Bewohnerinnen, von unserem Kommen benachrichtigt, sich in die Räume des Erdgeschosses — die hier gleichfalls wirthschaftlichen Zwecken dienten — zurückgezogen hatten. Im ersten Stockwerk nimmt auch hier den Hauptraum ein heller, breiter Korridor ein, dessen Glasfenster nach dem Hofe sehen (Taf. LXIX). Nach der Strasse zu liegen mehrere Zimmer, von denen zwei mit breiten, weit vorspringenden Erkern versehen sind. Dichte Jalousien aus Holzgitterwerk schliessen die Fenster ab, um dem Vorübergehenden jeden Einblick zu wehren. Die Einrichtung dieser Räume besteht nur aus niedrigen Diwans, während Schränke und Fächer in die

sehr sorgfältig gearbeitete Paneel-Verkleidung der Wände eingelassen sind (Taf. LXX). Auch die Thür- und Fenster-Umrahmungen und die Plafonds lassen in ihrer sauberen Ausführung ein gewisses künstlerisches Verständniss erkennen; man findet hier neben speziell orientalischen Formen, z. B. dem arabischen Spitzbogen, Profile und Ornamente, die dem Rokoko-Stil entlehnt sind. In der Handhabung dieser europäischen Kunstform hat der Orient überhaupt im vergangenen Jahrhundert ganz Vorzügliches geleistet, wie einige Denkmäler in Konstantinopel, z. B. der Brunnen Achmeds III (1728), beweisen. Die Formenwelt des Rokoko hat sich auch jetzt noch oft in überraschender Reinheit erhalten, vor Allem in manchen von den Hauptverkehrsstrassen abgelegenen Orten.

Die Wände der grossen Halle im Harem unserer Gastfreunde sind da, wo sie nicht durch Paneele und Wandschränke verkleidet sind, geweisst, und die helle Farbe steht im wirkungsvollen Gegensatz zu dem dunkelen Ton des Plafonds und der übrigen Holzarbeiten. Die eine Schmalseite wird von einem Teppichstuhl eingenommen. Das grosse Gerüst steht auf einer Estrade; ringsum an den Wänden hängen Knäuel und Bündel farbiger Wollefäden. Die Teppichknüpferei, überhaupt die Herstellung von Textilarbeiten jeglicher Art ist die eigentliche Hausbeschäftigung der türkischen Frauen. Egherdir selbst und seine Umgebung sind sonst nicht wie andere Orte und Landstriche Kleinasiens durch die Fabrikation von Teppichen bekannt, und es werden meines Wissens keine Teppiche von dort ausgeführt; trotzdem ist hier in jedem grösseren Hauswesen ein Teppichstuhl vorhanden, auf dem die für den Hausbedarf nöthigen Stücke hergestellt werden können. Die Teppiche, die uns im Hause als selbstgefertigte gezeigt wurden, waren weder in Bezug auf die Technik noch auf das Muster irgendwie interessante Arbeiten; dagegen hatten wir anderwärts in Egherdir Gelegenheit, einige ältere anatolische Gebetsteppiche und ferner eine grosse Menge von Tüchern mit fein ausgeführten und künstlerisch komponirten Stickereien zu erwerben (Taf. LXXIII).*) Nachdem es in der Stadt erst allgemein bekannt geworden war, dass wir derartige Sachen zu kaufen suchten, wurden uns so viele angeboten, dass des Abends der Vorraum in unserem Hause stundenlang nicht leer wurde von Leuten, die ihren Besitz an Stickereien oder sonstige Sachen, die sie irgendwie für werthvoll hielten, veräussern wollten. Unter den Schmuck-Gegenständen, die man uns brachte, fielen uns goldene, mit Perlen verzierte Ohrringe durch ihre gefällige Form besonders auf. Es gab von diesen Ohrringen zwei Muster, die am häufigsten vorkamen, und von denen wir je ein Paar erwarben. Die pag. 163 und 170 abgebildeten Ohrringe erinnern in ihrer ab-

*) Ueber die von mir während der Reise gesammelten Stickereien vergleiche den Aufsatz von M. Heiden in Anhang IV.

gerundeten, einfachen Formgebung an antike Schmuckgegenstände. Wie in den Mustern der orientalischen Stickereien noch manchmal die klassische Linienführung nachzuklingen scheint, so wird man auch in diesen Erzeugnissen des modern türkischen Goldschmiede-Handwerks an ähnliche, gleich formvollendete Arbeiten des Alterthums erinnert.

Als wir am Morgen des 21. Juli von unseren Gastfreunden Abschied nahmen, that es uns leid, die schöne und interessante Stadt so bald verlassen zu müssen. Gern hätten wir noch einmal die Insel Nis und die Kirche des Heiligen Stephanos besucht oder den Versuch gemacht, den Djamilü Dagh zu ersteigen und die Trümmer des Kastells, das auf dem Berge gelegen haben soll, aufzusuchen. Allein die Zeit drängte; wir durften nicht länger säumen, wenn wir am 24. Juli, wie wir uns vorgenommen hatten, Smyrna resp. Diner wieder erreichen wollten.

Noch einmal ritten wir an dem schönen Portal der Medresse des Moslich eddîn vorüber und dann durch die engen Gassen der nördlichen Vorstadt, über die hinaus sich am Ufer des Sees weite Obstgärten ausdehnen.

Der kleine Ort Jaslar, der hier inmitten der üppigsten Vegetation gelegen ist, besitzt einige ältere türkische Bauwerke, unter denen die jetzt verlassene Tekke Scheich Murad und ein grosses, gleich nebenan liegendes Bad besondere Erwähnung verdienen.

Die gut gehaltene, breite Strasse steigt nun in Windungen in einem Sattel zwischen den mit Cedern bewachsenen Abhängen des Djamilü Dagh im Süden und den sanfteren Höhenzügen des Seeufers empor (Taf. LXVIII). Bald war die Passhöhe erreicht, und es galt, einen letzten Blick auf das reizvolle Landschaftsbild zurückzuwerfen, das sich zu unseren Füssen ausbreitete. Glatt wie ein Spiegel liegt die glitzernde Fläche des Sees vor uns. Von der steilen Bergwand zur Rechten ragt ein Felsenvorsprung weit in das Wasser hinein; die schmucken Häuser des Städtchens bedecken ihn, und die Burg des Ala eddîn mit ihren Mauern, Thürmen und Trümmern krönt seine Spitze. Weiterhin tauchen die beiden Inseln aus der weiten Wasserfläche hervor; die eine, kleinere, mit üppigem Baumwuchs bedeckt, indess auf der anderen zwischen den Dächern der eng gedrängten Griechenhäuser das hohe Minare des türkischen Gotteshauses aufragt. Ein paar weisse Segel beleben das prächtige Landschaftsbild, das wohl in ganz Kleinasien nicht seines Gleichen hat und gleichwohl bisher nur wenig bekannt geworden ist. Aber gerade diese Abgeschlossenheit von dem Verkehr und Getriebe der grossen Strassen verleiht der Gegend ihren ganz besonderen Reiz und erhöht den Genuss für denjenigen, dem es beschieden ist, Egherdir, seinen See und seine Inseln zu besuchen. Wenn erst einmal dieser Alpensee dem Verkehr erschlossen ist, wenn in einigen Jahren vielleicht die von Smyrna nach Diner führende Eisenbahn sich

bis hierher erstrecken und ein Dampfboot den Reisenden nach den Inseln hinüberführen wird, dann wird auch der echt orientalische Charakter dieser Gegend und ihrer Bevölkerung mehr und mehr zurücktreten, der uns selten so ausgeprägt und rein wie hier entgegengetreten ist. Der Gasthof eines schlauen Griechen wird entstehen, und kein Fremder wird mehr in dem gastlichen Hause der Söhne des Hadji Murad liebenswürdige Aufnahme und echt türkische Bewirthung finden. Wir priesen uns glücklich, zu den wenigen zu gehören, die diese herrliche Landschaft und ihre Bewohner so, wie sie jetzt noch sind, unberührt von europäischen Sitten und europäischer Kultur, kennengelernt zu haben.

Von dem Passe, der uns den letzten Blick auf den See geschenkt, stiegen wir nach Westen zu in die weite Ebene hinab, die, von wenigen unerheblichen Höhen unterbrochen, die beiden Seen von Egherdir und Buldur (Askania Limne) von einander trennt. Bei einer Höhe von etwa 900 m über dem Meere ist der Boden fruchtbar und zum Theil gut angebaut; im Alterthum war er mit vielen Ansiedlungen besetzt, von denen die bedeutendsten, Seleukeia Sidera, Agrai, Konane, noch in ihren Trümmern erhalten sind. Wir berührten diese Punkte nicht, fanden jedoch an mehreren anderen Stellen der einförmigen Ebene Bruchstücke von bearbeitetem Marmor als Spuren antiker Wohnstätten, so besonders bei dem weit ausgedehnten Dorfe Findos, ohne dass uns jedoch hier eine Inschrift über den Namen dieser antiken Stätte hätte Auskunft geben können.

Als wir fünf Wegstunden zurückgelegt hatten, tauchte am Fuss einer hohen Gebirgswand in südwestlicher Richtung eine grössere Ansiedlung auf, die Stadt Isparta, das antike Baris. Noch eine Stunde dauerte der ermüdende Marsch in der sonnendurchglühten Ebene, über die der Wind hohe Staubsäulen dahintrug, ehe wir die Vorstadtgärten von Isparta erreichten.

Der Mutessarif von Isparta, der Hauptstadt des zum Gouvernement Konia gehörenden Sandjaks gleichen Namens, hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, für uns bei einem vornehmen Türken des Ortes Unterkunft vorzubereiten; wir lehnten dies jedoch ebenso wie eine Einladung des Mutessarifs selbst mit bestem Dank ab und zogen es vor, in einem öffentlichen Han abzusteigen, um nach der ermüdenden Reise möglichst bald der Ruhe pflegen zu können. Am nächsten Morgen machten wir dem Mutessarif unseren Besuch, wobei sein jugendlicher, des Französischen kundiger Sohn den Dolmetsch spielte, und besichtigten dann die Stadt.

Isparta ist ein grosser, weit ausgedehnter Ort, dessen Einwohnerzahl auf 18—20000 Seelen geschätzt wird; er soll ungefähr 4000 Häuser zählen, von denen 800 von Griechen und 120 von Armeniern bewohnt sind. Es sind mehrere griechische Kirchen vorhanden, unter denen die bedeutendste, ebenso wie die Hauptkirche der Armenier, interessantes altes Kirchen-

geräth, wie silberne Kruzifixe, Monstranzen u. a. m. enthält. Das griechische Quartier liegt, wie in den meisten türkischen Städten, von dem türkischen getrennt, am westlichen Ende des Orts. Die türkische Bevölkerung besitzt eine grosse Anzahl von Moscheen, unter denen einige mit glasirten Fayence-Kacheln des XVI.—XVII. Jahrhunderts dekorirt sind; es sind sämmtlich architektonisch wenig interessante Gebäude, die noch kein sehr hohes Alter haben. Die wenigen Reste aus dem Alterthum bestehen in einigen Sarkophagen von geringem Werth.

Während Baris im Alterthum kein bedeutender Ort gewesen zu sein scheint,*) wird es in byzantinischer Zeit als grössere Stadt und berühmter Bischofssitz**) öfter erwähnt. Es wurde dann im Beginn des XIV. Jahrhunderts die Hauptstadt des seldjukischen Theil-Fürstenthums von Hamid und später, als im Jahre 1381 die Landschaft durch Kauf in den Besitz der osmanischen Sultane übergegangen war, der Vorort einer Provinz des türkischen Reiches. Sowohl Ibn Batuta wie Hadji Chalfa rühmen die Schönheit und Grösse, die Fruchtbarkeit, den Wasserreichthum und die gesunde Lage der mittelalterlichen Stadt, deren Bedeutung jedoch im Laufe der Jahrhunderte abnahm, so dass der französische Reisende Paul Lucas (a. a. O.) im Jahre 1706 hier nur noch einen kleinen, unbefestigten Ort und elende Häuser vorfand, wenngleich der Handel mit Opium, Wolle u. a. m. auch zu dieser Zeit kein geringer war. Ganz anders klingen schon die Berichte von Arundell und Hamilton, die 1834 und 1836 Isparta besuchten; denn im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich die Stadt zu einer der bedeutendsten binnenländischen Handelsstädte Kleinasiens entwickelt, vor Allem durch die Zunahme des rührigen griechischen Elements. Wenn erst eine Eisenbahn-Verbindung zur Küste durch die Weiterführung der Smyrna—Aidin-Route hergestellt ist, wird sich die merkantile Bedeutung Ispartas in noch viel grösserem Maasse weiter entwickeln und zunehmen.

Die Lage von Isparta unterhalb eines steil aufragenden Ausläufers der Taurus-Kette, des Ak Dagh (weisser Berg), dessen Kamm noch bis in den April hinein mit Schnee bedeckt sein soll, ist nicht mit Unrecht mit der von Brussa am Fuss des Olymps verglichen worden. Auch dort dieselbe Ueppigkeit der Vegetation, derselbe Reichthum an fliessendem Wasser, Fontänen und Brunnen, die allenthalben die Strassen schmücken. Mitten durch die Stadt rauscht in tief eingeschnittenem Bett der Isparta Tschai, ein Quellstrom — der nördlichste — des Kestros, um nach kurzem, westlichem Laufe sich an den Abhängen der gewaltigen Felsmasse des Davras Dagh zu brechen und nun in engem Felsthal nach Süden dem Meere zuzueilen.

*) Ritter (a. a. O.) pag. 539.

**) Ramsay (a. a. O.) pag. 382.

Am 22. Juli Mittags verliessen wir Isparta in nordwestlicher Richtung und stiegen nach einem zweistündigen Ritt auf guter Strasse durch die fruchtbare Ebene zu einem Pass hinan, auf dem sich zwischen den Höhen des Tschümür und Kaji Dagh ein Wachthaus, Ardischly Bel genannt, befindet. Von hier aus ging es wiederum in die Ebene hinab, und bald wurde linker Hand der Wasserspiegel des Buldur Göl (Askania Limne) sichtbar. Auch hier ist die monotone Ebene, auf der sich einzelne kleine Hügel erheben, theilweise angebaut, war zu dieser Zeit aber, nach Beendigung der Ernte, völlig ausgedörrt. Ansiedlungen und Dörfer erblickte das Auge erst in weiter Ferne, auf den die Ebene umschliessenden Anhöhen, und nur die Schaf- und Ziegenheerden nomadisirender Jürüken verliehen dem Landschaftsbilde etwas Bewegung und Abwechselung. Ein breiter Bach, der durch die Mitte der Ebene dem Buldur Göl zufliesst, war vollständig ausgetrocknet; während wir kurz vor dem Orte Ketschiborlu, dem Ziele unseres Tagemarsches, noch einen breiten Wasserlauf zu überschreiten hatten. Ketschiborlu, ein Ort von ungefähr 200 Häusern, liegt am Abhang des die Ebene von Isparta nordwestlich begrenzenden Gebirgsrandes an den Ausläufern des Samsun Dagh.

Hier wohnten wir in einem türkischen Hause, das gleichzeitig mit uns einen sonderbaren Heiligen als Gast beherbergte. Es war ein Betteldderwisch mit langem, ungepflegtem Haar- und Bart-Wuchs, der sich nun schon seit mehreren Monaten, wie man uns erzählte, bei unserem Wirthe aufhielt und verpflegen liess, ohne sich hierfür anders als durch Gebete, die er mit lauter Stimme sang, erkenntlich zu erweisen. Die Leute glauben, dass ein Haus, wo sich ein derartiger Heiliger als Gast eingenistet hat, unter dem besonderen Schutze des Propheten stehe.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich ein Hügel, der jedenfalls die Akropolis der antiken Ansiedelung getragen hat. Wir fanden auf den Friedhöfen und in den Häusern einige Inschriften, unter ihnen auch einen römischen Meilenstein.

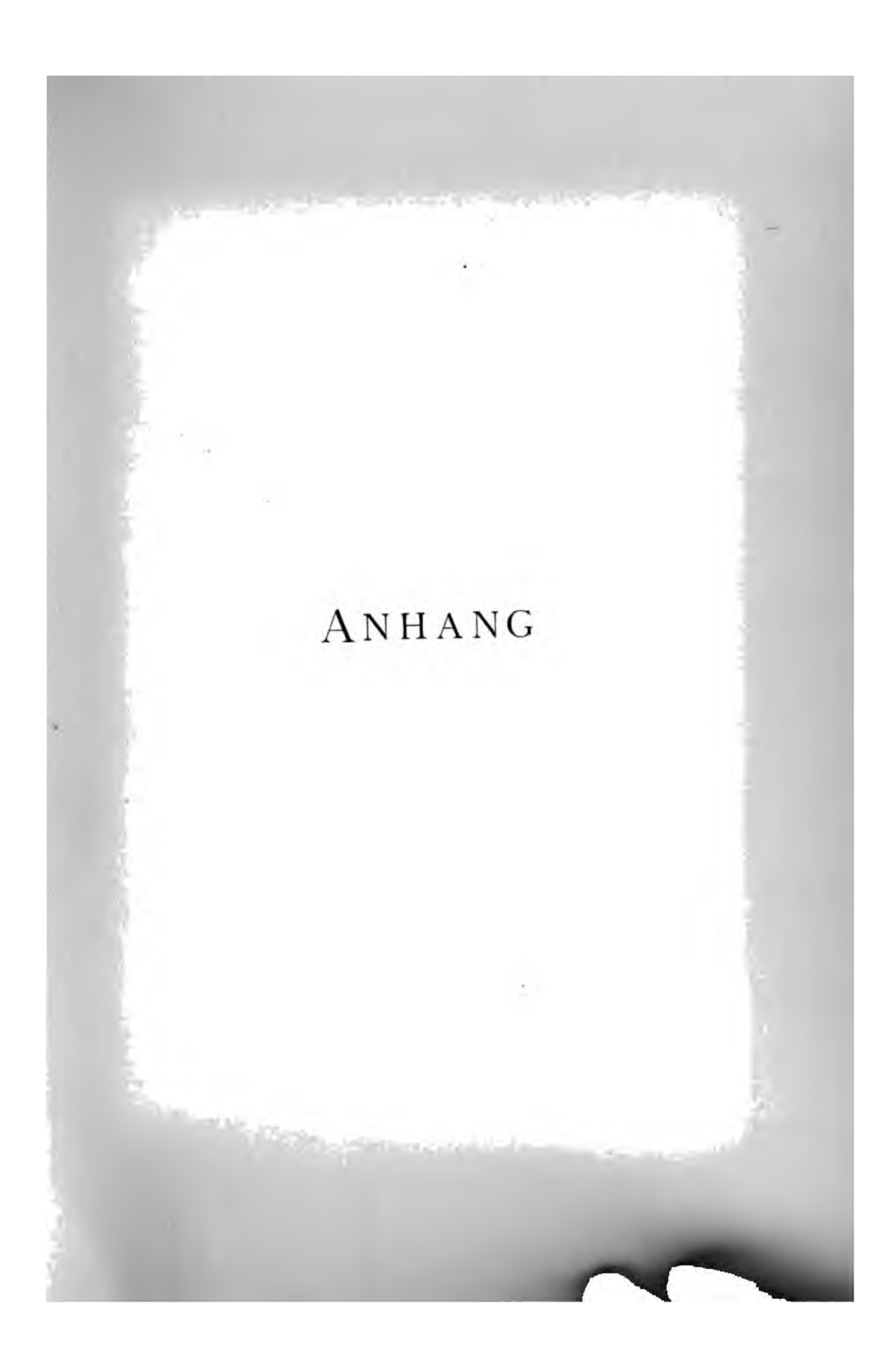
Am Dienstag, den 23. Juli, brachte uns ein Marsch von sechs Stunden in dem westlich vom Samsun Dagh gelegenen Thale nach Diner zurück. Durch die Stadt hindurch ging es wieder nach dem kleinen, dem Bahnhof gegenüberliegenden Gasthause, in dem wir von der freundlichen griechischen Wirthin und ihren Hausgenossen herzlich bewillkommnet wurden. Hier nahmen wir Abschied von den braven Leuten, den beiden Pferdepflegern und dem Zabtije, die uns von Konia aus begleitet und vom ersten bis zum letzten Tage ihre Pflicht stets getreulich erfüllt hatten. Voll Staunen erblickten die beiden ersteren hier zum ersten Male einen heranbrausenden Eisenbahnzug.

Als dann Dr. Osborne und ich am Abend beisammen sassen und der vielen grossen und neuen Eindrücke und Anregungen gedachten,

die wir während der letzten Monate auf den verschiedensten Gebieten empfangen hatten, waren wir einig in der Empfindung, dass wir mit Befriedigung auf die Reise zurückblicken dürften. Die Erinnerung an diese gemeinsam verlebten, abwechselungsvollen und genussreichen Tage war eine ungetrübte — das darf ich auch im Namen meines Freundes und Reisegefährten versichern, dem ich für seine treue Kameradschaft in guten und in bösen Stunden, für seine Unterstützung bei jedweder wissenschaftlichen Arbeit von ganzem Herzen dankbar bin.

Am 24. Juli brachte uns die Eisenbahn nach Smyrna zurück, von wo wir nach kurzem Aufenthalt über Konstantinopel in die Heimath zurückkehrten.





ANHANG





Medresse des Kara Tai in Konia

I

ANTIKE INSCHRIFTEN

Die auf archäologischem Gebiete liegenden Resultate der Reise sind an anderer Stelle (Archäolog.-Epigr. Mittheilungen XIX, 1. Wien 1896) eingehend behandelt worden. Im Folgenden mögen die Inschriften-Funde ohne jede weitere Erklärung kurz wiedergegeben werden, um einem späteren Reisenden, dem dieses Buch vielleicht als Führer dient, die Mühe eines nochmaligen Sammelns zu ersparen.

1. Ak Han bei Gondjarly.

   . . ΚΛΕΟ . .
   . ΕΙΣΑΝ .

2. Laodikeia am Lykos.

   Ἀρτε[μᾶς?
   χρηστὲ
   χαῖρε.

3. Ebendort.

   [Γ(άιος)] Τερέντιος Λονγεῖνος [θε]ὰν Ἑστίαν
   ἵλεων
   τῇ πατρίδι σὺν τῇ βάσει καὶ τῷ βωμῷ ἀντὶ
   ἀρχῆς τῆς ἐπὶ τῶν προσόδων,
   πεπρεσβευκὼς καὶ δὶς προῖκα πρός τε
   5 Λούκιον Καίσαρα εἰς Παννονίαν καὶ πρὸς
   τὸν μέγιστον αὐτοκράτορα Τί(τον) Αἴλιον
   Ἀδριανὸν Ἀντωνε[ῖ]νον Σεβαστὸν Εὐσεβῆ
   εἰς Ῥώμην ἀντὶ στρατηγίας.

4. Ebendort.

   Mit geringen Abweichungen in den Athen. Mittheil. XVIII (1895) pag. 209 veröffentlicht.

5. Ebendort.

   Αὐτοκρά]τορα Τίτον
   Καίσαρα Ο]ὐεσπασιανὸν
   Σεβαστό]ν, ὕπατον τὸ ζ',
   Αὐτοκρά]τορος Καίσαρος
   5 Οὐε]σπασιανοῦ Σεβαστοῦ
   . θεοῦ υἱὸν
   Νε]ικόστρατος Νεικοστράτο[υ
   τ]οῦ Νεικοστράτου θεογενῆ
   φι]λοκαίσαρ ἐκ τῶν ἰδίων.

6. Ebendort.

   . . . ὁ δῆμος . . .
   ἐ]τίμησεν . . .
   εἰκ]όσιν τε . . .

7. Kara Adylly.*)

Καρποφ-
όρος μισ-
θωτὴς Ἡλί-
ω καὶ Δι . . . [εὐ-]
5 χήν.

8. Ebendort.

ὑπὲρ<ι> εὐχῆς
κ(αὶ) σωτηρίας Παύ-
λου πρεσβ(υτέρου) ἐπί-
κλην Καρτερίου.

9. Konia.

. . . . λα
Πουβλί-
ου ἔστησεν
Νέαρχος
5 πα]τὴρ αὐτῆς.

10. Ebendort.

ὁ δεῖνα κατὰ κέ]λευσιν τῆς θεᾶς Μητρὶ Ζιζιμ-
ηνῇ ἀνέστησ]α ἐπὶ ιἱερέος Θεοξένου.

11. Assardjyk.

Δορυμένης
Μελεάγρου
ἀ]νέστησα
τ]ὴν στήλην
5 τ]ῷ υἱῷ μο[υ
Μελεάγρῳ
μνήμης χά[ρι]ν.

12. Ebendort.

. . . . Ἀδριανοῦ Ἀ[ντωνείνου . . .
. . . . προβουλο . . . .

13. Akserai.

Ἀριαράθ-
ης Ἀντιδώ-
ρου Ἀντιδ-
ώρ[ω] τῷ ἰδ-
ίῳ [π]ατρὶ
κα[ὶ] ἑαυτ-
ῷ μν-
ή[μ]ης ἕν-
εκεν ἀν-
έστησεν.

13a. Ebendort.

Römischer Meilenstein, welcher demnächst im Suppl. C. I. L. III veröffentlicht wird.

14. Dewejuklu Köi.

ἔντα κατάκι-
τε Παλάδις
π(ρεσβύτερος) κὲ ἀρχιε-
ρεύς· τὸν θε-
5 ὸν ἡμ[ῶ]ν ἀν-
αγινώσκο-
ντες εὔξα-
στε ὑπὲρ ἐ-
μοῦ.

15. Ebendort.

εὐνὴ Ελωάνου Ελσκρίβωνος.

16. Kawak Köi.

Φλ[ά]υ(ιος) Ἀντωνεῖνος
καὶ Αἰλία Γῆ κατεσ-
κεύασαν τὴν σορὸν
σὺν τῷ ἡρῴῳ ζῶν-
5 τες μνήμης
χάριν.

17. Elkesik Han.

Αὐρ(ηλία) Σατορ-
νεῖνα Κοσ-
μίωνος
Αὐρ(ηλίῳ) Ῥηγεί-
5 νῳ τῷ γλ-
υκυτάτῳ
ἀνδρὶ ἀν-
έ<νε>στησε-
ν μνή-
10 μης χάριν.

18. Ebendort.

. . . . . .
. . . . . .
Κλειδή-
μῳ μνή-
5 μης χάρ-
[ιν].

---

*) Auf Seite 16 wird bezüglich dieser Inschrift von einem dem Zeus und dem Helios geweihten Altar gesprochen. Dies ist irrthümlich; denn die Erwähnung von Zeus nach καὶ anzunehmen, scheint unmöglich.

19. Dewrend Köi.

Αὐρ(ήλιος) Μνησίθεος Μενεδήμου ἔγγονος [καὶ . . . . .
Γεμέλλα ἡ γυνὴ αὐτοῦ ἑαυτ[οῖς . . .
ἀνέστησαν τὸ ζεῦγ[μα (?) . . .

20. Balki Köi.

Αὐρ(ηλία) Δόμν-
α Παπᾶδος
τῶ ἰδίω ἀ(ν)δρὶ
Κλα(υδίω) Πορνί-
5 ω γλυκυτά-
⟨τα⟩τω διακό
νω ζῶσα
ἀνέστη-
σεν μν-
10 ήμης
χάριν.

21. Doghanhissar.

Kleines Bruchstück eines Steines von 7 Zeilen, bei dem in Zeile 3 τ]ὸν βω[μόν zu erkennen ist.

22. Ebendort.

Εἴ[τις τῶ σηκῶ ἀστε]ργέα? χεῖρα προσοίσει,
ὀρφανὰ τέκνα λίποιτο, χῆρον βίον, οἶκον ἔρημον.
Αὐρήλιοι Μνησίθεος
Καλλικράτους β' καὶ
5 Καλπουρνία ἡ σεμνο-
τάτη σύμβιος αὐτοῦ
τὴν σορὸν ζῶντες ἑαυτοῖς.

23. Ebendort.

Ὀνήσιμος Μέν-
τορος δοῦλος, Νή-
φοντος υἱός, Ζω-
σίμη τῇ ἰδίᾳ θυγα-
τρὶ μνήμης χάριν.

24. Azek Köi.

εὐτύχι . . . . . ὅσον ζῆς ἐν βίω.
ὅτι γὰρ θάνης μακαρίζεσθε ν'αἴχεις
ζήσας ὡς θνητός, ἔργον δὲ ἀθάνατον
κτίσας.

24a. Selki.

Römischer Meilenstein, welcher demnächst im Suppl. C. I. L. III. veröffentlicht wird.

25. Zekeria Köi.

Αὐρ(ήλιος) Σόλων Σό-
λω[ν]ος κ(αὶ) Λάγ-
γαρις Ἄρει εὐ-
χήν.

26. Ebendort.

Ἄρει εὐχήν.

27. Ebendort.

Etwa:
. . . . . . ὅας
Κ]ενδέου
Ἄρει [ε]ὐχήν

28. Kazakly Köi.

Σόλων Λ[ε . . .

29. Afschar Köi.

Αὐρ(ήλιον) Κλεανδριανὸν
Γάιον Ἀντίοχον φι-
λόπατριν ὁ Γυναδέ-
ων δῆμος τὸν ἑαυ-
5 τῶν κτίστην καὶ εὐ-
εργέτην, κωμαρ-
χίας Αὐρ(ηλίου) Ἀντιόχου
τρὶς Κοτέους καὶ Αὐρ(ηλίου)
Κονωνιανοῦ Τηλεμά-
10 χου.

30. Siwri Kalessi

Ἄνπανθος (?) ἐτείμησεν Μάρωνα [καὶ Ν]άνναν τὴν γυναῖκα αὐτοῦ τοὺς ἑ[αυτοῦ εὐεργέτας.

31. Ebendort.

NSVM TANTONIV
T· TEMPLVMC/MORN

32. Ardischly Bel.

ΝΙΚΟϹΓΕΝΗ .
ϹΙΑΠΟΥ . . . .

33. Ketschiborlu.

Ἀμμία . . . . . .
ζῶσα ἑαυτῇ [καὶ
τῶ ἀνδρὶ καὶ τ[οῖς τέκ-
νο]ις μνήμης [χάριν.

34. Ebendort.

. . . . Ζωτινο
. . . . . ἡρῶον
κατεσκεύασα ἐ-
μαυτῇ καὶ τῶ ἀνδρὶ
καὶ τοῖς τέκνοις
μου.



II

PRAKTISCHE ERFAHRUNGEN AUF DEM MARSCHE

Der Zweck der folgenden Seiten soll nicht der sein, die Erfahrungen, die wir während unserer Reise in Kleinasien in Bezug auf Ausrüstung, Wahl der Beförderungsmittel, topographische, archäologische und jeder Art wissenschaftliche Thätigkeit zu machen Gelegenheit hatten, ausführlich zu behandeln oder etwa dasjenige, was wir für richtig und zweckentsprechend gefunden haben, nun als Norm und allgemein giltig hinzustellen. Die Zwecke und Ziele auf wissenschaftlichem Gebiete, die der Reisende verfolgt, die Lebensgewohnheiten desselben, die Höhe der Kosten, die er aufwenden will, u. a. m. sind ganz individuell und werden in jedem verschiedenen Falle auch verschieden sein. Die systematisch ausgearbeiteten »Praktischen Winke für topographische Forschung in Kleinasien«, welche v. Diest seinem letzten Reisebericht*) beifügt, sind für jeden, der, zu welchen Zwecken es auch sei, eine kleinasiatische Reise zu unternehmen beabsichtigt, von ganz ausgezeichnetem Werth und verdienen als die gesammelten Erfahrungen eines Forschers, der zu wiederholten Malen topographischer Zwecke wegen Anatolien besucht hat, die grösste Beachtung. Als allgemein giltig möchte ich jedoch auch diese »Instruktion« aus den angeführten Gründen nicht bezeichnen. Ebensowenig oder in noch geringerem Maasse, wie gesagt, die folgenden Zeilen, in denen das kurz erwähnt sei, was sich für uns in jedem betreffenden Falle als praktisch erwiesen hat.

*) Petermann's Mittheilungen. Ergänzungsheft No. 116. Gotha. 1895.

Als Diener hatten wir für die ganze Dauer einen ehemaligen Reisebegleiter Humann's, einen griechischen Koch, aus Smyrna mitgenommen, der ausser seiner Muttersprache etwas französisch und geläufig türkisch sprach und verstand; er konnte demnach zu gleicher Zeit als Diener, Koch und Dolmetsch fungiren. Als Lohn erhielt er 5 türkische Pfund (ungefähr 90 Mark) monatlich. Wir waren mit dem Manne sehr zufrieden.

Ausser den drei Reitpferden für uns und den Diener bedurften wir zum Fortschaffen des Gepäcks noch dreier Packpferde, welche nicht gekauft, sondern für bestimmte Strecken gemiethet wurden. So z. B. für die auf ungefähr drei Wochen berechnete Route von Konia nach Diner. Nach längeren Verhandlungen, die freilich stets nach orientalischem Brauch eine geraume Zeit, manchmal mehrere Tage, in Anspruch nahmen, mietheten wir in diesem Falle in Konia sechs Pferde. Sie gehörten mehreren Besitzern, von denen einer mit einem zweiten Manne zur Pflege der Pferde mit uns kam. Wir machten ab, dass die Leute täglich 1 Pfund türkisch (circa 18,20 M.) erhalten sollten; sie mussten sich aber dafür verpflichten, sich und die Thiere auf ihre Kosten zu verpflegen, falls ein Pferd fiele oder unbrauchbar würde, ein neues zu stellen und so lange mitzukommen, wie wir es für gut befänden. Dass wir allein die Wahl des Weges und die Länge des täglichen Marsches zu bestimmen hatten, wurde noch besonders von uns ausbedungen. Als wir später unser Endziel, Diner, erreichten und die beiden Leute verabschiedeten, konnten wir ihnen das Zeugniss unserer vollständigen Zufriedenheit ausstellen. Sie waren stets willig und bescheiden gewesen und hatten die Thiere trotz grosser Anstrengungen und Beschwerden auf langen Tagemärschen und auf oft schlechten Gebirgswegen in brauchbarem Zustand zu erhalten gewusst.

Die von vielen Reisenden befolgte Praxis, Pferde zu kaufen, scheint mir weniger empfehlenswerth zu sein. Abgesehen davon, dass es eine grosse Last und Mühe ist, die Verpflegung der Thiere selbst beaufsichtigen zu müssen, halte ich das Ankaufen der Pferde für kostspieliger. Jedenfalls wird es dem Fremden nach Beendigung der Reise schwer fallen, die durch eine längere Tour ermüdeten und heruntergekommenen Thiere einigermaassen preiswerth wieder loszuschlagen, besonders wenn er sich in der Zwangslage befindet, sie binnen kurzer Zeit verkaufen zu müssen. Der beim Verkauf entstehende Verlust und die täglichen Auslagen für die Erhaltung werden schliesslich eine nicht unbedeutende Geldsumme ergeben. Der Hauptvortheil beim Miethen der Pferde scheint mir jedoch darin zu beruhen, dass man von jeder Sorge um die Thiere vollständig befreit ist.*)

*) v. Diest berechnet in seinen »Praktischen Winken«, pag. 124, den Verlust beim Verkauf eines Pferdes auf etwa 125 M. Bei 6 Pferden hätten wir demnach 750 M. Verlust gehabt, hierzu wäre die tägliche Verpflegung und der Lohn für die begleitenden Leute gekommen, was mindestens 5 M., also für 18 Tage circa 100 M. betragen hätte. Im Ganzen 850 M. Wir

Dr. Osborne bediente sich eines österreichischen Kavalleriesattels, während ich einen deutschen Armeesattel mitgenommen hatte. An beiden Sätteln waren grosse Packtaschen befestigt, in denen die für Höhenmessung und Routenaufnahme nöthigen Instrumente, Notizbücher, Karten, einige Bücher,*) Feldflaschen und endlich das Reisegeld untergebracht waren. Auf Anrathen von Freunden, die mit dem Reisen im Innern vertraut sind, hatten wir uns mit einer genügenden Menge kleinen Geldes versehen, da es hier meist unmöglich ist, eine grössere Münze zu wechseln; ferner hatten wir nur blankes Silbergeld genommen; denn abgenutzte Stücke werden oft aus Misstrauen zurückgewiesen und sind deshalb unbenutzbar. Eine grössere Summe von Goldstücken trugen wir in einem Ledersäckchen auf der Brust. In den mit einem Schloss versehenen Packtaschen war das Geld den Blicken der Leute am sichersten entzogen; es wurde nämlich nicht hier, sondern in der schweren, mit photographischen Platten angefüllten Kiste vermuthet, die aus diesem Grunde stets mit Ehrfurcht betrachtet und behandelt wurde. In den Ebes, zweiseitigen Kamel-Taschen, die sich bei Dr. Osborne, dem Diener und mir hinter dem Sattel auf dem Rücken der Pferde befanden, und auf den drei Packpferden wurde unser übriges Gepäck untergebracht.**) Die Leute waren in dem Bepacken der Thiere

hatten dagegen für 6 Pferde und für Bedienung und Verpflegung derselben täglich 1 Pfund türkisch (= 18,20 M.), also am Schluss der Reise, nach 18 Tagen, circa 330 M. zu zahlen. Wir gaben jedem der beiden Leute ein grösseres Trinkgeld, so dass uns die 6 Pferde mit Verpflegung und Bedienung 18 Tage lang nur circa 370 M. gekostet haben.

*) 2 kompensirte Aneroid-Barometer von O. Bohne in Berlin.
2 Schleuder-Thermometer von R. Fuess in Steglitz.
1 Siedeapparat von derselben Firma.
1 Fernrohr von Reinfelder & Hertel in München.
1 Adiopter-Bussole aus Aluminium von E. Sprenger in Berlin.
1 Bussole zum Anschrauben von A. Meissner in Berlin.
2 Glashütter Uhren von A. Lange und Söhne.
2 Routenaufnahme-Bücher mit Anweisung von Dr. Frhr. v. Danckelman in Berlin.
Mehrere Notiz- und Skizzen-Hefte.
2 Ferngläser.
1 Messband.
H. Kiepert's Karte des Westlichen Kleinasiens (1 : 1500000).
H. Kiepert's Karte: Routes made in 1884 and 1885 by Dr. J. R. S. Sterrett etc.
H. Kiepert's Karte, welche dem Gr. Lanckoronski'schen Werke: »Reisen im nordwestlichen Kleinasien« beigegeben ist.
J. R. Sterrett: An Epigraphical Journey in Asia Minor.
Derselbe: The Wolfe Expedition.
Ein Theil von C. Ritter's Erdkunde des Halbinsellandes Kleinasien.

**) 2 Säcke mit zusammenlegbaren Feldbetten von Benjamin Edgington in London.
2 Musselin-Netze gegen Mosquitos.
1 Sack mit einer Matratze und Kleidungsstücken des Dieners.
1 photographischer Apparat (13 18 cm) mit Fernobjektiv von A. Stegemann in Berlin.

sehr geschickt; es kam niemals vor, dass etwas verloren ging. Auch verstanden sie es — was namentlich für das Photographiren und Abklatschen von Inschriften von Wichtigkeit war —, schnell die nöthigen Sachen aus dem Gepäck zu lösen und ebenso gewandt wieder aufzupacken.

Unser Anzug bestand in wollenen Unterkleidern, englischen Reithosen, leichten gelbledernen, hohen Stiefeln resp. niedrigen Stiefeln und Gamaschen, wasserdichten oberbayrischen Joppen, leichten, weissen, mit Schirmen versehenen Mützen, an die gegebenenfalls Tücher zum Schutz des Nackens gegen die Sonne angeknüpft werden konnten. Ein dünner Gummimantel wurde nur selten benutzt. Eine Reitgerte, weniger zum Antreiben der Pferde wie zum Abwehren der grossen Schäferhunde dienend, hing am Sattel, und einen kleinen amerikanischen Revolver trugen wir umgeschnallt.

Die Routenaufnahmen wurden von meinem Freunde und mir abwechselnd ausgeführt, jedoch stets eine zusammenhängende Strecke von mehreren Tagen durch ein und denselben. Wer an der Reihe war, ritt dann am Schluss der Karawane, um den Marsch nicht aufzuhalten; auch lässt sich von hier aus eine Biegung des Weges schon von Weitem aus dem Direktionswechsel der Tête erkennen. Mit Hilfe von Uhr und Bussole machte ich die Notizen im Routenaufnahme-Buch in der Weise, dass ich auf der rechten Blattseite links von dem senkrechten Theilstrich die Uhrzeit, rechts die entsprechende Kompassrichtung notirte, und zwar nicht nach einer bestimmten Zeit, sondern nur dann, wenn eine Veränderung der Direktion eintrat. Daneben verzeichnete ich kurz alle Angaben über die Beschaffenheit des umliegenden Terrains; was ich durch eigene Anschauung sah oder durch Erkundigung von den Einwohnern erfuhr. Peilungen und Höhenmessungen wurden auch hier vermerkt. Auf- und Absteigen des Terrains, Windung des Weges markirte ich durch besondere Zeichen, durch nach oben resp. nach unten offene Haken. Auf der linken Seite machte ich zu gleicher Zeit mit Hilfe des Blaustiftes für Wasserläufe eine rohe

---

1 Stativ hierfür.
1 zusammenlegbare Dunkelkamera in Schirmform von R. Talbot in Berlin.
1 photographischer Moment-Apparat (9/12 cm. System Neuhaus-Stegemann).
1 eisenbeschlagene Holzkiste mit photographischen Platten.
1 grosse Rolle mit Abklatschpapier von Gebr. Ebart in Berlin.
2 Zinkrollen zur Aufnahme der fertigen Abklatsche.
1 Lederrolle mit einigen Bogen und den nöthigen Abklatsch-Utensilien (Schwamm, Bürsten etc.). Ein gütiges Geschenk von Herrn Professor Benndorf in Wien.
1 Blechkoffer mit wasserdichter Gummi-Einlage (Offizier-Verein in Berlin) für Wäsche und Reserve-Kleidungsstücke.
1 gleicher Koffer für Koch- und Essgeräthschaften.
1 Kiste mit Thee, Zucker, Salz, Konserven, Cognac-Flaschen.
1 Reise-Apotheke und medizinische Instrumente von Dr. Osborne.
1 Flinte (Drilling) mit 2 Schrotläufen und 1 Kugellauf von H. Pieper in Berlin.

Terrainskizze und schrieb hier zur Vergleichung mit der danebenstehenden Seite an den betreffenden Stellen die Kompassrichtungen längs des Weges ein. Am selben Abend oder auch nach Verlauf einiger Tage führte ich das Kroki sorgsamer aus und schrieb auf der rechten Seite neben den Kompassrichtungen eine genaue Beschreibung des Weges und des umliegenden Terrains nieder. Skizzen von Bergzügen und Aufnahmen von Panoramen wurden in eins der Skizzenbücher eingetragen.

Trotz der vorzüglichen Anleitungen, die von verschiedenen Reisenden wie Dr. Baumann, Frhr. v. Danckelman, v. Diest u. a. gegeben worden sind, bin ich doch der Ansicht, dass jeder die Itineraraufnahmen nach seiner eigenen Weise vornehmen wird, und dass sich nicht gut eine oder die andere Methode als die allein richtige bezeichnen lässt. In dem Maasse, wie dem Einzelnen das Skizziren und Krokiren leicht fällt, je nachdem er während des Reitens ohne anzuhalten im Stande ist, schnell die mittlere Weisung der hin und her spielenden Magnetnadel zu erkennen, wird er auch befähigt sein, ein mehr oder weniger genaues Itinerar anzufertigen, und eine oder die andere Art der Aufnahme-Methoden, welche ihm die bequemste zu sein scheint, zu der seinigen machen.

Wenn auch die topographischen Aufnahmen von uns auf dem Marsche nicht ausgesetzt wurden, und diese Beschäftigung sogar oft angenehm über die Langeweile beim Reiten durch öde Landschaften hinweghalf, so betrachteten wir sie doch keineswegs als unsere Hauptthätigkeit. Diese bestand vielmehr in dem Studium antiker oder mittelalterlicher Monumente, in dem Kopiren und Abklatschen von Inschriften, in dem Photographiren und Messen interessanter Bauwerke. Um dieser Aufgabe möglichst gerecht zu werden, mussten wir jedes Dorf und vor allem die Begräbnissplätze genau untersuchen und deshalb oft mit Unterbrechung der Routenaufnahmen Halt machen.

Viel Vergnügen bereitete uns die Jagd, die sich freilich nur auf Rebhühner, wilde Enten, Gänse, Trappen und Schnepfen erstrecken konnte. Hasen waren sehr selten. Der Jagderlaubniss-Schein, der mir im Konak von Smyrna ausgestellt worden war, wurde uns natürlich niemals irgendwo abgefordert. Uebrigens darf man, wie schon v. Diest (a. a. O.) angiebt, während der Routenaufnahme wegen der magnetischen Ablenkung der Bussolen-Nadel das Gewehr nicht selbst auf dem Pferde haben. Wir liessen es meist durch unseren Diener tragen, dem dieses Amt eines Schildknappen grosse Freude machte. Er ritt dann an der Spitze der Karawane und unterrichtete uns davon, so oft er etwas Jagdbares bemerkt hatte. Oft liessen wir ihm auch selbst das Vergnügen, ein Rebhuhn zu erlegen. In einigen Gebieten, vor allem am Rand des Boz Dagh und am Anamas Dagh, gab es Feldhühner in solcher Menge, dass wir nicht im Stande waren, alle, die wir erlegt hatten, zu verzehren. Ausdrücklich möchte ich dabei bemerken, dass wir uns des

Jagens wegen nie eine grössere Strecke vom Wege entfernten, noch dass der Marsch dadurch jemals längere Zeit aufgehalten worden wäre. Einige Male wurde ein besonders grosser Adler zu Schuss gebracht.

Wenn die Jagdbeute keine angenehme Abwechselung in das Menu unserer Mahlzeiten brachte, war dieses natürlich recht einförmig. Wir genossen Morgens vor dem Ausrücken Thee, Eier und Cakes mit Marmelade; um 11 oder 12 Uhr, je nachdem sich Gelegenheit zum Haltmachen bot, kaltes Huhn, das am Abend vorher gekocht worden war und nun durch Zugabe einer englischen Sauce schmackhaft gemacht wurde. Abends, gewöhnlich eine Stunde nach der Ankunft im Nachtquartier, fand dann die Hauptmahlzeit statt, die in einer Konserven-Suppe, in gekochtem oder gebratenem Huhn und einer Eierspeise bestand. Nur selten kam es vor, dass keine Jagdbeute und keine Hühner und Eier vorhanden waren, so dass wir zu den wenigen Konserven, die wir mitgenommen hatten, unsere Zuflucht nehmen mussten. Die sauere Milch, die in den Jürüken-Dörfern stets vorhanden ist und von Dr. Osborne sehr wohlschmeckend gefunden wurde, habe ich ebensowenig wie frische Milch genossen. Als Getränk diente uns auch hier wieder Thee oder heisses Wasser mit etwas Cognac. Mit kaltem Thee wurden auch Morgens die Feldflaschen gefüllt. Es ist ein ausserordentlich angenehmes Getränk, besonders aus dem Grunde, weil der Thee im Gegensatz zu anderen Getränken noch wohlschmeckend bleibt, auch wenn er sich durch die Mittagshitze in den Feldflaschen erwärmt hat. Ein kleiner Schluck Cognac belebt nöthigenfalls die abgespannten Nerven. Zur besonderen Pflicht hatten wir es uns gemacht, niemals unabgekochtes Wasser zu trinken, wenn wir es nicht aus einer Quelle selbst schöpfen konnten. Als Präservativ-Mittel nahmen wir täglich eine kleine Quantität kondensirten Chinins in Form von Pillen aus der Fabrik von Zimmer & Co. in Frankfurt a. M. Die geringen, hieraus entstehenden Unbequemlichkeiten, wie Ohrensausen und Schwerhörigkeit, waren in dem Bewusstsein leicht zu ertragen, dass man vor Fieberanfällen geschützt war, die so oft den Fremden in Kleinasien befallen, und unter denen die Bevölkerung in einigen der von uns berührten Gebiete entsetzlich zu leiden hatte. Auch unser Diener, der in früheren Jahren während der Sommermonate in Smyrna Fieberanfälle bekommen hatte, blieb diesmal bei dem täglichen Genuss einiger Chininpillen davon verschont. Die beiden Pferdepfleger jedoch, die an jedem Wasser, sei es ein fliessender Bach, ein Brunnen oder ein schmutziger Tümpel, ihren Durst stillten, fühlten sich öfter tagelang unwohl und litten an Magenbeschwerden.*)

---

*) Auffallend ist es uns gewesen, dass wir viel leichter Durst und längeren Mangel an Trinkwasser während der heissen Tagemärsche ertragen konnten, wie die Eingeborenen.

Ein höchst praktisch eingerichtetes Zelt von Benjamin Edgington in London hatten wir zwar nach Smyrna mitgenommen, führten es aber auf unserer Tour nicht mit und haben es auch nie entbehrt. Ich kann annehmen, dass wir, einige wenige Fälle ausgenommen, nicht davon Gebrauch gemacht haben würden.*) Man findet in jedem Dorf, auch dem kleinsten, ein Haus, das dazu bestimmt ist, Reisenden Unterkunft zu gewähren, und ist darin dann gleichsam Gast der Ortsgemeinde. Diese Häuser sind freilich sowohl nach ihrer Grösse, als auch nach dem Grade ihrer Sauberkeit sehr verschieden. Meist bestehen sie nur aus einem oder zwei leeren Räumen und sind manchmal trotz ihrer Dürftigkeit von einer heimtückischen Schaar kleiner Quartiernehmer bevölkert, die sich in der Nacht blutgierig und, allen schützenden und abschliessenden Hüllen oder tödtenden Pulvern spottend, auf ihr unglückliches Opfer stürzen und den Schlaf verscheuchen. Ich muss jedoch bekennen, dass nur wenige Unterkunftshäuser mit dieser Plage behaftet waren; meist sind sie relativ sauber gehalten und jedenfalls den grösseren städtischen Hanen vorzuziehen, die uns, abgesehen von der Unsauberkeit, auch durch die Neugierde und Belästigung der anderen Mitbewohner verleidet wurden. Oft war man in solchen Quartieren gezwungen — so z. B. in Doghanhissar (pag. 115) — mit einer Menge fremder Leute ein und denselben Raum zu theilen. Auch die Gastfreundschaft eines wohlhabenden Städters kann nicht immer als eine Annehmlichkeit betrachtet werden; denn man ist dann gezwungen, an den nach türkischer Art zubereiteten und für den Europäer schwer verdaulichen Mahlzeiten (pag. 164) theilzunehmen, und ist weniger sein eigener Herr wie im Unterkunftshaus, da es der Wirth für seine gutgemeinte Pflicht hält, seinen Gast zu unterhalten und ihm Gesellschaft zu leisten.

Am wohlsten haben wir uns, wie schon erwähnt, in einem sauberen Dorf-Fremdenhaus gefühlt und hier auch die Neugier der Eingeborenen nicht als besonders störend empfunden. Das Wesen des türkischen Landbewohners hatte für uns sogar etwas sehr Sympathisches. Wir vermissten ebenso gern die kriechende Unterwürfigkeit, die dem slavischen Landvolk unserer östlichen Provinzen zu eigen ist, wie die bekannte deutsche bäurische Gerad- oder vielmehr Grobheit. Der Bauer Anatoliens tritt dem Fremden mit vornehmer Ruhe als gleichberechtigt und sozial gleichgestellt gegenüber, ja im Grunde seines Herzens hält er sich im Besitze seines Glaubens für etwas unendlich Besseres. Aber er wird nur in seltenen Fällen, und nur wenn er gereizt ist, diesem Gefühl Ausdruck geben; vielmehr ist er bestrebt, die Vorschrift des Korans, welche Gastfreundschaft befiehlt,

*) Es wird stets schwer sein, einen geeigneten Platz für das Zelt zu finden, und die Mühe des Aufschlagens und des Abbrechens ist auch nicht gering anzuschlagen. Ausserdem nimmt das Zelt einen ziemlich bedeutenden Platz unter dem Gepäck ein.

zu erfüllen. Er empfängt den Fremden ernst und gemessen und bemüht sich, ihm den Aufenthalt in seinem Hause und seinem Dorfe angenehm zu gestalten. Moltke (a. a. O. pag. 346) hat das Wesen der Türken mit folgenden Worten vortrefflich charakterisirt: »Sie haben jene natürliche Höflichkeit, die aus Wohlwollen entspringt, während sie uns anerzogen ist.« Wenn die Aeltesten des Dorfes, an der Spitze der Hodja, Abends in das Fremdenhaus kamen, uns begrüssten und sich zu uns setzten, so schien sie nicht allein Neugier hergeführt zu haben. Dass sie sich für alle unsere Sachen, für unsere Instrumente, vor allem für die Flinte interessirten und darüber Auskunft haben wollten, kann nur natürlich erscheinen. Doch genügte meist eine Andeutung unseres Dieners, dass wir müde wären und lieber allein blieben, um die Leute zum Aufbruch zu veranlassen. Dass der Verkehr mit den Ortsbewohnern für den Reisenden in vieler Hinsicht von grossem Vortheil ist, dass er auf diesem Wege allein über viele ihn interessirende Fragen Auskunft erhält, darf nicht vergessen werden. Wir haben an unserem Theil nur die angenehmsten Eindrücke von dem Wesen und Charakter der türkischen Bevölkerung empfangen, wenn schon natürlich in Betracht kommt, dass durch einen so kurzen Aufenthalt in Kleinasien keine ausreichenden Erfahrungen für ein allgemein giltiges Urtheil gesammelt werden können. Dass uns die vorzüglichen Empfehlungen,*) die ich durch die gütige Vermittelung der Kaiserlich Deutschen Botschaft in Konstantinopel von der Türkischen Regierung erhalten hatte, überall sehr zu statten gekommen sind, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Wir waren durch ein Irade d. h. auf kaiserlichen Befehl den türkischen Behörden anempfohlen, die uns stets mit der grössten Liebenswürdigkeit unterstützt haben. Ich kann deshalb die Ansicht nicht theilen, dass »es sich nicht empfiehlt, sich die der strengen türkischen Vorschrift entsprechende amtliche Erlaubniss zur archäologischen, topographischen etc. Landesforschung zu erbitten.«**) Wir haben dadurch, dass die Behörden von unseren wissenschaftlichen Arbeiten Kenntniss hatten, nie Unannehmlichkeiten gehabt, vielmehr ist uns das wissenschaftliche Arbeiten in jeder Beziehung erleichtert worden. In den Städten sorgte ein Gendarm dafür, dass wir während des Photographirens von Bauten oder des Abklatschens von Inschriften nicht durch die Zudringlichkeit der Einwohner behindert und belästigt wurden; ja es wäre uns ohne den Beistand der Behörden oft gewiss unmöglich gewesen,

*) Das Schreiben Sr. Exc. des Ministers des Innern Halil Rifaat Pascha, des jetzigen Grosswezirs, an den Wali von Konia machte dem letzteren bekannt, dass wir in dem Bezirk von Konia eine Reise unternähmen, um die alten Moschee-Bauten und die byzantinischen Baureste zu studiren; zu diesem Zweck solle uns gestattet sein, Zeichnungen und photographische Aufnahmen zu machen. Der Wali möchte uns ungehindert reisen und uns seinen Schutz und Beistand angedeihen lassen.

**) v. Diest (a. a. O.) pag. 120.

im Innern der Moscheen photographische Aufnahmen zu machen oder die hier befindlichen arabischen Inschriften zu kopiren.

Die Zabtijes, die uns als Begleitung mitgegeben wurden, waren grösstentheils gesittete Menschen und gehörten jedenfalls zu den besten Leuten der jeweils verfügbaren Mannschaft. Auf dem fast dreiwöchigen Rückweg von Konia nach Diner begleitete uns ein und derselbe Zabtije, ein kleiner, munterer Mann, mit dem wir sehr zufrieden waren, und der uns vortreffliche Dienste geleistet hat. Oft freilich schien er mit der Länge des Marsches oder mit zu kurzer Mittagsrast nicht einverstanden zu sein und zog sich grollend an das Ende der Karawane zurück, aber niemals wagte er es, irgend einen Widerspruch gegen unsere Anordnungen zu erheben. Sehr stolz war er darauf, dass er das Telegraphiren gelernt hatte, und nicht minder auf sein Pferd, das er mit grosser Liebe pflegte und möglichst zu schonen suchte. Die Hälfte des Marsches ging er stets zu Fuss und versäumte nie, an einer nur irgendwie steileren Stelle abzusteigen.

Da der Zabtije bald hinter Konia nicht mehr des Weges kundig war, mussten wir uns öfter in schwierigerem Terrain, besonders in gebirgigen Gegenden, einen Führer nehmen. In solchem Falle empfiehlt es sich, sich diesem Wegweiser nur für kurze Strecken anzuvertrauen, womöglich nur bis zum nächstliegenden Dorfe, da die allgemeine Ortskenntniss der Bevölkerung sehr gering ist und meist über die engste Heimath nicht hinausreicht. Es finden sich überall Leute, die für eine kleine Entschädigung gern zur Führung bereit sind.



Schlussvignette: Die Indje Djami in Konia.

III

BEMERKUNGEN ZUR KARTE

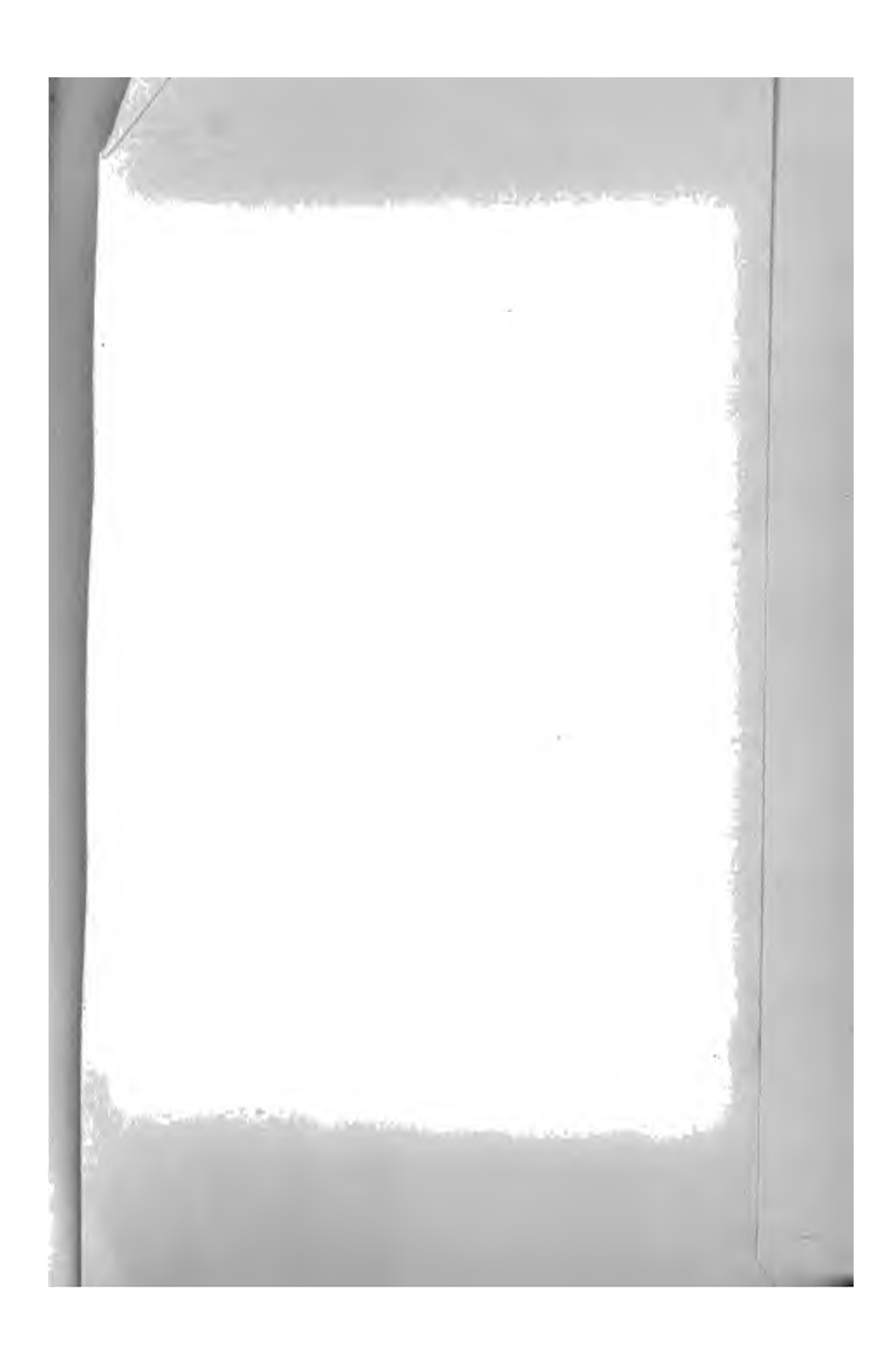
Von Dr. **Richard Kiepert**

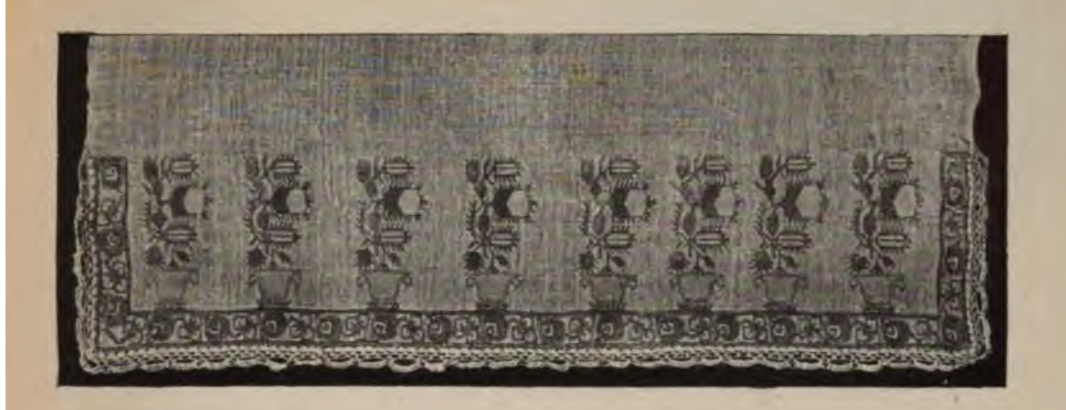
Die Aufnahmen, welche Hr. Dr. F. Sarre abwechselnd mit seinem Begleiter Dr. med. A. Osborne auf seiner kleinasiatischen Reise im Jahre 1895 mittels Uhr und Kompass gemacht hat, begannen in Konia und wurden auf der ganzen Steppenreise im Nordosten dieser Stadt, ausgenommen das Stück zwischen Obruk und Eschme kaja, und weiter auf der Rückreise über Doghanhissar, Kirili Kassaba, Beischehir bis Egherdir durchgeführt. Die Route nebst Flussläufen, Orten u. s. w. wurde in derselben Weise, wie sie sich in der Wirklichkeit bog und wendete, niedergezeichnet und das Terrain sofort in diese Skizze eingetragen, ein Verfahren, das ungleich bessere Resultate ergiebt, als wenn man die passirten Gegenstände längs einer geraden Linie einträgt und dabei die Wegrichtung nur alle 5 Minuten beobachtet, oder gar nur das Gesehene mit Worten beschreibt, wodurch man nie ein befriedigendes Ergebniss erzielt. Danach, sowie nach zahlreichen Photographien, einer Anzahl Peilungen und den Tagebuchnotizen des Reisenden konstruirte ich unter stetiger Beihilfe desselben den ganzen Weg in dem Verhältnisse von 1 Marschminute = 1 mm, wobei die in gebirgigem Gelände nöthigen Verkürzungen sofort angebracht wurden.

Der ganze Westen unserer Karte wurde dann nach Blatt 9 und 12 von Heinrich Kiepert's Spezialkarte vom Westlichen Kleinasien gezeichnet und an denselben in Tschai die Eisenbahnlinie von Afiun-Karahissar nach Konia nach der offiziellen Karte bezw. nach einer Reduktion derselben im Maassstabe 1 : 100000 angeschlossen. Länge und Richtung dieser Strecke Tschai—Konia stimmte auf das Genaueste zu den bisher angenommenen Positionen beider Punkte.

Zu willkommener Ergänzung dienten ferner zwei Routen von **David G. Hogarth** aus dem Jahre 1887, welche dieser uns vor 8 Jahren gütigst mitgetheilt hat, und die meines Wissens noch nirgends benutzt wurden: 1) die Route Buluwadün—Tschai—Deretschin und nördlich um den Akschehir Göl herum nach Ilgün und 2) von Ilgün durch das Gebirge direkt nach Konia auf einem dem Sarre'schen ungefähr parallelen Wege.

Doghanhissar, Kirili Kassaba und Beischehir behielt ich ihrer Lage nach so bei, wie sie auf **Heinrich Kiepert's** Karte »Routes made in 1884 and 1885 by Dr. J. R. S. Sterrett in ancient Cilicia, Lycaonia, Isauria and Pisidia« verzeichnet sind, welche auch bei Ausfüllung der Zwischenräume zur Vorlage diente. Sehr gut stimmten Dr. Sarre's Beobachtungen in Längenausdehnung und Azimut überall zu denen von Sterrett; gegenüber denjenigen von Hirschfeld, Schönborn, Hamilton und Ainsworth bezeichnen sie jedoch einen entschiedenen Fortschritt, sowohl in der Steppe zwischen Konia, Akserai und dem grossen Salzsee, als auch im Süden und Südwesten des Sees von Beischehir, dessen Ufer dort ein anderes Aussehen erhalten. So gut wie neu ist die Route von Konia nach Doghanhissar, über welche man bisher nur aus dem Berichte und der Karte des Metropoliten Kyrillos einiges wusste; dessen 1812 in Wien erschienene Karte (Πίναξ χωρογραφικὸς τῆς μεγάλης 'Αρχισατραπίας 'Ικονίου, reproduzirt in Heinrich Kiepert's Memoir über die Construction der Karte von Kleinasien und Türkisch-Armenien [Berlin 1845] und danach der uns hier interessirende Theil auf beifolgendem Blatte) enthält freilich viele Orte auf und neben jener Route, steht aber noch mehr auf dem Standpunkte der Tabula Peutingeriana oder der Ptolemäuskarte, als auf dem europäischer Elaborate aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Es finden sich bei Kyrillos von Konia an wieder: Siles als Silles, Sulutas Köi als Sulutasch, Kitschimustla als Ketschimoslu, der Baschara Su als Basara, Bulamas (freilich auf der falschen Seite des Flusses), Dewrend als Derwi, Balki, Balki Deressi als Balki Boghas, Urus Köi als Urus und Doghanhissar; auch stimmen Entfernungen und Richtungen im Allgemeinen leidlich. Das lässt sich von dem Wege Konia—Obruk—Sultan Han—Akserai nicht sagen; denn er ist um fast einen vollen Quadranten aus der östlichen in eine nördliche Richtung gedreht, und während Obruk in Wirklichkeit halbwegs zwischen Konia und Akserai liegt, bildet bei Kyrillos die Strecke Konia—Obruk noch nicht ein Drittel der ganzen Entfernung Konia—Akserai.





IV

ÜBER DIE VON DR. SARRE IN KLEINASIEN GESAMMELTEN STICKEREIEN

Von **Max Heiden**

Unter dem Wissenswerthen, das der Herausgeber über Land und Leute in Kleinasien gesammelt hat, befinden sich auch Beispiele textiler Kunstfertigkeiten, welche mit dem Leben jener Völker in engem Zusammenhange stehen, weil sie einen wichtigen Beschäftigungs- und Ernährungszweig derselben darstellen. Knüpfteppiche und Webereien, welche uns aus älterer Zeit daher überkommen sind, haben schon oft Schilderungen in Wort und Bild erfahren; weniger unterrichtet sind wir über einzelne Gruppen von Stickereien Kleinasiens. Namentlich fehlen uns sichere Angaben über die zahlreich durch den Handel nach Europa eingeführten jüngeren Arbeiten, welche zumeist aus Tüchern bestehen, deren beide Enden mit reicher doppelseitiger Stickerei geschmückt sind. Sie kommen aus Kleinasien als »orientalische Stickereien« zu uns, und nur die von einem Museum erworbenen Stücke erscheinen dort allenfalls mit der Bezeichnung »Persien oder Türkei«. Um so werthvoller ist es zunächst, hier einmal eine Anzahl dieser Tücher mit festen Bezeichnungen ihrer Herkunft vor sich zu haben. Freilich wäre für den Spezialisten noch von Interesse

Kopfleiste: Borte eines Tuches aus Beischehir.

gewesen, von einigen Arbeiten etwas mehr über die Art der Herstellung zu wissen. Auch hätte man gern Auskunft darüber gehabt, ob die Mustergebung dieser Tücher von dem freien Willen der Verfertigerin abhängt, oder ob der Schmuck jener Tuchenden nach Art und Stand der Familie bestimmten Vorschriften unterworfen ist, so dass sich mit der Zeit, je nach dem Volksstamm, feste Typen von Mustern herausgebildet haben, wie dies in der Teppichknüpferei orientalischer Völker der Fall ist. Letzteres dürfte auch hierbei anzunehmen sein, indessen ist an Ort und Stelle nichts Bestimmtes zu erfahren, da dem Fremden der Zutritt zu den Frauengemächern, worin diese Stickereien nur gefertigt werden, nicht gestattet ist.

Das am häufigsten unter dem Namen Peschkir vorkommende Tuch wird als schmales Stück um den Fez gewickelt oder als Handtuch nach dem Essen zum Abtrocknen der Hände benutzt, wenn es breiter ist; es dient zum Schmuck für den Gürtel, indem man es so in denselben hineinsteckt, dass die bestickten Enden an den Hosen (Schalwar) entlang herabfallen. Das Tschewre, ein kurzes viereckiges Tuch, das am ehesten mit einem grossen Taschentuch zu vergleichen ist, besteht aus feinerem Stoff und ist feiner in der Stickerei. Unter dem Namen Saryk versteht man ein einfarbiges Tuch ohne Stickerei, das um den Fez gewickelt wird.

Der Grundstoff dieser Tücher besteht aus weissem Baumwollen- oder Leinengespinnst: vom gröbsten bis zum feinsten Batistgewebe, das dann oft eine weiche, kreppartige Struktur zeigt. Die zu Handtüchern verschnittenen Stoffe sind in Schuss und Kette aus verschieden starkem Material gewebt, wodurch eine ungleichmässige, rauhe Oberfläche entsteht, wie auch wir sie von unseren Frottirtüchern her kennen.

Zur Herstellung dieser Gewebe wird man sich einer Anzahl kleiner Handwebestühle bedienen; denn die Breiten der Stoffe sind verschieden (15—80 cm) und die Langseiten immer durch eine Webekante abgeschlossen. Seltener kommt es vor, dass der Stoff so breit gewebt wird, um zwei Shawls auf ein Mal herauszubekommen (Taf. LXXIV), und in diesem Falle ist, wie die Abbildung zeigt, die Trennung der Breiten durch Ausschiessen verschiedener Kettfäden gekennzeichnet. Die Länge des Grundstoffes wird natürlich dem Gebrauch des Tuches angepasst.

Reizvoll und geradezu vorbildlich ist die Stickerei an diesen Tüchern, welche immer nur in breiten, gleichmässig gemusterten Endborten mit darunter stehendem, schmalem Abschlussrand Anwendung gefunden hat; niemals ist ein solches Tuch der Länge nach durch gestickte Borten abgeschlossen, wie wir es bei unseren altdeutschen oder italienischen Handtüchern kennen.

Das Material zur Stickerei besteht aus farbigen, gedrehten, feinen Seidenfäden und Gold, weniger in Benutzung kommt Silber. Bemerkens-

werth ist die Behandlung des in Gebrauch kommenden Metalles, die im Prinzip noch an mittelalterliche Textilien des Orients erinnert. Der rundliche Faden ist nicht gezogen, d. h. er besteht in seiner Form nicht aus reinem Gold oder Silber, sondern das Metall wird als plattes, schmales Streifchen (Lahn) um einen gelben Seidenfaden gesponnen, so dicht, dass dem unbewaffneten Auge viele solcher neben einander liegenden Fäden als eine geschlossene Goldfläche erscheinen. Als Beweis der Feinheit dieses Fadens mag es aber dienen, dass er zur Herstellung einer doppelseitigen Stickerei von oben nach unten durch den Grundstoff gezogen werden muss, während bei uns eine Goldstickerei durch Aufnähen des Metallfadens doch nur einseitig gearbeitet wird. Der Lahn selbst dient im platten Zustande natürlich auch als Material zur Stickerei, namentlich da, wo es sich darum handelt, besonders breite Lichter in die farbige Fläche einzusetzen. Im Mittelalter verwandte der Orientale bekanntlich statt des noch unbekannten Lahns vergoldete oder versilberte Lederhäutchen, er umwickelte hiermit Leinenfäden zur Herstellung kostbarer Gewebe.

In der Technik verdient neben der mühevollen Arbeit in doppelseitiger Ausführung an diesen Tüchern die Vielseitigkeit innerhalb einer Arbeit bemerkt zu werden. An europäischen Stickereien sind wir in dieser Beziehung einheitliche Sticharten gewohnt. Ein altdeutsches Leinentuch wird z. B. entweder im Kreuz-, Holbein- oder Plattstich gestickt sein; allenfalls setzt man in breiter angelegte Muster für Leinenstickerei kleine Füllstiche ein, welche sich dem quadratischen Gefüge des Grundstoffes anpassen. Ueberhaupt haben sich bei uns für Leinen-, Seiden-, Sammet- oder Tuchstickerei besondere Techniken herausgebildet. Je nach dem Grundstoff halten wir Technik und Muster auseinander. Der Orientale legt keinen Werth darauf, er beherrscht stilistisch den einen Stoff wie den anderen, indem er sein vielseitiges Können mit Nadel und Faden dem Muster anpasst.

Durch solche freie künstlerische Behandlung in der Technik zeichnet sich namentlich eine Art von Mustern auf diesen Tüchern aus (Taf. LXXIII u. LXXIV). Sie besteht aus aufrecht stehenden Zweigen mit einer grossen Blüthe, welche in rundlicher oder welliger Linienführung von kleinen Blättern und Blüthenstauden umschlossen wird. Je nach der Breite des Tuches befindet sich ein Zweig oder zwei derselben darauf. Nelken, Tulpen, Rosen, Hyacinthen sind darin die beliebtesten Pflanzenmotive, deren Stilisirung durch Technik und Farbengebung bewundernswerth ist.

Die Hauptflächen eines solchen Musters sind im sogenannten Gobelinstich ausgeführt, welcher über den Kett- oder Schussfäden des Grundstoffes so gearbeitet wird, dass die Stickerei den Grund auf beiden Seiten völlig bedeckt und die Flächen in den farbigen Schattirungen den Eindruck einer abgetönten Malerei hervorrufen. Wenn bei uns der

Gobelinstich zur Anwendung kommt, so geben wir uns die grösste Mühe, Faden für Faden des Grundstoffes in einer Richtung zu übersticken, und wir rühmen uns dessen, wenn dann das Ganze eine gleichmässige Fläche ausmacht, wie sie auf dem Bilde eines Gobelins mit der ripsartigen Struktur in Erscheinung tritt. Im Orient arbeitet man freier, man passt die Richtung des Gobelinstiches der organischen Entwickelung seiner Pflanzenwelt an: die Orientalin malt mit der Nadel! Eine andere Art von Stilisirung wird erzielt mit Hilfe eines Durchbruchstiches, welcher durch das Zusammenziehen der Fäden im Grundstoffe ein filetartiges Gitterwerk schafft, eine Technik, die auch uns als Musterung von Leinentüchern geläufig ist. In dieser Weise sind die Kernstücke der grossen Blumen und grösseren Blätter auf den in Tafel LXXIII u. LXXIV dargestellten Tücher gestickt. Nur im beschriebenen Durchbruchstich ausgeführt ist die Stickerei auf dem nebenbei abgebildeten Tuch in gröberer Arbeit, deren Muster aus Blumenstauden besteht, welche niedrigen, korbartigen Vasen entsteigen. Entsprechend der einfacheren Ausbildung dieser Sträusse ist auf die querlaufende untere Abschlussborte mehr Gewicht gelegt; aber trotz der gröberen Art der Arbeit muss die stilistisch sorgsame Behandlung der Blumen auffallen. Dieselben haben durch eine gestickte Umrisslinie in dunkler Tönung einen festeren, der Fläche streng angepassten Charakter erhalten, wodurch auch hier das Gefühl organischer Gliederung künstlerisch seinen Ausdruck gefunden hat.



Tuch aus Egherdir

Nach Art des Musters gehört in diese Gruppe von Tüchern noch die als Kopfleiste abgebildete Borte. Der Gedanke an jene breit angelegten hohen Sträusse auf den Tüchern in Tafel LXXIII u. LXXIV, besonders aber an die eben beschriebene Musterung, ist darin noch vorhanden, indessen Alles kleiner angelegt und vereinfacht, so dass in einer Breite von 38 cm schon acht Rosenzweige enthalten sind, welche je einem vasenartigen Topf entsteigen. Die schmale, mit ähnlichen Motiven als Ranke gefüllte Borte ist bis zur Höhe der Blumenstöcke als Abschluss herumgeführt und mit schmalem, geklöppeltem Spitzenbesatz in Gold und Silber umsäumt. Die Stickerei ist im Kettenstich (einfache Art des

Tambourirens) in vornehmlich rother und grüner Seide mit Anwendung weniger Goldlahnfäden ausgeführt.

Ausser diesen, für gewisse Breiten der Grundstoffe abgepassten Borten aus einzelnen Sträussen, deren Anwendung als Flachmuster im Orient überhaupt sehr beliebt ist, kennen die Völker Kleinasiens auch jene durchgehenden Musterungen der Tuchenden, wie sie bei uns allgemein üblich sind. Diese Borten setzen beliebig an und hören ebenso auf. Der Charakter derselben ist in Folge dessen ein ganz anderer. Natürlich kommen für den Orientalen wieder Blumen in Betracht, und am nächsten hierfür liegt ihm das wellige Rankenmuster. In dem Bestreben aber, den Randstreifen so zusammenhängend und regelmässig wie möglich zu füllen, bilden sich volle, glatt abgeschlossene Muster, wie sie auch die Weberei hervorzubringen im Stande ist. Man kann also die zuerst beschriebene Art von Tüchern vom stilistisch künstlerischen Standpunkte aus und in Erwägung des Werthes der freieren Handarbeit als die vornehmere bezeichnen. Wie weit die orientalische Arbeiterin sich dieses Empfindens bewusst ist, entzieht sich unserer Beurtheilung; jedenfalls erscheint es bemerkenswerth, dass die durchgehenden Bortenmuster auf diesen Tüchern höchst selten mit der Sorgfalt und in der technischen Vielseitigkeit gearbeitet sind, als wir sie von jenen abgepassten Mustern her kennen.

Ein einziges Stück dieser Art hat Dr. Sarre auf seiner Reise erworben, das eine Ausnahme hiervon macht, aber auch seiner ganzen Anlage gemäss vermuthen lässt, dass es einem edleren Zweck gedient hat, als jene Tücher, die uns unter den Namen Peschkir, Tschewre und Saryk bekannt sind. Vielleicht, dass man es hier mit einem Schleier oder sonstigem Schmuck zu thun hat, dessen sich vornehme orientalische Frauen bei festlichen Gelegenheiten bedienen dürfen (vergl. Taf. LXXII obere Fig.). Der Grundstoff dieses etwa 30 cm breiten Tuches ist ein weisses Batistgewebe, das übrigens verschiedentlich einfach besäumt ist und schon deshalb den Eindruck macht, als ob noch ein anderer Abschluss daran fehle, der den Gegenstand zu etwas Besonderem herrichten soll. Die 13 cm breite Borte besteht aus wellig gelegten, vollen Blüthensträussen, deren feine Ausführung den Arbeiten auf Taf. LXXIII u. LXXIV entspricht. Die Einfügung des Goldfadens in die breiten Flächen des Gobelinstiches ist noch feiner geschehen. Es sind durch flaches Modelliren und Schattiren mit Nadel und Faden die Blumen wie in einer feinen Lackmalerei dargestellt. Der Goldfaden greift hier und da, wie mit dem Pinsel hineingewischt, als Darstellung der Gliederung durch eine Blattrippe vermittelnd in die Seidenfäden ein; Kernstücke der Blüthen und einige Ausläufer der Blätter sind wieder in breitem Lahn gestickt — und so bildet das Ganze in seiner künstlerischen Vielseitigkeit eine Musterkarte für Stickerei, die mit einem Namen garnicht zu bezeichnen ist.

Zu den gewöhnlichen Tüchern und durchgehenden Mustern gehört die auf derselben Tafel LXXII (untere Fig.) dargestellte Borte. Die Mustergebung, eine wellig gelegte Weinranke mit Blättern und Trauben, so gut, wie sie der Kettenstich in der Stilisirung eben darstellen kann, erinnert lebhaft an deutsche Muster der Leinenstickerei. Derartige Verwandtschaften innerhalb einer Technik berechtigen aber nicht zu festen Schlüssen in Bezug auf Herkunft oder Ueberführung der Muster; denn ein und dieselbe Handfertigkeit in gleichem Material hat in den verschiedensten Ländern zu allen Zeiten aus der Technik heraus gleiche Muster entstehen lassen.

Als durchgehendes Flachmuster, aber für ein Handtuch abgeschlossen, ist die Borte auf Taf. LXXIV dargestellt. Sie giebt zugleich ein Beispiel von der gröbsten Art der auf diesen Tüchern vorkommenden Stickereien. Das Muster an sich zeigt schon ein gewisses Unverständniss in seiner Zusammenstellung. Die Blumenranken sind durchsetzt mit Architekturtheilen und kleinem Geräth. Alles ist trotz der Doppelseitigkeit in der Technik roh ausgeführt. Die Stiele der im groben Gobelin- und Kettenstich gestickten Blumen liegen aus breitem Lahn dick auf. Auch die an chinesische Tempelsäulen erinnernden Architekturen sind in breiten Flächen mit Goldlahn gestickt, so dass sie strotzend herausfallen und auf bäuerlichen Geschmack schliessen lassen. Bemerkenswerth am Tuch selbst ist die doppelseitig rauh gewebte Fläche des Grundstoffes, die den Gebrauch desselben zum Abtrocknen kennzeichnet. Die an den Enden freiliegenden Kettfäden sollen die sonst gestickte untere Abschlussborte betonen.

In den hiermit dargestellten und beschriebenen Mustern sind die Haupttypen der seit dem vorigen Jahrhundert bis zum heutigen Tage in Kleinasien gebräuchlichen Tücher der genannten drei Arten enthalten. Welchen breiten Raum die Stickerei sonst im orientalischen Leben seit Alters her einnimmt, ist bekannt; es würde aber über den Rahmen des hier gegebenen Raumes hinausgehen, auch nur einen kleinen Theil der übrigen Kunststickerei Kleinasiens allgemein zu beschreiben. Wir lassen daher hier nur noch kurz, ohne Zusammenhang, einige Stücke aus den Sammlungen des Herausgebers folgen, welche besonders bemerkenswerth erschienen.

Der auf Seite 194 dargestellte Blumenstrauss stammt von dem Streumuster eines aus gelber Seide gefertigten, in farbiger Seide und Gold tambourirten Rasirmantels. Im Ganzen entspricht die Linienführung des Zweiges wieder den uns von den Tüchern her bekannten Bortenmustern. Doch lässt der Tambourirstich im Einzelnen die Theilung der Flächen nicht so zum Ausdruck kommen, wie dies bei dem Gobelinstich der Fall ist. Tambouriren ist eine Art der Stickerei mit Kettenstich, bei welcher

mit der Tambourirnadel, die an der Spitze einen Widerhaken hat, durch den Stoff gestochen und der Faden als Schlinge heraufgezogen wird, durch welche beim nächsten Stich der Faden hindurchgehen muss. Die so hergestellte Musterung liegt daher viel flacher auf, als in irgend einer anderen Art der Stickerei. Auch verbietet der Tambourirstich die doppelseitige Ausführung; die prächtigsten Wirkungen werden durch ihn erzielt, wenn es sich darum handelt, einfarbige breite Flächen zu schaffen, wie sie uns die orientalischen seidenen Vorhänge mit den grossen Blüthenbäumen zeigen, welche die meterweiten Flächen mit Blättern und Blüthen von einem Stamme aus in wunderbarer Stilisirung füllen.

Europäische Techniker behaupten übrigens, dass zur Herstellung der grossen tambourirten Decken im Orient Maschinen thätig sein müssen, weil die Gleichmässigkeit des Stiches kaum mit der Hand zu erreichen sei.

Technisch sowie in der Musterung von grossem Interesse ist der auf Taf. LXXI abgebildete Vorhang. Der Grundstoff besteht aus ziemlich grober Leinewand, auf dem die Musterung aus reihenweis versetzten grossen Palmetten und entsprechender Borteneinfassung in farbiger Seide in einer Technik gestickt ist, die bei uns erst seit Kurzem wieder geübt wird. Es werden gedrehte kräftige Seidenfäden dicht neben einander gelegt, so dass der Grundstoff innerhalb der Zeichnung völlig bedeckt ist, und dann mit einem Faden nach der anderen Richtung quer übernäht, wodurch ein leichtes Relief entsteht, das je nach der Führung des zum Aufnähen benutzten Fadens Musterungen in diagonalen Stichreihen oder flechtwerkartige Bindungen zeigt.

Die Konturen, welche auf unserem Vorhange die Blüthen nach orientalischem Prinzip umrahmen und im Inneren theilen, sind in losem, breitem Flechtenstich gearbeitet. In dieser Technik werden in Kleinasien weithin sichtbare kräftige Muster gestickt; sie vertritt dort eigentlich in Bezug auf die Wirkung das Bestreben der europäischen Aufnäharbeit, die als solche im Orient sonst nicht bekannt ist. Die in Tuch gearbeiteten Mosaikdecken aus Rescht in Persien kommen hier nicht in Betracht.

Als absonderliche Kunststickerei des Orients ist eine Stola (Schulterbinde der katholischen und orthodoxen Geistlichen) zu bezeichnen, welche Dr. Sarre im Bazar von Saloniki erworben hat. Auf Taf. LXXVI sind die beiden Enden derselben abgebildet. Dem Zwecke entsprechend enthält sie in einer Länge von 270 cm und 13 cm Breite die Darstellung der zwölf Apostel, die von der Mitte aus, in welcher zwischen Maria und dem verkündenden Engel die Halbfigur Christi sich befindet, nach beiden Seiten hin unter Arkaden vertheilt stehen. Der Charakter der Musterung dieses Stückes beruht auf der Tradition byzantinischer Kunst. Die Stickerei ist auf rothem Atlasgrund in leichtem Relief aus Seide, Gold und Silber ausgeführt, in der Art, wie dergleichen Arbeiten auch im XV. Jahrhundert aus

Deutschland vorkommen. Aber die Durcharbeitung im Einzelnen und vor allem die Technik verräth eine Werkstatt, welche im vorigen Jahrhundert bewusst oder unbewusst dergleichen nachgeahmt hat. Die Art der Stickerei und das Material deuten auf den Orient hin; trotzdem verliert das Stück nicht an Interesse, weil technisch ein grosses Können noch in ihm bewahrt liegt. Der schon beschriebene orientalische Lahnfaden ist auch hier zu finden; er ist mit einem gewissen Raffinement um die gelbe Seide so weit in Zwischenräumen gesponnen, dass das verarbeitete Material in der Fläche einen abgeschabten Eindruck macht und dadurch die Sache älter erscheinen lässt als sie ist. Die Füllung unterhalb der beiden Endfiguren deutet übrigens schon darauf hin, dass wir es hier mit einer orientalischen Stickerei des vorigen Jahrhunderts zu thun haben. Ebenso wie das Füllwerk innerhalb der Arkaden über die Zeit und den Ort der Arbeit keinen Zweifel lässt.

Dass die älteren orientalischen Textilien uns immer wieder Vorbild sein müssen, das beweisen uns von neuem die von Dr. Sarre dort gesammelten Schätze; ist man sich aber dessen an Ort und Stelle bewusst und arbeitet demnach im alten Sinne weiter, dann wird der nie versiegende Urquell des Orients mit neuen Arbeiten uns auch immer wieder neue Räthsel bringen, namentlich in Bezug auf technisches Können.



V

ABLESUNGEN AM SCHLEUDER-THERMOMETER

Von Dr. **Alfred Osborne**

Abgesehen von den während des Marsches mehrmals am Tage gemachten Höhenbestimmungen, sind dreimal am Tage zu bestimmten Zeiten, um 6 h. a., 2 h. p. und 9 h. p. m., Ablesungen an einem Schleuder-Thermometer vorgenommen worden.

Das Ergebniss dieser Messungen ist folgendes, indem der jedesmaligen Angabe der Temperatur (C.) die Oertlichkeit, wo die Messung stattfand, zugefügt ist:

Datum	6 h. a. m.		2 h. p. m.		9 h. p. m.	
10. VI. 95.	Alaschehir . . .	17,5	Kyrk Tschinar . .	30,5	Buladan	20,0
11. VI.	Buladan	20,5	Jenidje Köi . . .	31,0	Buladan	21,5
12. VI.	Mäander-Thal . .	19,5	Hierapolis . . .	36,5	Lykos-Thal . . .	32,5
13. VI.	Gondjarly . . .	20,5	Denizli	30,5	Gondjarly . . .	23,5
14. VI.	Gondjarly . . .	22,0	Laodicaea . . .	26,5	Laodicaea . . .	22,0
15. VI.	Gondjarly . . .	22,5	Tschardak . . .	27,5	Diner	21,5
16. VI.	Diner	20,5	Diner	18,5	Diner	16,0
17. VI.	Diner	15,25	Dombai Owassy .	20,0	Alp Arslan . . .	18,0
18. VI.	Tatarly	11,5	Geneli	21,5	Karadjören . . .	17,5
19. VI.	Bazar Aghatsch .	14,5	Ishakly	22,0	Akschehir . . .	16,0
20. VI.	Akschehir . . .	14,0	Arküt Han . . .	24,0	Ilgün	18,0
21. VI.	Ilgün	14,5	Katyn Han . . .	24,25	Mektubdjy Han .	19,0
22. VI.	Mektubdjy Han .	14,75	Konia	26,0	Konia	19,5

13*

Datum	6 h. a. m.		2 h. p. m.		9 h. p. m.	
26. VI.	Konia	25,5	Bunarbaschi	20,25	Mernek Jaila	18,0
27. VI.	Mernek Jaila	18,0	Obruk	29,5	Eschme kaja	19,25
28. VI.	Eschme kaja	19,0	Sultan Han	28,5	Ak Han Jaila	18,0
29. VI.	Bajaz Su	18,0	Akserai	25,0	Akserai	21,0
30. VI.	Akserai	18,5	Zwischen Ak Han Jaila u. Sultan Han	26,5	Sultan Han	19,0
1. VII.	Sultan Han	15,5	Tuzun	25,5	Tossun	18,5
2. VII.	Tossun	16,5	Tuzuk Dagh	28,5	Süwerek	21,0
3. VII.	Süwerek	16,75	Chorasli Han	29,0	Konia	23,5
7. VII.	Kitschimustla	19,0	Kawak Han	23,0	Dewrend	19,0
8. VII.	Dewrend	22,0	Ascha Tschiil	30,0	Balki	19,0
9. VII.	Balki	18,5	Doghanhissar	30,25	Doghanhissar	22,5
10. VII.	Doghanhissar	21,5	Ketenlik Jaila	27,0	Arek	21,0
11. VII.	Arek	20,25	Kirili Kassaba	23,5	Selki	18,5
12. VII.	Selki	19,25	Beischehir	25,25	Beischehir	19,0
13. VII.	Beischehir	19,75	Zwischen Beischehir und Ueskeles	26,0	Ueskeles	20,5
14. VII.	Ueskeles	18,75	Monastir	27,0	Zekeria Köi	22,0
15. VII.	Zekeria Köi	19,0	Tschetme	31,5	Kazakly	20,5
16. VII.	Kazakly	22,0	Kurdjowa	32,0	Bajamly	24,0
17. VII.	Bajamly	22,5	Jaka	29,0	Afschar	24,0
18. VII.	Afschar	24,0	Siwri Kalessi	28,0	Imrohor	23,5
19. VII.	Imrohor	20,25	Egherdir	28,0	Egherdir	23,0
20. VII.	Egherdir	21,0	Nis Ada	28,5	Egherdir	24,0
21. VII.	Egherdir	23,0	Findos	31,5	Isparta	23,0
22. VII.	Isparta	21,5	Ardischly Bel	30,0	Ketschiborlu	23,0
23. VII.	Ketschiborlu	22,0	Aidoghmusch	32,0	Diner	25,0

INDEX

B

E

F

G

H

I

J

K

L

M

N

O

P

R

S

T

U

V

BERICHTIGUNGEN

pag.								
pag.	22	Zeile	13	von	unten	Nâṣir	statt	Nasr.
»	40	»	2	»	»	»	»	»
»	»	»	1	»	»	Diârbekr	»	Diarbekr.
»	43	»	12	»	»	Firdôsi	»	Firdosi.
»	47	»	1	»	»	(Anm.) 1207	»	1205.
»	49	»	3	»	»	» Abûlfeda	»	Abulfeda.
»	60	»	8	»	oben	Firdôsi	»	Firdosi.
»	69	»	2	»	»	Indjir Han	»	Ewdir Han bei Termessos.
»	85	»	3	»	unten	Kobâd	»	Ḳubâd.
»	86	»	11	»	oben	Kylydj	»	Kylyǧ.
»	»	»	2	»	unten	Atîr	»	Atir.
»	87	mehrere Male				Kobâd	»	Kubâd.
»	88	Zeile	11	von	oben	1243	»	1241.
»	89	»	5	»	unten	XI	»	XII.
»	161	»	5	»	oben	Nâṣir	»	Nâsir.

TAFELN



Tripolis, Ruinenfeld

I



TRIPOLIS, FELSGRÄBER
II



HIERAPOLIS, SINTERABLAGERUNG

III



HIERAPOLIS, SINTERABLAGERUNG

IV



Hierapolis, Thermen

V



Hierapolis, heisse Quelle

VI



AK HAN, PORTAL

VII



Ishakly, Moschee im Hof des Hans

VIII



ISHAKLY, BRUNNENHAUS

IX



Akschehir mit Sultan Dagh

x



Akschehir, Tasch Medresse, Vorhalle

XI



AKSCHEHIR, TASCH MEDRESSE, PORTAL

XII





Akschehir, Tasch Medresse, Hof

XIII





Ilgün, Moderner Han

XIV





Ilgün, Moschee des Mustafa Pascha

XV





Konia, Moschee und Palast des Ala eddin
XVI



Konia, Thurm vor dem Burgberg

XVII



KONIA, MOSCHEE DES ALA EDDIN, PORTAL

XVIII



Konia, Medresse des Kara Tai, Portal

XIX



Konia, Medresse des Kara Tai, Portal

XX





Konia, Medresse des Kara Tai, Fayence-Mosaik im Innern

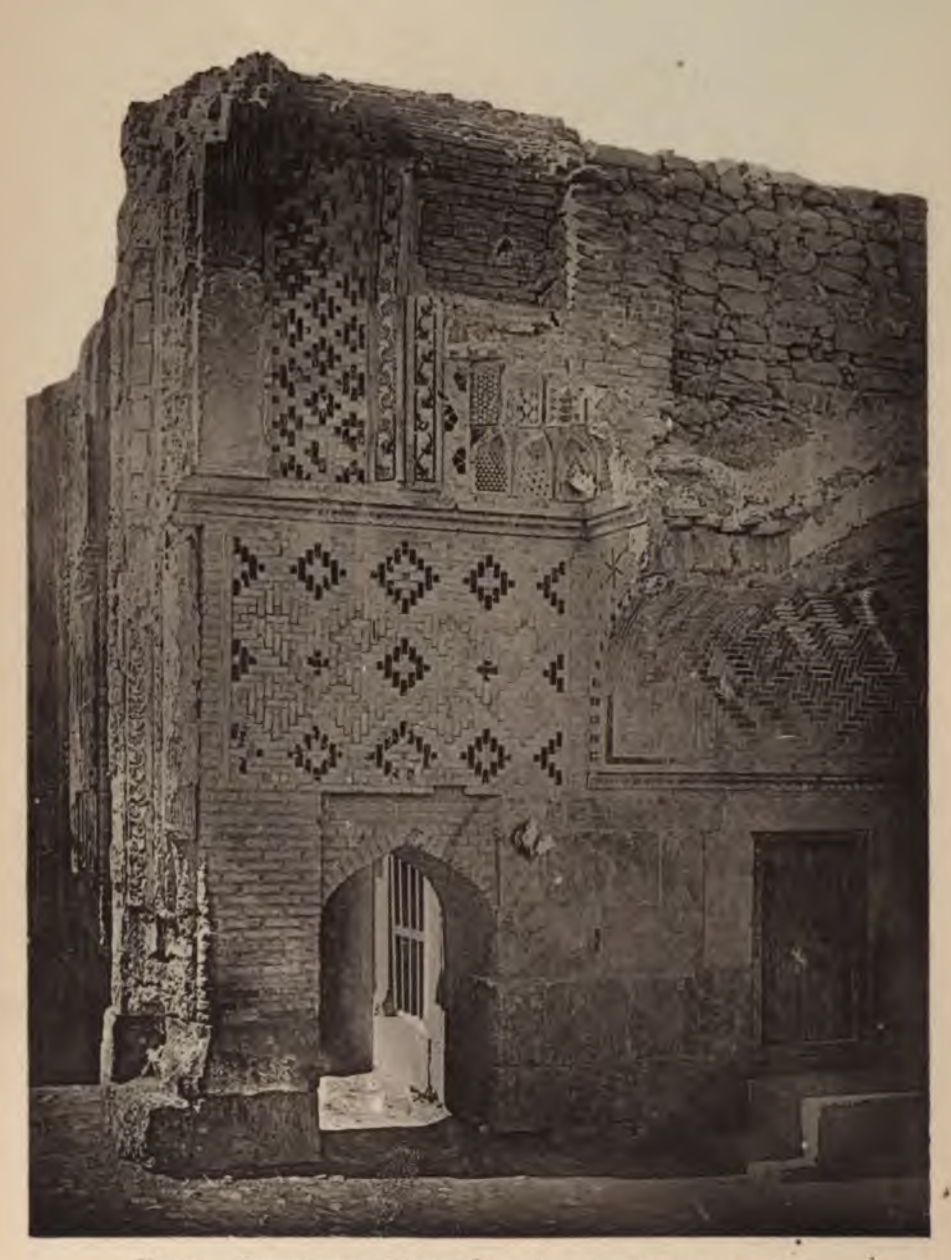
XXI





KONIA, SIRTSCHELI MEDRESSE, PORTAL

XXII



KONIA, SIRTSCHELI MEDRESSE, ZIEGEL-MOSAIK IM HOF

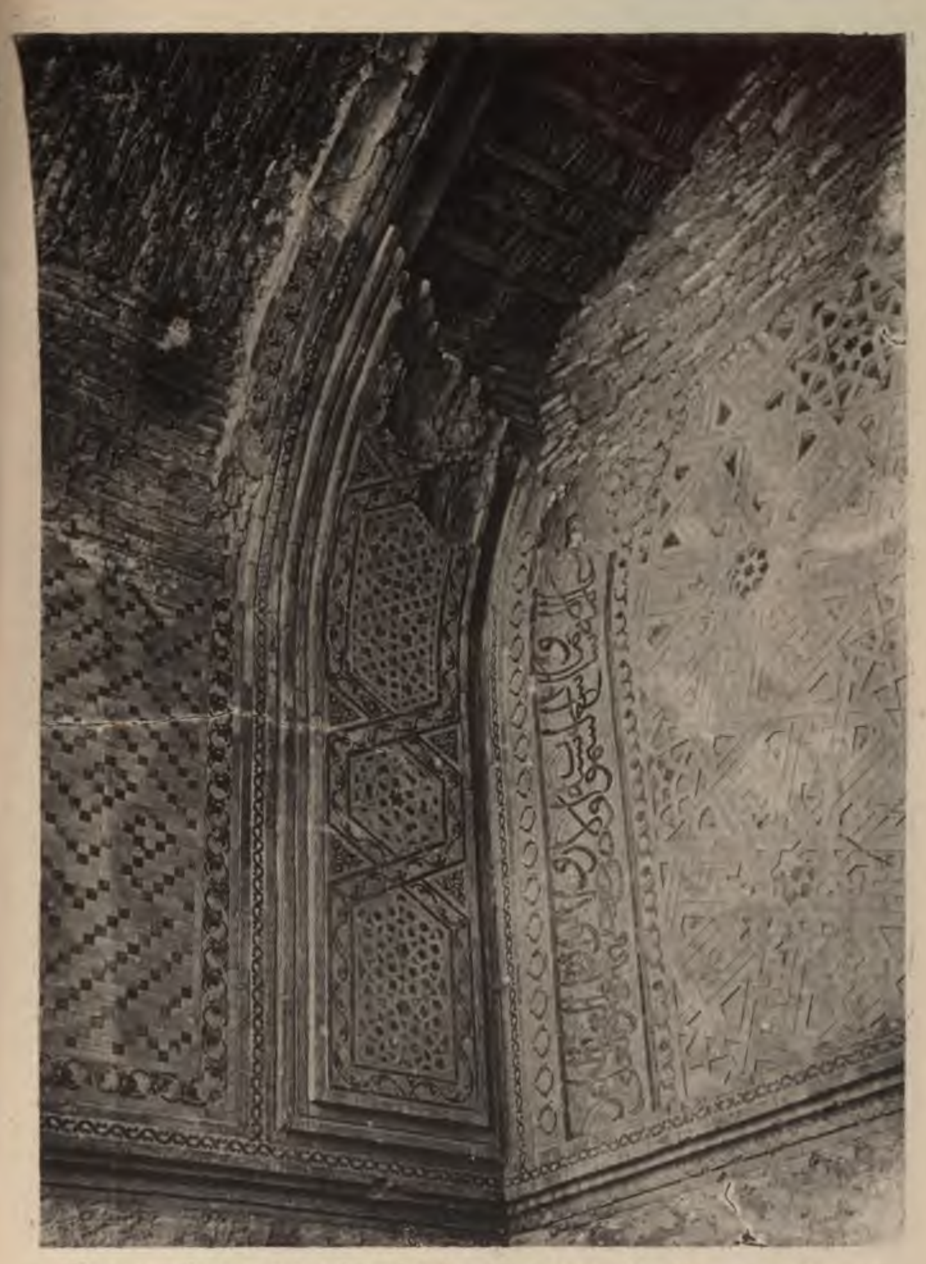
XXIII



Konia, Sirtscheli Medresse, Nische im Hof

XXIV





Konia, Sirtscheli Medresse, Fayence-Mosaik der Nische im Hof

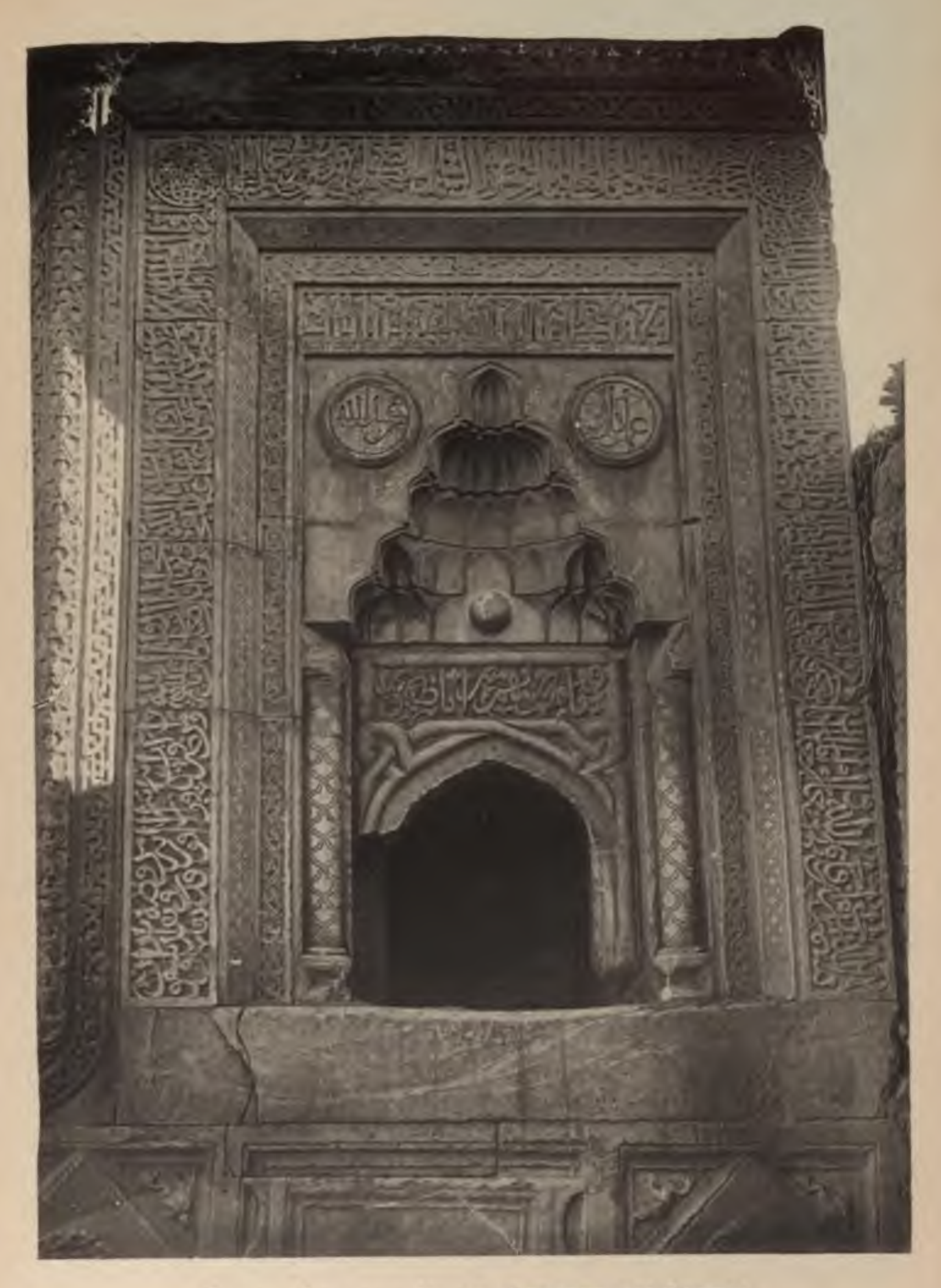
XXV



KONIA, ENERGHE DJAMI, PORTAL

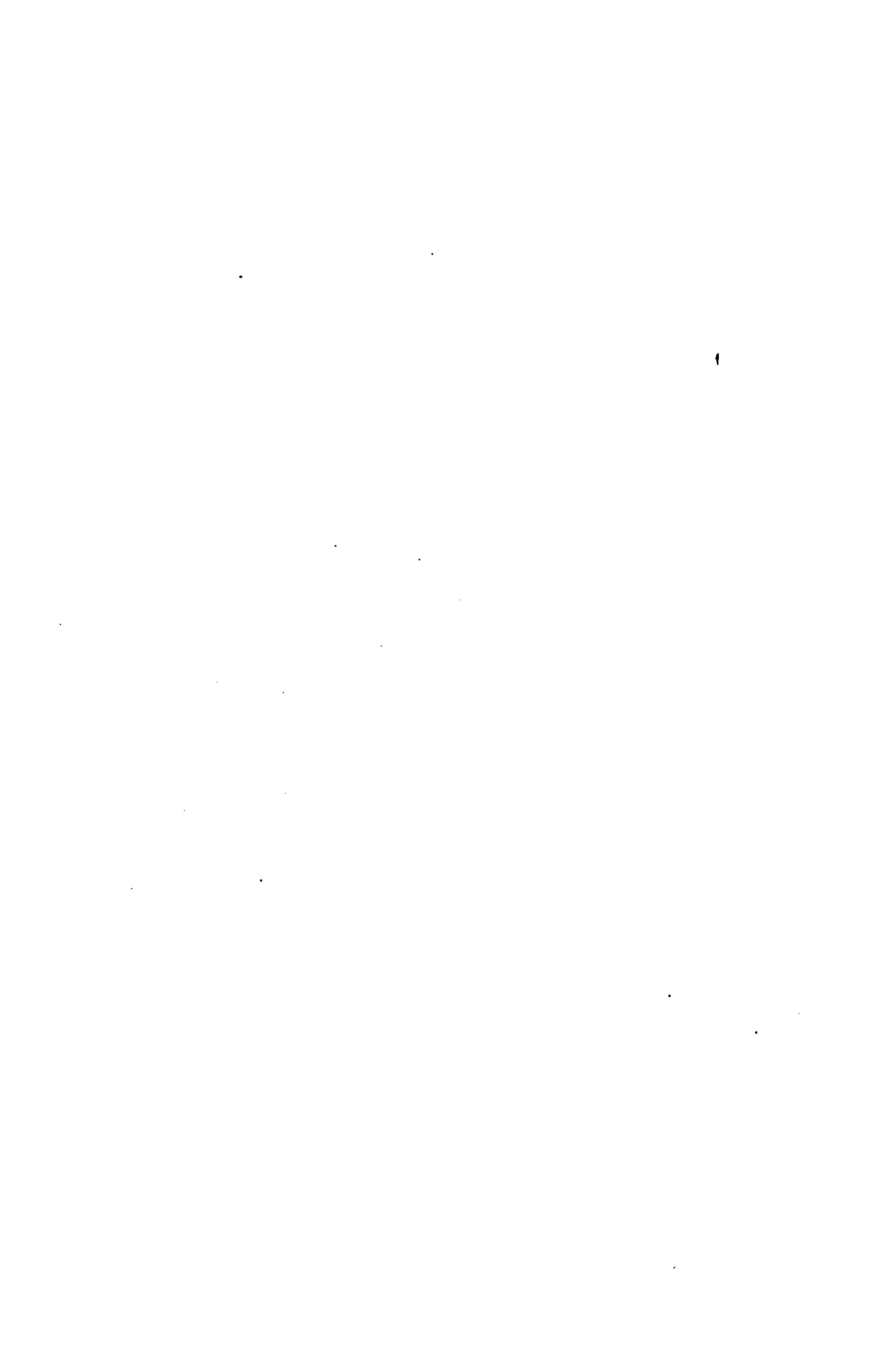
XXVI

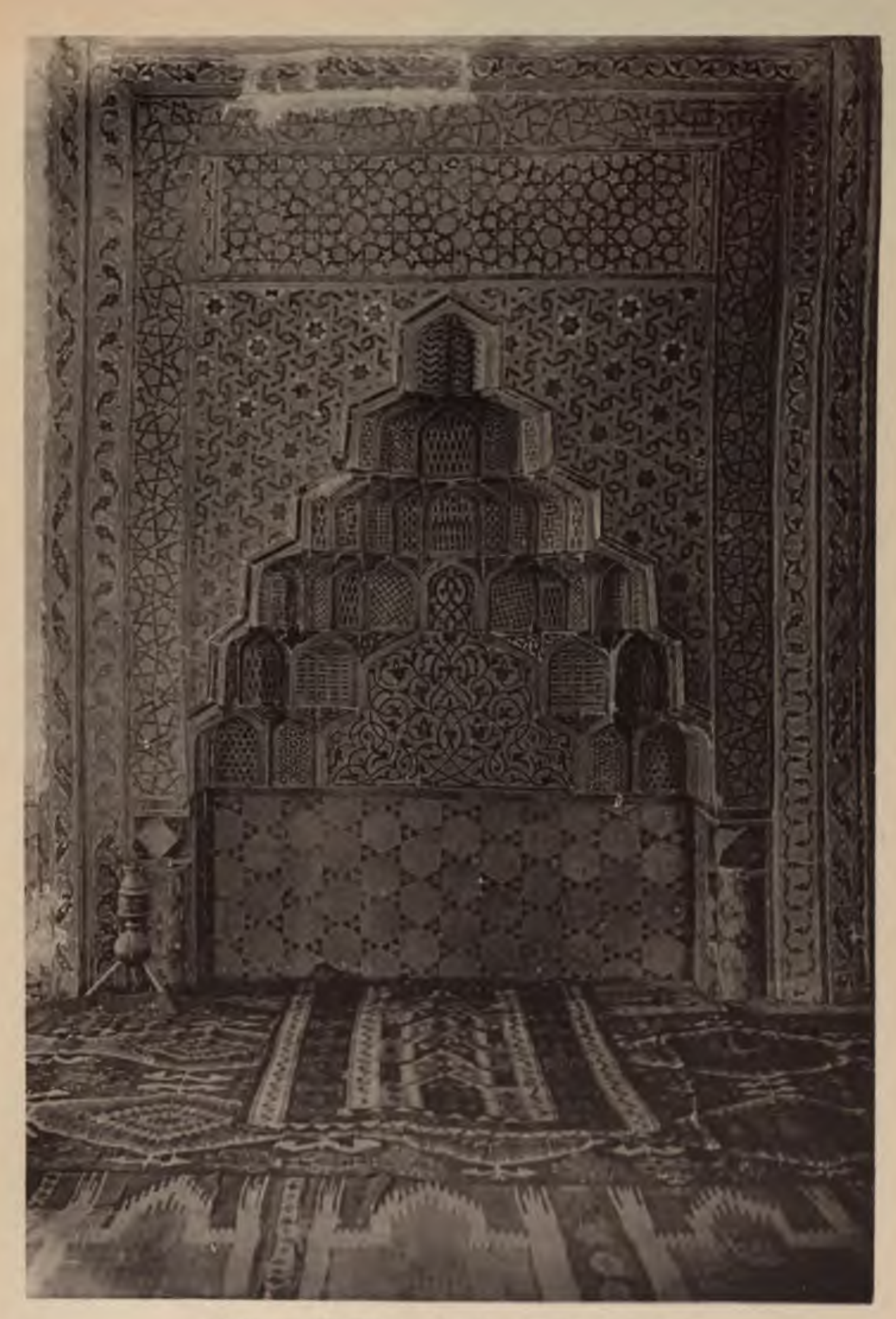




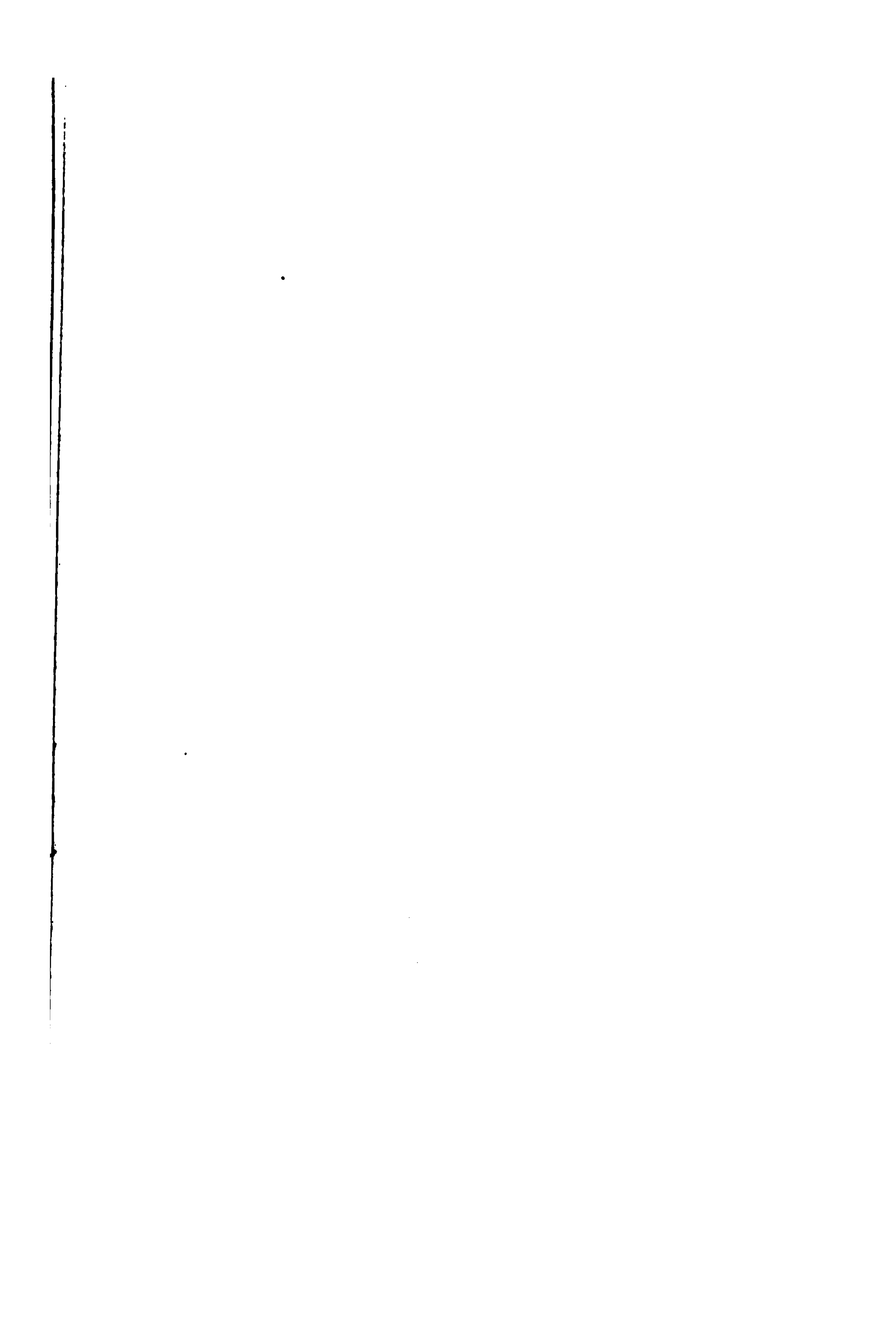
KONIA, ENERGHE DJAMI, FENSTER AM PORTAL

XXVII





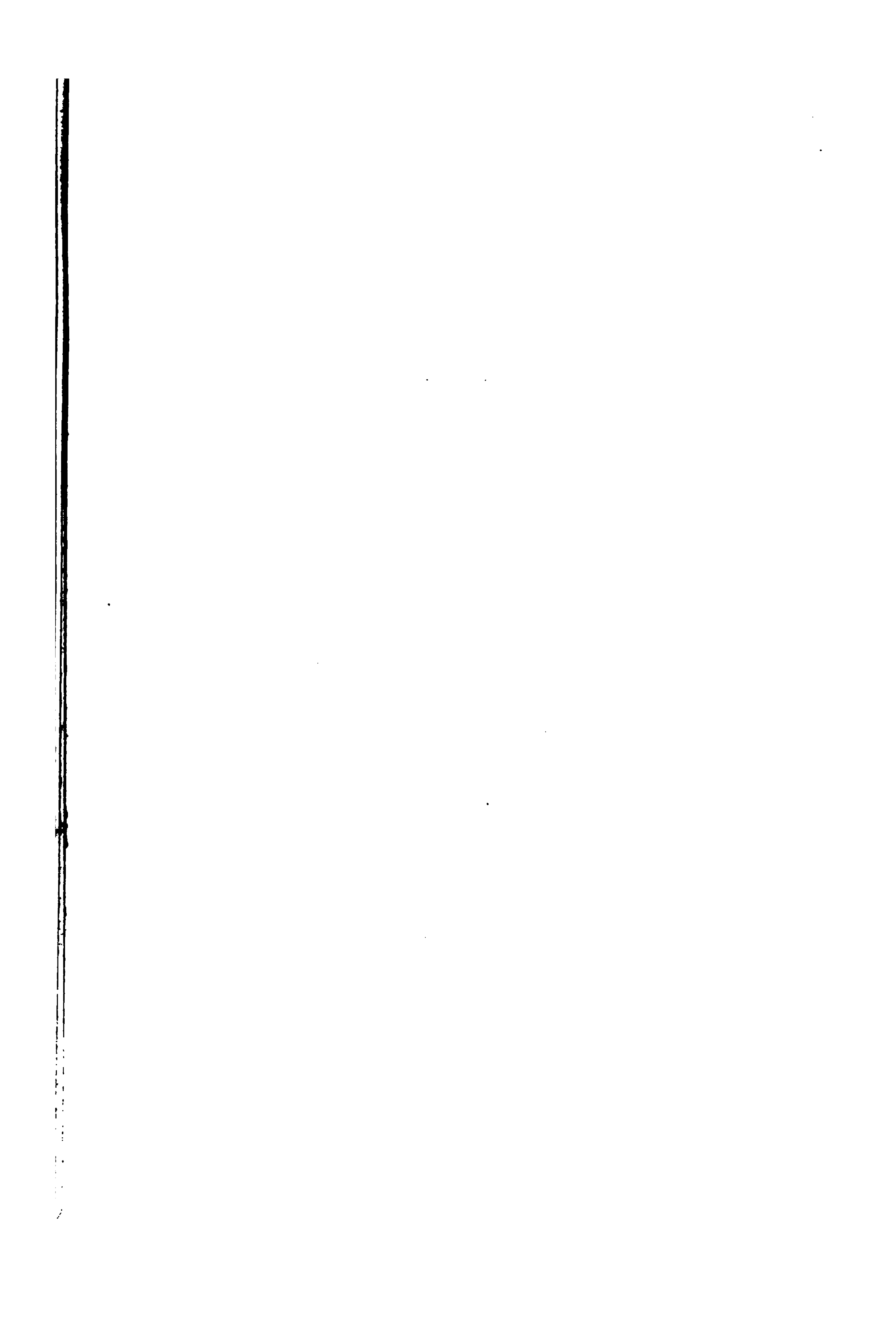
Konia, Energhe Djami, Gebetsnische
XXVIII





KONIA, TURBE DES FACHR EDDIN ALI

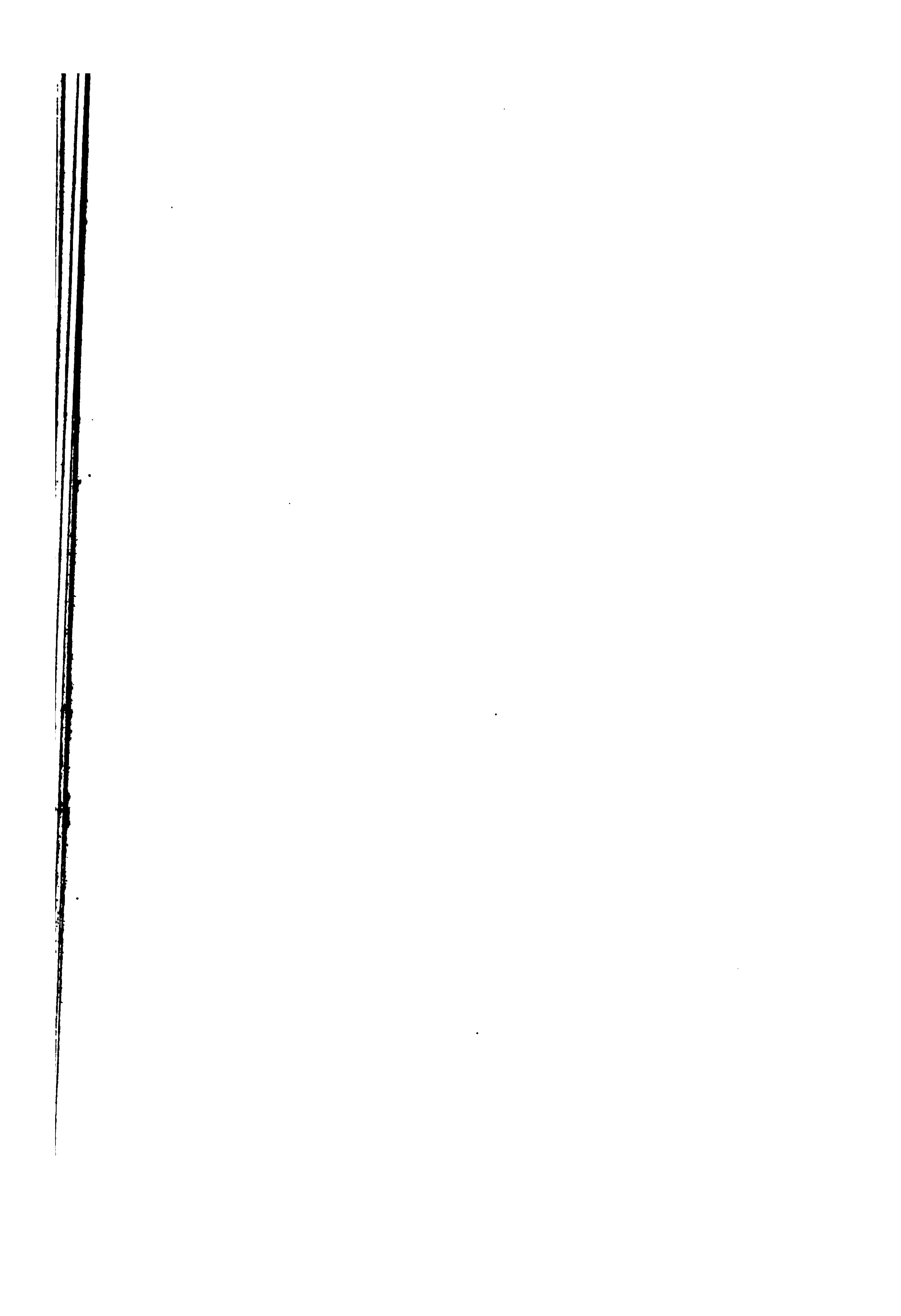
XXIX





Konia, Indje Djami

XXX





Sultan Han

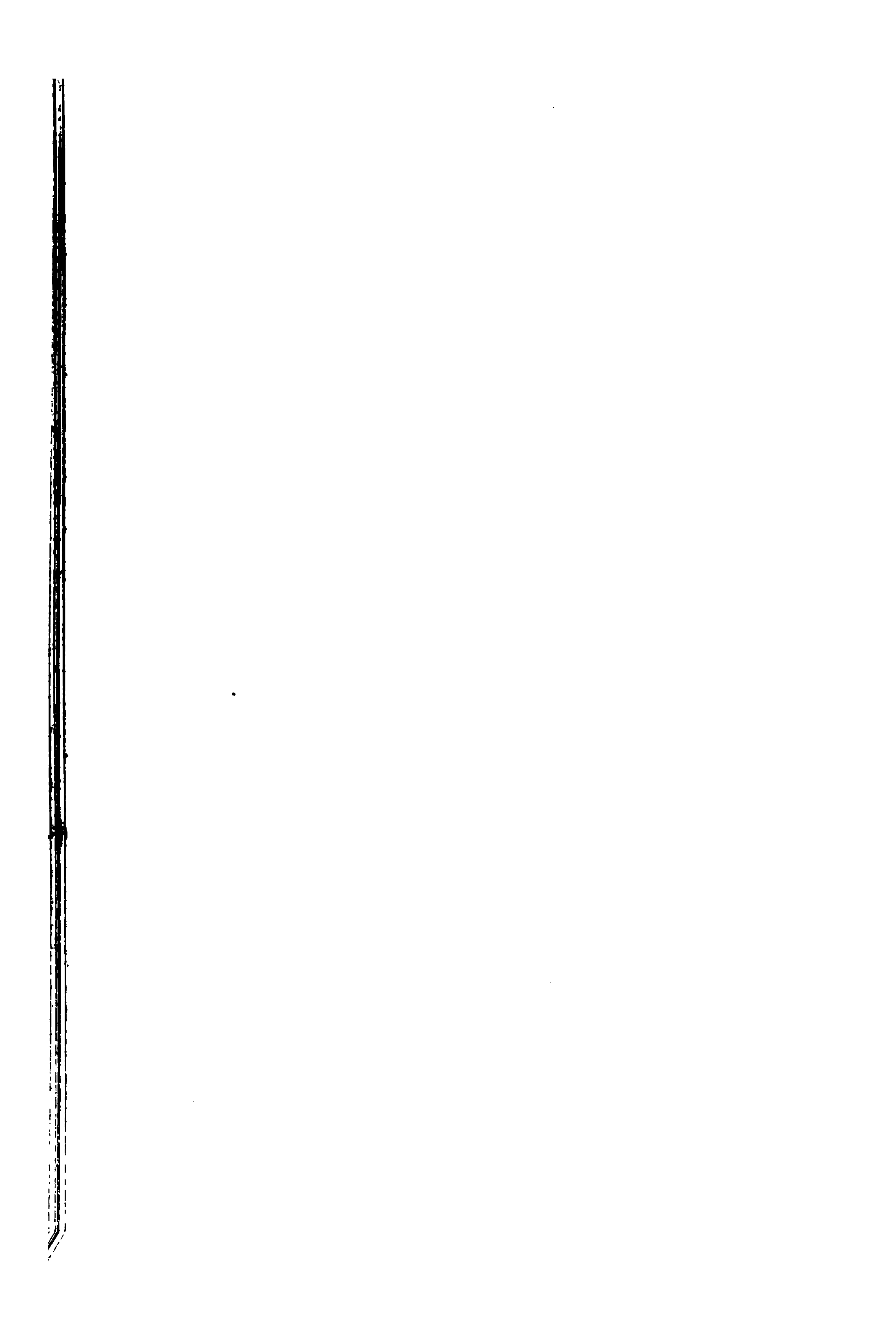
XXXI





SULTAN HAN, HAUPT-PORTAL

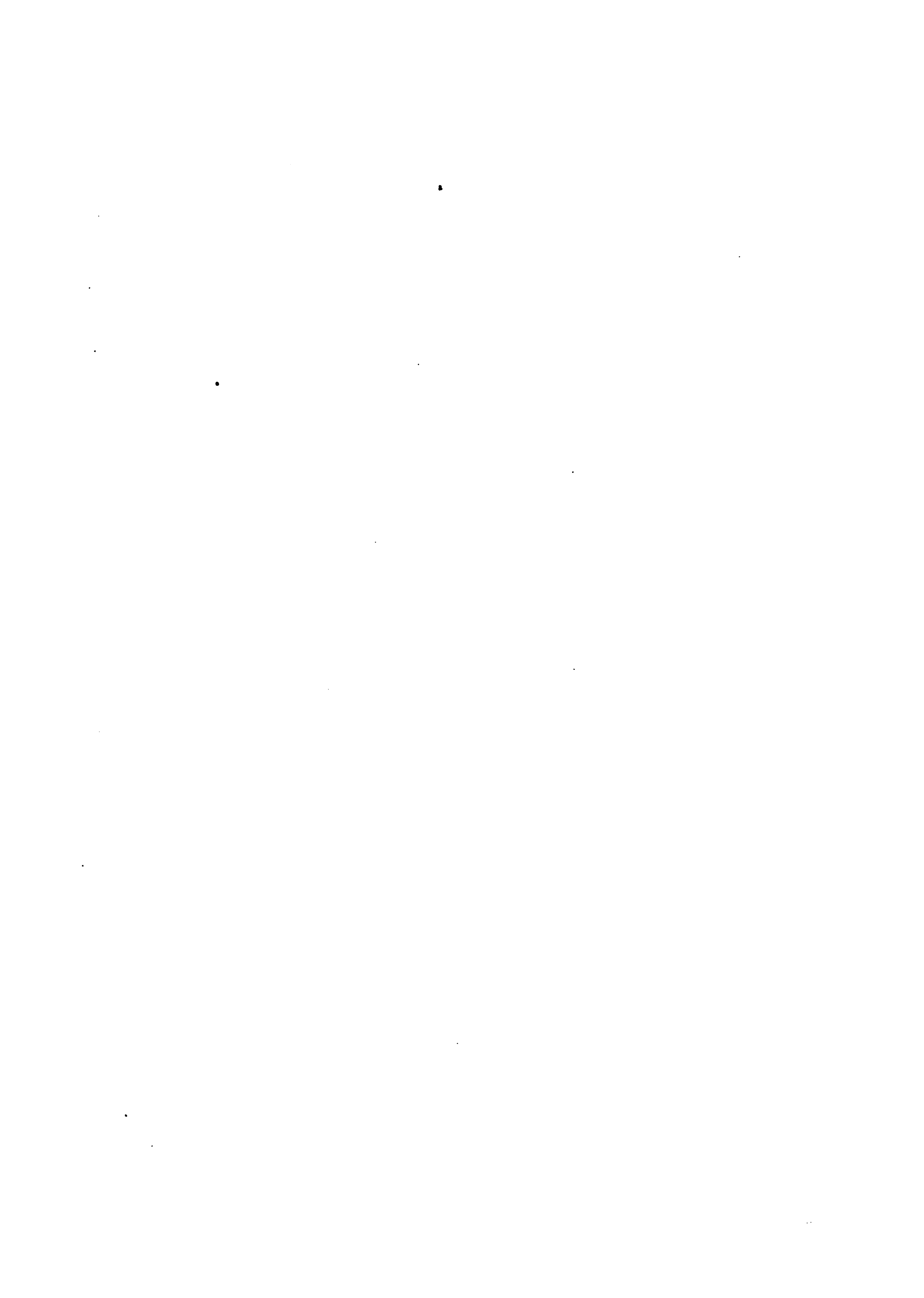
XXXII





SULTAN HAN, HAUPT-PORTAL

XXXIII





SULTAN HAN, NORDSEITE DES HOFES

XXXIV

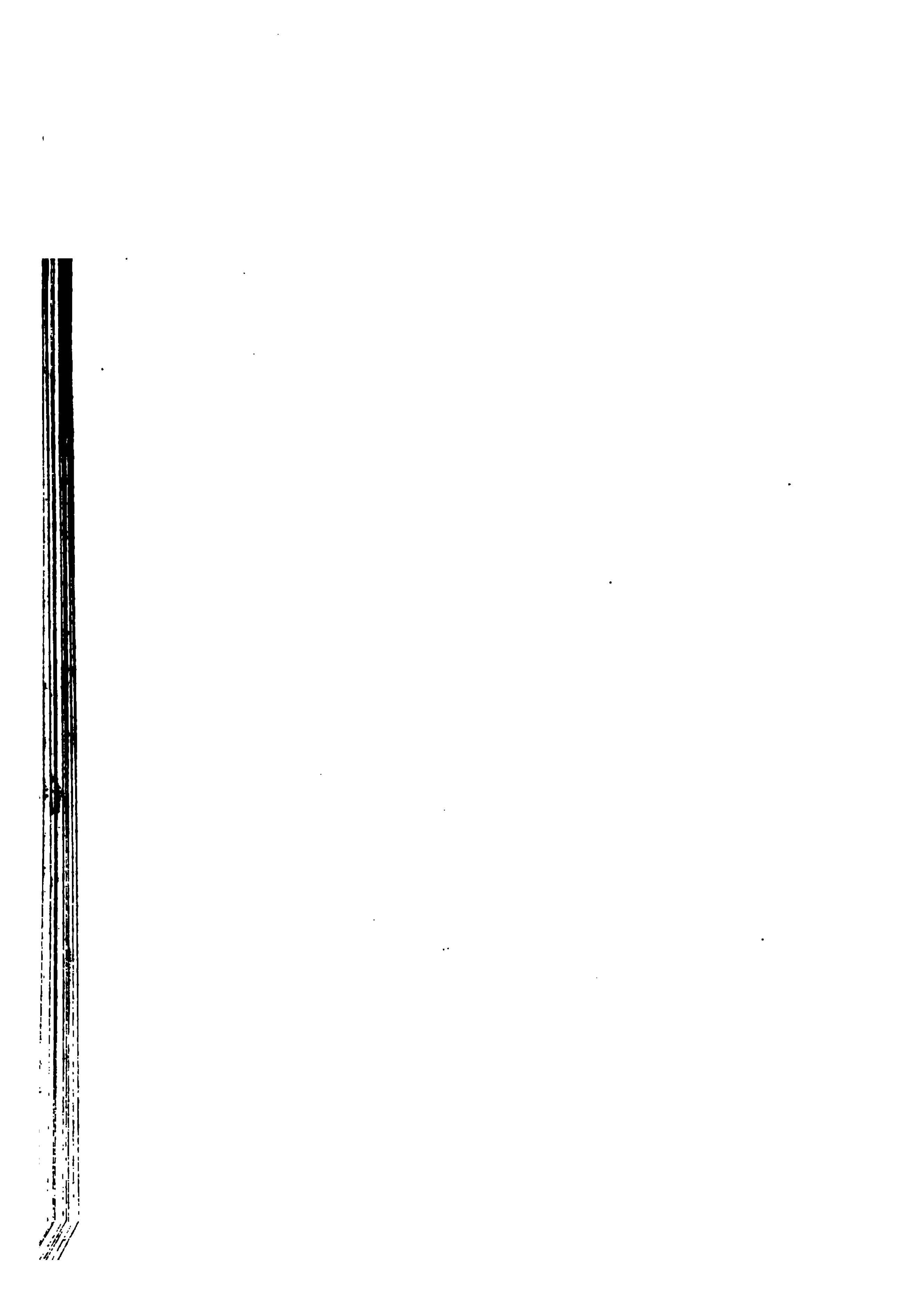


SULTAN HAN, HOF-PORTAL
XXXV



Sultan Han, Moschee im Hof

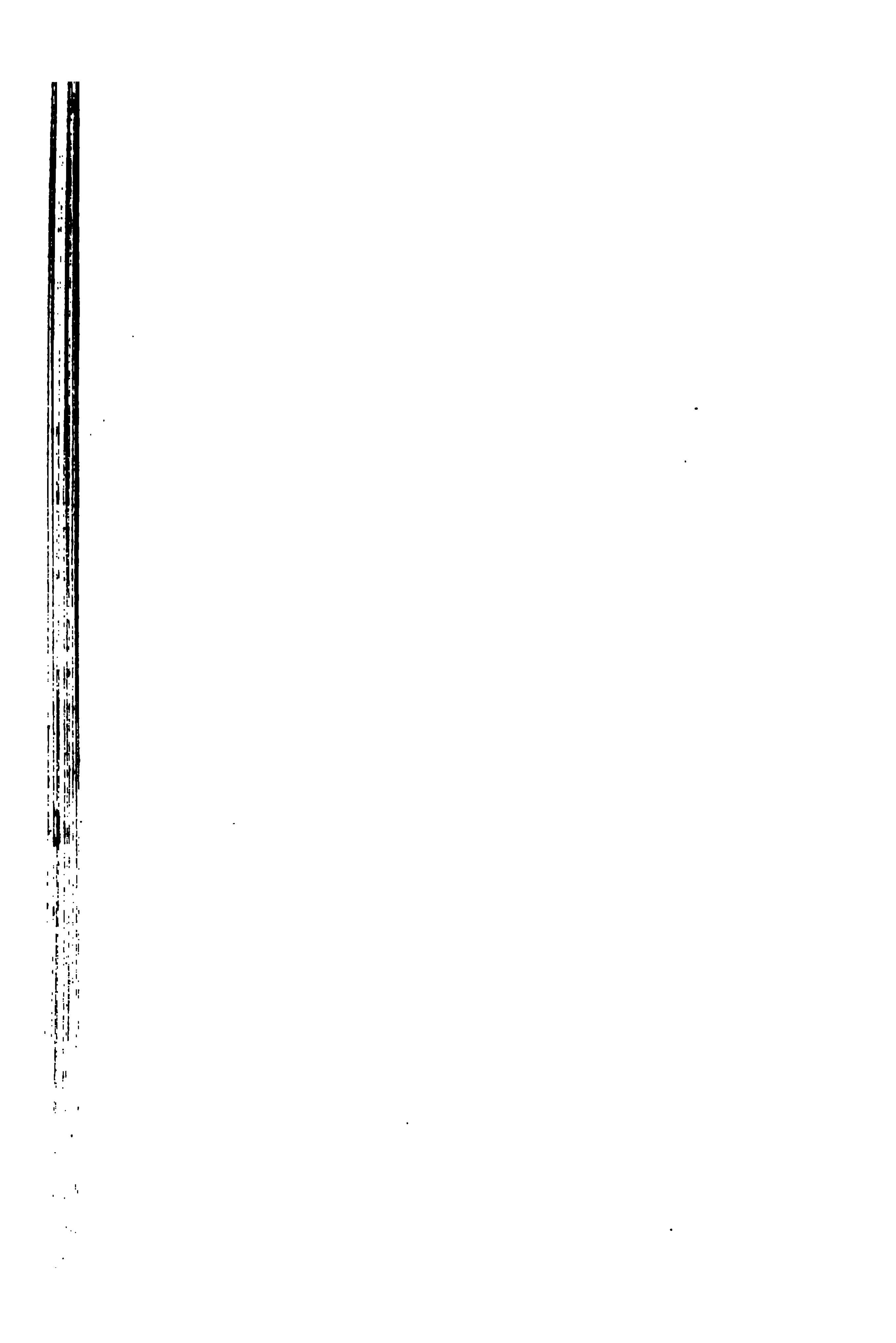
XXXVI





Sultan Han, Gewölbe

XXXVII





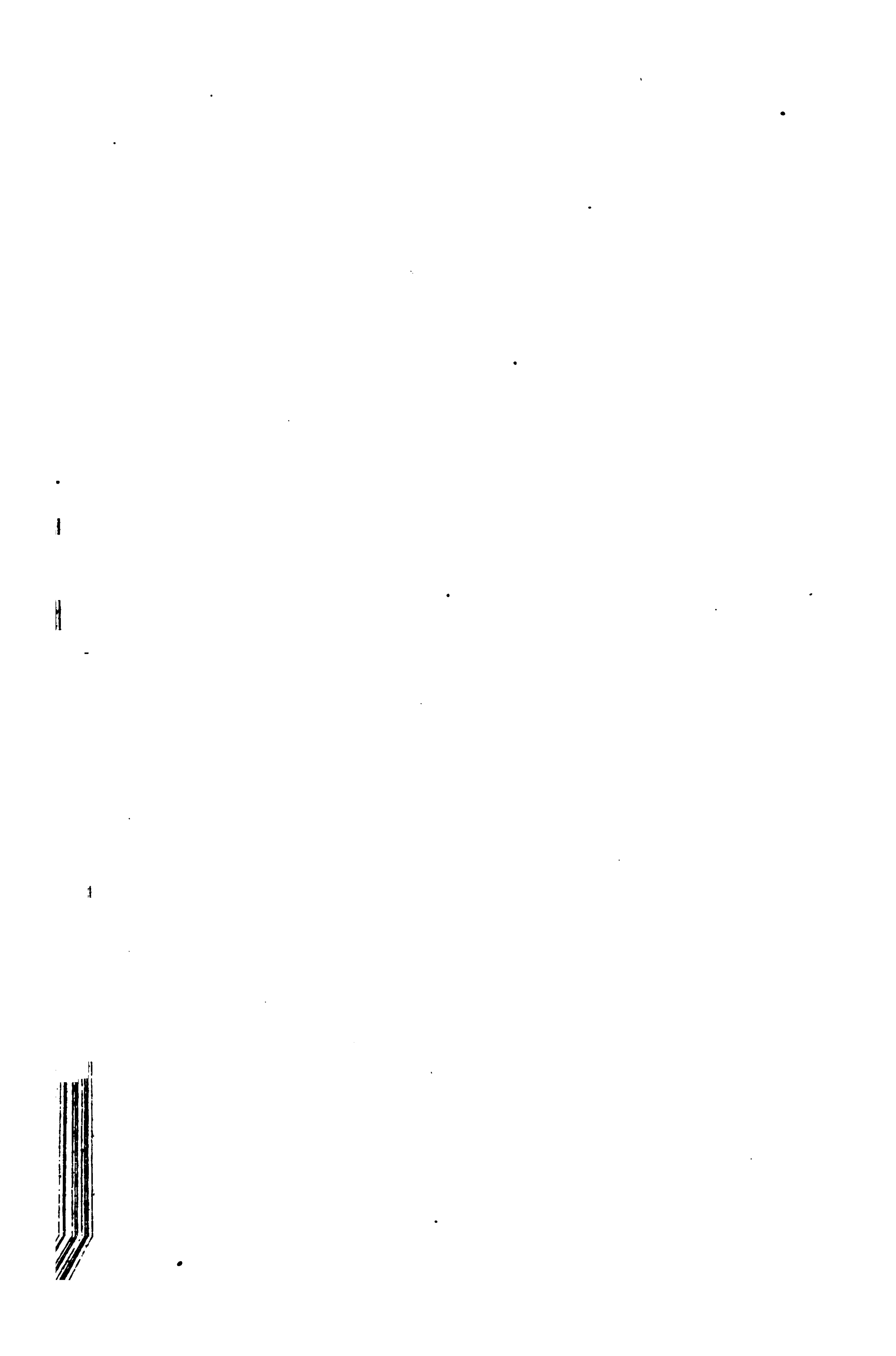
SULTAN HAN, GEWÖLBE

XXXVIII



OBRUK, SEE (ein Maar).

XXXIX





Obruk, zweirädriger Karren

XL



Akserai

XLI



AKSERAI, MARKTPLATZ

XLII



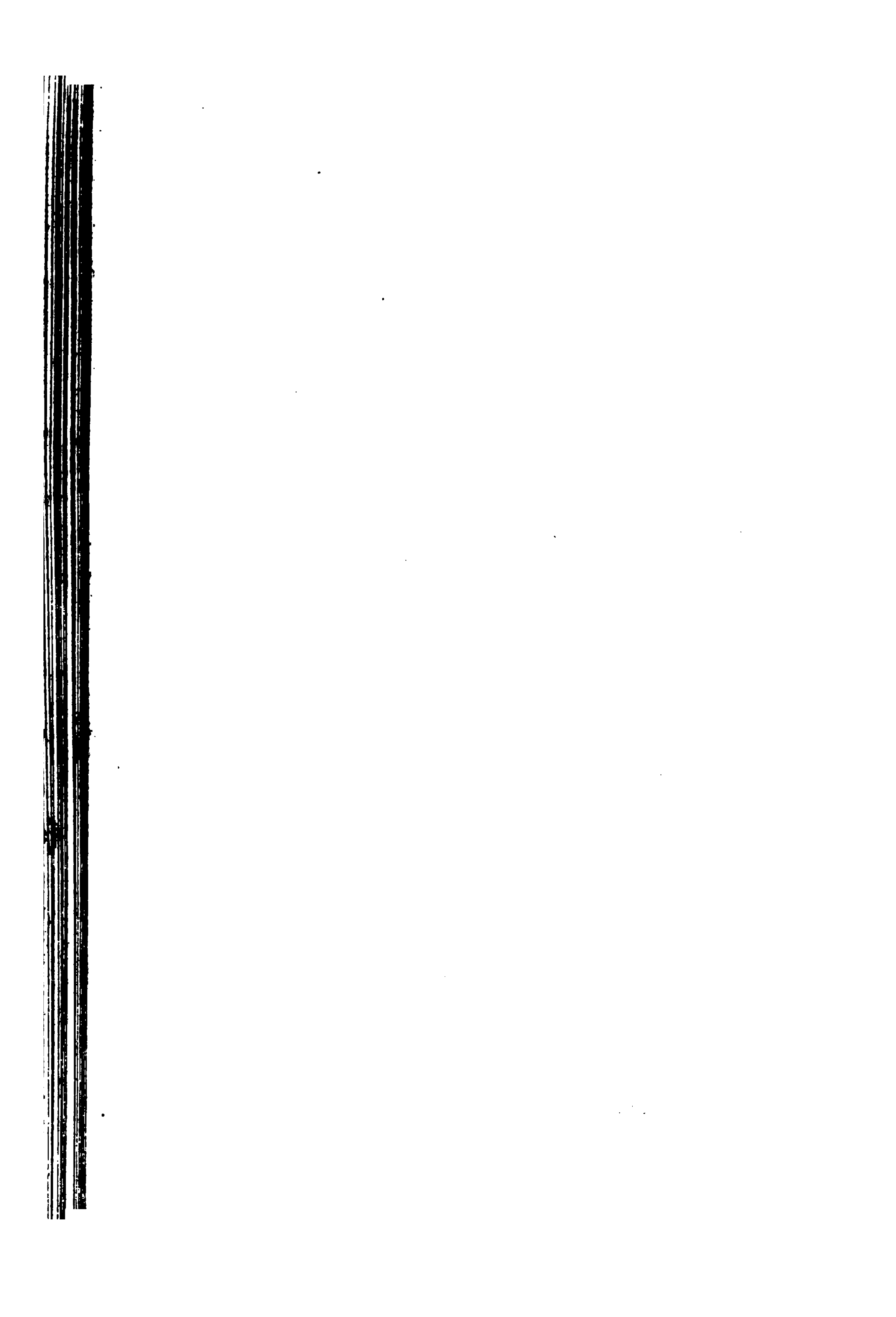
Akseraï, Medresse des Ibrahim Bey

XLIII



SUVEREK, PORTAL DES HANS

XLIV





Kitschimusla

XLV



Einwohner von Dewrend Köi

XLVI



BALKI, UNTERKUNFTSHAUS

XLVII



BALKI, BRÜCKE ÜBER DEN ILGYN TSCHAI

XLVIII



BEISCHEHIR, THOR

II.



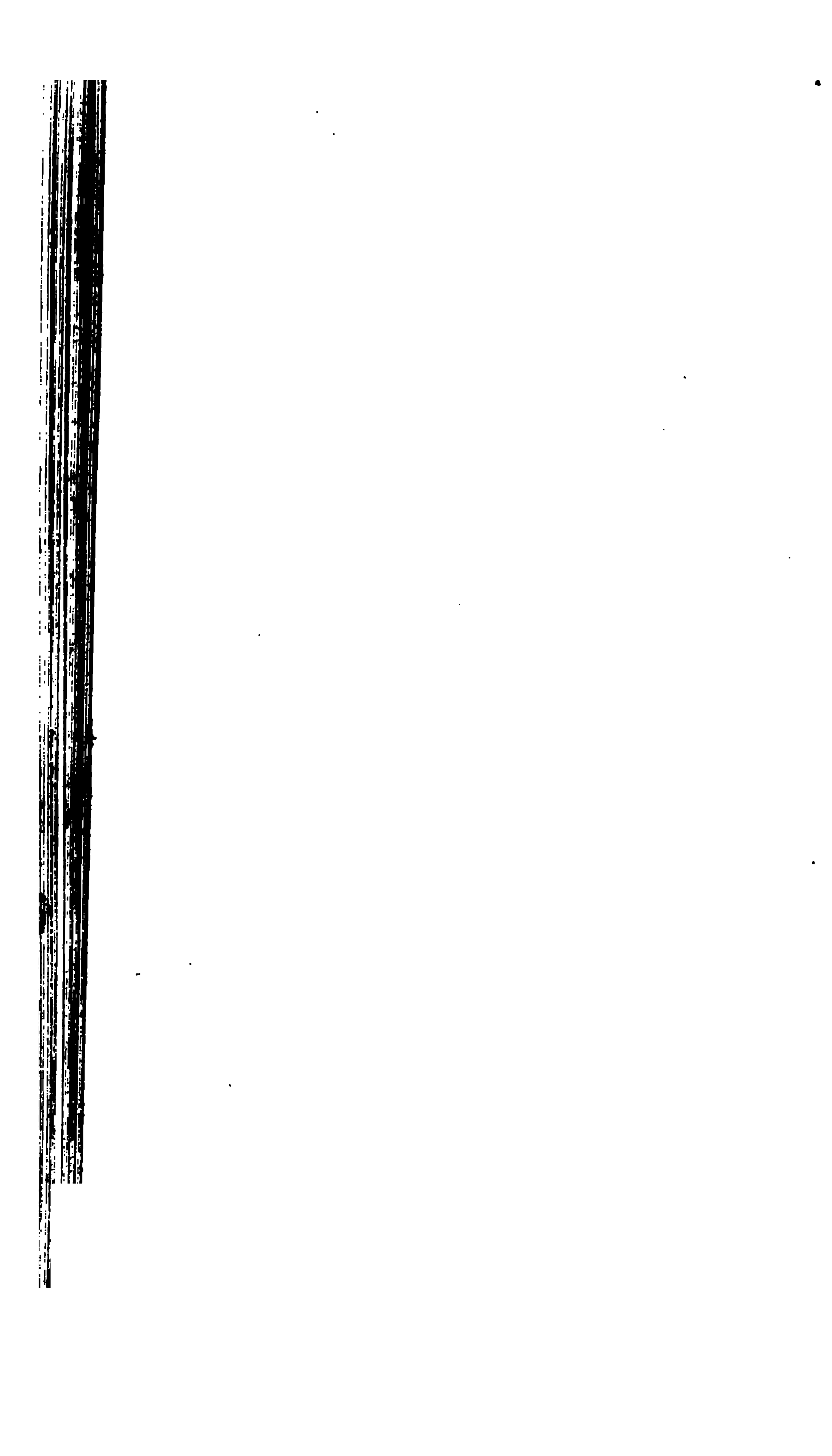
Beischehir, Eschref Rum Djami

L



Beischehir, Eschref Rum Djami, Portal

LI





Beischehir, Eschref Rum Djami, Inneres

LII



IRMAK, AUSFLUSS DES BEISCHEHIR SEES

LIII





ANAMAS DAGH

LIV



Blick vom Anamas Dagh auf den Beischehir See

LV

Anamas Dagh

LVI



AFSCHAR KÖI

LVII



Siwri Kalessi, Tempelruine

LVIII





SIWRI KALESSI, EXEDRA

LIX



EGHERDIR

LX





EGHERDIR, KASTELL

LXI



Egherdir, Blick vom Kastell auf die Inseln

LXII





EGHERDIR, HAUPTSTRASSE

LXIII



EGHERDIR, PORTAL DER MEDRESSE

LXIV





Egherdir, Hof der Medresse

LXV



EGHERDIŘ, BIBLIOTHEK

LXVI



Egherdir, Platanen auf der Insel Djan

LXVII



EGHERDIR, UFER DER INSEL NIS

LXVIII



EGHERDIR, FLUR IM HAUS DES ISMAIL EFENDI

LXIX



Egherdir, Ismail Efendi und Familie

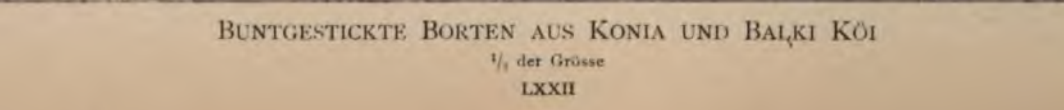
LXX



BUNTGESTICKTES TUCH AUS ÜSKELES

$^{1}/_{10}$ der Grösse

LXXI



Buntgestickte Borten aus Konia und Baļki Köi

1/[illegible] der Grösse

LXXII



BUNTGESTICKTES TUCH AUS EGHERDIR

$^{1}/_{8}$ der Grösse

LXXIII



Tuch mit Goldlan- und bunter Seidenstickerei

$1/4$ der Grösse

LXXIV



Buntbesticktes Leintuch aus Bajamly am Beischehir-See

LXXV

1/3 der Grösse



